Handbuch

zur

religiösen und moralischen Bildung

von

Dr. A. E. Wagner.

Zweite Auflage.

Erster Band:

Vergleichende Prüfung aller Religionen: Heidenthum, Judenthum, Christenthum.

Berlin.
Riegel's Verlags-Buchhandlung.
1860.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das vorliegende Werk war zunächst den religiös=freisinnigen Familienkreisen jener zahlreichen Gemeinde gewidmet, in welchen ich als Prediger zu wirken die Ehre habe, und bedurfte in seiner ersten Auflage deshalb keiner Vorrede, weil meine Freunde den Zweck und Umfang einer Arbeit kannten, die sie selber durch bestimmt ausgesprochene Fragen und Zweifel veranlaßt hatten: aus öffentlich gehaltenen Vorträgen ist dieselbe dann entstanden.

Bei dieser zweiten, für einen weiteren Kreis bestimmten und ohne Zweifel auch den Gegnern in die Hände fallenden Auflage, wäre eine ausführliche Vorerinnerung, Auseinandersetzung und Rechtfertigung von Nutzen, vielleicht sogar von Wichtigkeit; doch schien mir dies ähnlich soviel zu bedeuten, wie Eulen nach Athen zu tragen. Zu folgenden, wenigen Bemerkungen bin ich jedoch genöthigt:

Meine Arbeit soll durchaus nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen. Wenn Jeder leistet, was er kann, so thut er seine Schuldigkeit. Was meine schwachen Kräfte erlaubten, habe ich auch gewollt, um jene Zeit vorbereiten zu helfen, in welcher die religiös=sittlichen Grundsätze der Vernunft alle über= und unvernünftigen Traditionen verdrängt haben werden.

Ob daher der Titel dieses Buches glücklich oder richtig gewählt sei? ob es ein „Handbuch" ist? — darüber möge man mit mir nicht rechten. Es giebt Handbücher für Gelehrte und andere für Ungelehrte. Nach der Schablone einiger Systemmacher ist das Vorliegende allerdings nicht ausgefallen. Für alt- und neumodische Theologen ist es auch kein Handbuch, wohl aber so hoffe ich, für denkende Laien, für das Volk. Denjenigen, welche es bereits öfter zur Hand genommen haben, macht der Titel — so viel ich weiß — keinen Kummer.

Daß die hier gesammelten Ansichten vielen, durch ihr Alter grau und darum auch ehrwürdig aussehenden Lieblingsmeinungen in verletzender Weise entgegentreten, weiß ich sehr wohl: aber ich behaupte auch, daß hier Ansichten gegenüber Ansichten stehen, die Alle ein gleiches Recht des Daseins haben.

Unter den mannigfachen Urtheilen, die mir bisher vor Augen und zu Ohren gekommen sind, waren mir die bösen und zornigen am lehrreichsten und liebsten, weil sie mich in den Ueberzeugungen bestärkten, von welchen ich durchdrungen, zu denen ich schon in der dreizehnjährigen Schule des Mönchthums angeleitet worden bin.

Die medizinische Anatomie ist so weit entwickelt, daß man aus dem kleinen Bestandtheil eines menschlichen oder thierischen Knochengerippes auf das Ganze zu schließen weiß. Die literarischen Kritiker versuchen sich nicht selten in gleichen Kunststücken. Ich habe Beurtheilungen erfahren, denen, wie ich ganz bestimmt weiß, nur die letzten Bogen des zweibändigen Buches zu Grunde lagen; und doch haben sie sich mit großer „Gründlichkeit" über das Ganze verbreitet. Gegen solche Methode brauche ich mich wohl nicht zu vertheidigen.

Andere klagten, daß hier dem altehrwürdigen Glauben der Väter Alles genommen und dafür nichts Besseres gegeben werde. Ich bedauere aufrichtig jene „Leser", die nicht mehr als solches Weh herausgelesen haben.

Wenn die freien Ansichten des Buches ganz „rücksichtslos"

ausgesprochen sind, so halte ich das für keinen Vorwurf, und wenn sich Mancher darüber ärgert, so rührt es mich nicht. Etwas Inquisitionsfeuer kann man sich heute noch gefallen lassen.

Hätte ich endlich nur „den Unglauben der Denker zu rechtfertigen und wohl gar zu begründen" gestrebt, so würde ich auch das noch nicht bedauern, sondern nur, daß es mir nicht so gelungen ist, wie ich wohl wünschte.

Stettin, im Mai 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Band: Eine vergleichende Prüfung aller Religionen.

Erste Abtheilung: Das alte Heidenthum.

Zweite Abtheilung: Das alte Judenthum.

Dritte Abtheilung: Reformation des Judenthums.

Zweiter Band: Freie Ansichten über unsere vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren.

Erste Abtheilung: Menschennatur und Würde.

Zweite Abtheilung: Erdenleben und Sternenwelt.

Dritte Abtheilung: Vom Rechte, das mit uns geboren.

Vierte Abtheilung: Menschliche Glückseligkeit.

Fünfte Abtheilung: Schuld und Unschuld des Menschen.

Sechste Abtheilung: Seelenheilanstalt.

Siebente Abtheilung: Drang der Gesetze.

Achte Abtheilung: Menschlichkeit.

Heidenthum.

I.

„In seinen Göttern malt der
Mensch sich."

Es soll einmal ein goldenes Zeitalter gegeben haben. Nach den Aussagen berühmter Schriftsteller wäre es im Heidenthum gewesen. So preiset es Schiller in seinem Gedichte: **„die Götter Griechenlands"**. Seine zärtlichsten Erinnerungen weiht er ihrer Religion. Damals, meint er, wo die vielen Gottheiten als liebliche und schöne Wesen im Glauben — in der Einbildung — der Menschen walteten, war das Leben auch schön und lieblich, schöner und lieblicher als jetzt, wo dieser Glaube fehlt. Damals wimmelte noch Alles von Göttern und Göttinnen jeder Art, und Jedermann mußte immer und überall ihre beseligende Nähe fühlen. Sie regierten — aber nur „an der Freude leichtem Gängelband," und der Mensch konnte, durfte nicht traurig sein. Nicht „finstrer Ernst und trauriges Entsagen," sondern Seligleben war der Götter Gebot und Wille, daher gehörten Blumen, Gesang, Tanz und Spiel zum Gottesdienste und Glücklichsein, Glücklichmachen war der Kern aller Religiosität. — „Wie ganz anders, anders war es da!" ruft der Dichter, und, indem er einen betrübten Blick auf das nüchterne und farblose Leben seiner Gegenwart wirft, seufzt:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur! — Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur." —

Einem Dichter verargt man nicht solche liebliche Phantasien; man fragt nicht, ob es einst in Griechenland auch wirklich so war, wie er es besingt. Daß die Griechen bei ihrem Götterdienste jemals nur halb so neidenswerth glücklich waren, wie Schiller spricht, ist nicht nachzuweisen: aber das glaubt ihm ein Jeder gerne, daß die Menschen immer und in Allem — nach Kraft ihrer Erkenntniß und ihres Charakters — glücklich zu sein strebten, daß aber alle Seligkeit des Heidenthums, alle die schönen Götter und was ihnen sonst angehört, eben „nur im Feenlande der Lieder" aufzuspüren sind.

Der Dichter, dem es um Bildung und Kunst, Wissenschaft und edlen Lebensgenuß zu thun ist, leiht gerne seinen Gedanken irgend ein schönes Kleid. Schiller sehnt sich nach dem Leben eines goldenen Zeitalters, er träumt von einer bessern Welt, und — „sie war einmal — denkt er — unter der Freudenregierung beseligender Gottheiten, in jenem Lande, das seit undenklichen Zeiten alle Dichter preisen." Da wurden — meint er — alle die Forderungen und Wünsche erfüllt, die er an das Leben stellt. Dahin versetzt er also seine Sehnsucht und darnach beschreibt er Götter, Religion und Seligkeit. Doch, genau besehen, sind es nur des Dichters Phantasien. — „Schöne Welt, wo bist du?" — In der Seele Schillers. — Die Welt der Griechen, ihr Glück, ihre Götter, Alles veredelte Traumgestalten der gesteigerten Einbildungskraft. Der Dichter malte seine Sehnsucht, und in dieser Malerei — sich. Er selbst war es, der „eine zauberische Hülle lieblich um die Wahrheit gewunden" und Griechen und Götter so gedacht hat, wie er sie wünschte, wie sie sein könnten, oder sollten.

„In seinen Göttern malte sich der Dichter." —

Aber wie ein Dichter, so ein Dichtervolk; wie Schiller, so die **Griechen** des Alterthums. Ihre Religionslehren waren Dichtungen, hervorgegangen aus den Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes. In einem reizenden Lande lebend, von mildem Klima begünstigt, von wunderherrlichen Naturerscheinungen umgeben, entwickelte sich dieses Volk auf besondere Weise. Die Naturgesetze waren nicht drückend und nöthigten nur zur leichten Arbeit, zu jenen Beschäftigungen, die das Leben verschönern. Sorge und Qual brauchten eben nur so groß zu sein, um die Annehmlichkeiten des Daseins zu würzen, und das Volk konnte sich der Heiterkeit und Zufriedenheit ungehindert ergeben. Das Land war reich an Naturgaben, seine Bewohner wurden nicht

abgespannt und träge. Es war auch nicht zu groß; ein freies einiges Zusammenleben machte sich leicht, leichter, als bei Völkern, deren ungeheure Größe nur durch Gewalt und Strenge zusammengehalten werden konnte. —

War nun eine Nation, wie die griechische, frei und frohen Muthes, so konnten ihre Götter nicht finster, mürrisch und unerbittlich strenge sein, und war der Grieche, durch den Reiz der Natur angeregt, empfindsam, sinnlich, so waren es auch seine Götter. Hatte er feine Bildung und edlen Sinn, Geschmack an Schönheit, Kunst und Wissenschaft, so hatten das Alles im höhern Grade auch sie; trieb der Mann Ackerbau und Gewerbe, oder führte er ein Hirten- und Jägerleben, so wußte er Gleiches von seinen Göttern zu sagen. Ja, sein ganzes Hauswesen dachte er sich im himmlischen Wohnsitze nur in veredelterem Maße wiederholt; es fehlten da nicht einmal die spinnenden und webenden, zank- und eifersüchtigen Götterfrauen. —

Wenn je eine Religion, so bestätigt die der alten Griechen den Ausspruch: „In seinen Göttern malt sich der Mensch.“ —

Der Griechen Gottheiten sprechen und verstehen griechisch. Welche andere Sprache sollte ihnen auch eigen sein? — Sie mußten ja ihn, er sie verstehen, sonst halfen sie ihm nichts. Wenn er im duftenden Haine, im feierlich stillen Walde einsam lustwandelte, und ein leiser Schauer natürlicher Andacht ihn überlief, da dachte er an die heilige Nähe eines Gottes, einer Göttin, oder Beider, oder Mehrerer. Er lauschte, horchte und — hörte: — Was? — Das leise Geflüster der Baumzweige. Und es dauerte nicht lange, so verstand er auch dieses Geflüster: — Die Gottheit sprach, offenbarte. — Verstand er aber nichts davon, so fragte er seine Priester, was dieses und jenes Flüstern zu bedeuten habe. Und seine Priester gingen hin, horchten und hörten es auch, verstanden es gar wohl und wußten es in griechischer Sprache genau wieder zu geben. Sonderbare Fügung! Was der griechische Priester dachte, das hatte die Gottheit geoffenbart. — „Im Gotte malte sich der Priester.“ —

Das griechische Volk zeichnete sich durch eine lebhafte Phantasie aus: daher fand es all überall und für Alles, für das Hauswesen, für die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, selbst für die ganz besondern Angelegenheiten eines Einzelnen, geeignete Gottheiten, einflußreich und segenspendend, wie man es nur wünschen konnte.

In allen Lüften schwebten sie, in Bäumen und Gebüschen, im Schilf und Rohr, an Bächen und Hügeln, selbst im todten Gestein nisteten sie, im blendenden Schaum der Wellen trieben sie ihr seliges Wesen. „Alles zeigte — doch nur dem geweihten Blick — irgend eines Gottes Spur.“ —

So kam es, daß der Grieche selbst jene Dinge freudig beseelt glaubte, die noch nie empfunden haben, nie empfinden werden. Er selber hauchte ihnen Leben, Götterleben, d. i. seiner Gedanken Leben ein. —

Es ist begreiflich, daß diese zahllosen Gottheiten des altgriechischen Glaubens von der gesteigerten Einbildungskraft mit dem Besten und Reizendsten oder möglichst Sonderbaren und Wunderlichen ausgestattet wurden. Der Grieche ließ da seinem Witz und Scharfsinn freien Lauf. Daher enthalten seine Göttergeschichten auch manche bedeutungsvolle Einbildung menschlichen Geistes. — So lehrt z. B. der griechische Götterglaube, die Vernunft des allerhöchsten Gottes sei ein besondres Wesen, Gottmensch, geworden, nicht vom Weibe geboren. Aus dem getheilten Schädel des Göttervaters sei diese verkörperte Vernunft, Minerva, die Göttin der Weisheit, hervorgegangen; sie habe dann den Menschen Kunst, Wissenschaft und Fertigkeiten aller Art gelehrt. — Der Gott der Zeit hat — so sagte ferner der rechtgläubige Grieche — seine eigenen Kinder, die Kinder seiner Kraft, wieder verzehrt, mit Ausnahme jener, welche seine Frau glücklich zu beseitigen gewußt hat. Diese — es waren ihrer Drei — stießen dann ihren Urheber vom Weltenthrone und theilten die Regierung; der Eine behielt Himmel und Erde, der Andere nahm das Wasser, der Dritte die Unterwelt. — So groß die Welt für den damaligen Verstand der Menschen war, wurde sie unter die göttlichen Machthaber vertheilt.

Wie erfinderisch war die Phantasie der Griechen, wenn sie erzählten, daß die Gottheit Uebelthaten, besonders Beleidigung ihrer Hoheit an Menschen strafte. Der Eine mußte z. B. seinen Frevel dadurch büßen, daß er mitten unter üppigen Fruchtbäumen hungerte und an sprudelnden Gewässern vor Durst verschmachtete. — Ein Anderer mußte ein Felsstück den Berg emporwälzen, nahe am Ziele aber wieder in die Tiefe hinab rollen lassen, um die mühsame Arbeit ewig von Neuem zu beginnen. — Ein Dritter hatte aus Lehm und Wasser Menschen gebildet, und den Göttern ein wenig des himmlischen Feuers entwendet, um damit seine kleinen, armen Menschen-

puppen zu versorgen, d. h. zu beleben. Dafür wurde er, der Frevler! an einen Felsen des großen kaukasischen Gebirges angeschmiedet; täglich hackte der Götter-Adler ihm aus dem Leibe die Leber, welche über Nacht wieder neu anwuchs. — Was des Menschen Phantasie träumt, das geschieht, wenn sonst nirgend wo, wenigstens im Reiche der Götter. —

Der Grieche glaubte zwar nicht, daß die Gottheiten seines Volkes höchst gerecht, gütig und heilig, oder etwa ewig, ja er meinte, daß sie nicht einmal allmächtig, allwissend, allgegenwärtig seien: aber er muthete ihnen doch übermenschliche Vorzüge an Muth, Stärke und Beweglichkeit zu, vorzüglich immerwährende Jugend und die neidenswerthe Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. Und wie er glaubte, so waren sie. —

Auf sein Leben ließ er sie zwar großen Einfluß üben, aber das höchste und eigentlichste Geschick legte er nicht in ihre Hand, sondern dachte, sie selbst seien an ein Schicksal gebunden, das ihnen unbekannt ist. —

Wenn ihre Kräfte auch übermenschlich waren, so konnten sie doch nicht unendlich sein; denn das wußte selbst der glaubensvollste Grieche, daß sich eine jede Kraft bei übermäßiger Anstrengung aufreibt. Daher wurde auch den Göttern allzulange Mühe schwer, und sie ermüdeten, wurden z. B. im Kampfe verwundet, wohl gar gefangen. —

Er muthete ihnen zu, daß sie in der Regel das Gute wollen und beschützen, das Böse hassen und meiden: aber er war auch des Glaubens, daß sie ausnahmsweise nicht immer können, wie sie wollen, daß sie zwar an ihre Eide gebunden sind, es aber im Nothfalle mit Lüge und Betrug nicht genau nehmen, ja wohl gar in die Nothwendigkeit kommen, den Menschen selbst zum Eidbruch oder andrem Unrecht zu verleiten. So machte er aus ihnen, was er wollte, und malte in dem Ihren sein eigenes Leben. —

„Mit der Götter Hülfe" vollbrachte der Grieche Alles, oder hoffte es zu vollbringen, auch das Unrecht, auch Thorheiten und Schwänke, Rauschhändel, Zank und Krieg. Am Trojanischen Kriege nahm fast die ganze Götterwelt Antheil, und zerfiel dabei in zwei Parteien, eine für, eine gegen die Griechen. Was hätte der Mensch auch von seinen Göttern, wenn sie nicht an Allem was ihm begegnet, Theil nähmen.

Lach- und lebenslustige Menschen werden sich auch ihren religiösen Glauben darnach einrichten, wie ihnen zu Muthe ist:

das lehrt die tägliche Erfahrung. Der Grieche, heitern Humors und aufgeräumten Gemüths, wie er war, verehrte zwar seine Gottheiten hoch: aber er hielt sie nebenbei für sehr genuß- und vergnügungssüchtig, voll Lust und Uebermuth, voll Schalkheit und Ränke. Sie waren dann sein, oder er war ihr Ebenbild. — Zu den wichtigsten Beschäftigungen derselben gehörten daher Spiel und Vergnügtsein *), und die heilige Schrift der Griechen wußte gar manchen heitern Scherz, von Göttern ausgeführt, zu erzählen, der nebenbei vielleicht auch irgend welche geschichtliche oder naturwissenschaftliche Wahrheit in sich verborgen hielt. — In der Götter Erlebnisse zeichnete man ja so gern die Seinen. —

Der Gott der Unterwelt z. B. hatte früher einmal, als sein Vater noch allein regierte, in einem ehelichen Zwiste desselben die Partei der Mutter genommen, und war bei dieser Gelegenheit von dem erzürnten Vater vom Himmel herabgeworfen worden. Ein hinkendes Bein war die Folge des Falles. Er hatte nun das Schmiedehandwerk ergriffen und, als es galt, den Vater vom Throne zu stoßen, seinen Brüdern die nöthigen Waffen geliefert. Die große Donnerkeile des Ersten der drei Brüder, Zeus, war ein Kunstwerk, das aus seiner Werkstätte hervorgegangen war. Als er — Vulkan — selbständiger Gott der Unterwelt wurde, erhielt er trotz seiner Häßlichkeit die Schönste der Göttinnen, die aus Meeresschaum Gestaltete, zur Frau. Einst waren die Götter auf dem durch seine reizende Lage wohlbekannten Berge Olymp in gewohnter Weise versammelt, und der hinkende Schmiedemeister ging, in der Gesellschaft den vergnügenden Göttertrank herumreichend, hin und her. Er, der Mann der reizendsten Frau, bemühte sich gerade zu gehen, und über seine Anstrengung, den Fußfehler zu verheimlichen, brachen die gesammten Gottheiten in ein Gelächter aus, von dem die heilige Schrift der Griechen sagt, es sei „unauslöschlich" gewesen. — Woher kann das Volk den Stoff zu dieser geheiligten Erzählung genommen haben? —

Solcher heiteren Bilder war die Religion der alten Griechen übervoll, und Alles, was Scharfsinn, Laune, Witz

*) Selbst noch in späteren Zeiten, als das Leben des Heidenthums im Lichte der Christuslehre zu erblassen anfing, sprach ein christlicher Schriftsteller allen Ernstes von dem Spielzeug des griechischen Göttervaters, das in einem Ball bestand, verfertigt von dem Schöpfer des Kosmos, d. i. der schönen Welt.

und Einbildungskraft zu Tage förderten, gelangte auf dem Wege der Dichtkunst in das Reich der Götter.

Der Höchste Aller, der „Gebieter im Rathe der Götter," der „Vater alles Lebens," „der Wesen Herr," „der Allschauende," dessen dreifaches Auge die dreifache Welt bewacht, der „ist, war und sein wird," Zeus, mit dem Donnerkeil und Blitzesstrahl, fürchterlich in seiner Macht und wie ihn sonst noch der rechte Glaube schilderte, war nebenbei das geistreich ausgedachte Ebenbild eines griechischen Herrschers, voll Kraft und Schwäche, Hoheit und Niedrigkeit, Ernst und Scherz. Der Charakter des griechischen Volkes hatte nichts dagegen, daß diese höchste Gottheit bei aller Majestät und Würde doch sehr menschlich gesinnt und gewillt war, ein Lebemann, der nicht verschmähte, alle Freuden des Daseins zu kosten, wo und wie immer sie sich darbieten. — „Keiner Freude schämte sich der Gott." — Dabei konnte er allerdings nicht immer sehr heilig und gerecht sein. Dagegen hatte jedoch der Glaube nichts einzuwenden. —

Dessen Gattin war das Ideal einer tüchtigen Griechenfrau und Hausmutter. Damit ihr aber ja nichts zur Vollständigkeit fehle, mußte sie auch höchst zänkisch und eifersüchtig sein. Während sie ihre Nebenbuhlerinnen mit griechisch leidenschaftlicher Rache verfolgte, quälte sie ihren Mann mit Vorwürfen so sehr, daß er sie endlich in seinem Zorne an einer goldenen Kette in den Lüften aufhängte. — Kurz: in der Erzählung und Beschreibung des göttlichen Getreibes übersprudelte die Dichter-Phantasie auf eine zu allen Zeiten bewunderte Weise, und wer diese Mythologie liest, wird ohne Zweifel den oft bewährten Ausspruch gerne unterschreiben, in seinen Göttern habe der Grieche eigentlich nur sich gemalt. —

Er selbst war auch das einzig mögliche Sinnbild der Gottheit, ein Bild Gottes für die Sinne. Außer ihm gab es ja nichts Höheres und Götterwürdigeres zu sehen; wenigstens kannte er nichts, hatte es nie gesehen, nie gehört. Das Maaß alles Wesenden mußte daher der Mensch werden und beim Griechenvolke natürlicher Weise der Grieche.

So wurden die Götter seines Glaubens vergeistigte Menschen, und wenn ihnen die Phantasie auch die größten Sonderbarkeiten andichtete, so wachte das bessere Gefühl eines so gebildeten Volkes darüber, daß sie ihm immer der Verehrung würdig blieben.

Was die äußere Darstellung des religiösen Glaubens

betrifft, so hat dieses kunstliebende Volk darin immer nur Schönheitssinn und edleren Geschmack zu entfalten gesucht. Die Griechen selbst, ein schöner, edel gebildeter Menschenschlag, konnten den Göttern nicht andere Gestalten andenken, als griechische. Der Nationalstolz allein hätte es schon verlangt. *)

Aber Niemand wird glauben, daß ein Volk ohne Leitung und Führung, einstimmig denselben Ausdruck religiöser Gefühle finden und aussprechen wird. So wie eine jede Nation hatte auch die griechische ihre Tonangeber und Stimmführer. Ihre vorzüglichsten Religionslehrer waren jedoch nicht Priester sondern Dichter. Diese liehen dem Volksglauben die rechten Worte, lieferten in die Göttergeschichten einen geistreichen Zusammenhang und übertrugen die Forderungen des Schönen, Guten und Wahren auf die höhern Wesen des religiösen Bedürfnisses. Diese Prediger waren es allein, die zum Bilde den Text oder zum Text das Bild lieferten; sie veredelten den Aberglauben nach ihren Gesetzen der Schönheit und Phantasie. Daher waren auch die Werke der vorzüglichsten Dichter in Griechenland des Volkes heilige Schriften, und ihre Sammlung hatte den Werth und das Ansehen unserer Bibel. An hohen Festtagen z. B. wurden aus den Dichtungen des alt-ehrwürdigen Homer **) einzelne Stücke feierlichst vorgelesen, und das Anhören solcher Vorlesungen galt als religiöse Handlung und Erbauung, die selbst die Kraft hatte, eine böse That zu sühnen. Den Schulkindern wurden ebenfalls ausgewählte Bruchstücke der Dichter vorgetragen oder sie mußten von ihnen auswendig gelernt werden. — — Von Alexander dem Großen sagt die Geschichte, er habe die Werke Homer's in einem kleinen Schranke auf allen seinen Feldzügen mitgeführt, und des Nachts einzelne Theile unter das Kopfkissen gelegt, offenbar in dem

*) Selbst die ausgelassensten Bilder der Göttergeschichte überschritten nicht die Grenze des Schönen. Wenigstens haben selbst noch in späteren Jahrhunderten die ernsten und strengen Bekenner christlichen Glaubens diese Anerkennung nicht versagt. Der berühmte Kirchenvater Chrisostomus z. B. machte dem griechischen Götterbildner Phidias den ehrenvollsten aller Vorwürfe, „er habe eine große Verantwortung auf sich geladen, das Bild Gottes so herrlich gestaltet zu haben, daß Griechenland und wer es sieht, sich Gott nicht mehr anders denken könne. —

**) Die Werke dieses Dichters entstanden beiläufig 1000 Jahre vor Christi Geburt; die Dichtungen dagegen, welche als Schluß des griechischen Götterglaubens anzusehen sind, stammen aus dem vierten christlichen Jahrhundert.

Glauben, daß diesen „heiligen Schriften" eine schützende Kraft inwohne. —

Daher hat auch der griechische Geschichtschreiber Herodot — zu einer Zeit lebend, in der er es schon sagen durfte — mit nüchterner Verständigkeit behauptet, „Dichter hätten den Griechen die Gottheiten gemacht." — Er hatte insofern vollkommen Recht, als bei den Griechen ebenso, wie bei allen andern Völkern, mit schöner Redekraft begabte Männer dem, was Volkes Glaube war, ein passendes Gewand gaben, wobei sie die vorgefundenen Meinungen entweder ganz benutzten, oder die darin enthaltenen Widersprüche und Mängel beseitigten und Neues hinzudichteten. Und war es vielleicht ganz und gar der Fall, haben Dichter als singende und offenbarende Prediger des Volkes die Gottheiten und ihre Geschichte allein erdacht und ausgestattet: so durften diese doch nicht anders aussehen, als es dem allgemeinen Charakter der Griechen zusagte. Der Dichter mußte immer in den Göttern das Gemüth und die Denkweise des Volkes darstellen, wo nicht, glaubte Niemand seinen Worten. Ein Volk verehrt am liebsten den Gott, der nach seinem Ebenbilde, d. i. nach Maßgabe seiner Bildung und Sittlichkeit beschaffen ist. —

Nach und nach mußte freilich, bei zunehmender Naturkenntniß und geregelter Phantasie, aller Reiz des alten Götterglaubens schwinden. Die Philosophen waren die Ersten, welche das Dasein der alten Götter leugneten. Sie waren Gottesleugner, d. h. sie waren andere Menschen geworden und hatten andere Gottheiten. Sokrates mußte dieses Verbrechen, „sich in andern Göttern zu malen," als in denen, die des Volkes waren, mit dem Tode büßen. — Durch neue Kenntnisse wurde endlich nach und nach der Glaube auch des übrigen Theils im Volke erneut, und der Grieche der Gegenwart malt sich nicht mehr in den Göttern seiner Urahnen, sondern in Andern, weil er selbst durch und durch anders geworden ist.

Neben das an Gedanken und Thaten so reiche Griechenvolk stelle sich nun vor das Auge des forschenden und prüfenden Geistes ein Anderes, das Volk der **Hindu**, ein Volk, das die Geschichte zu den ältesten des Menschengeschlechts zählt, und das seit seinem ersten Bekanntwerden bis auf unsere Tage —

also durch mehrere Jahrtausende — auf einem und demselben Punkte der religiösen Bildung und Sittlichkeit, wie festgewurzelt, stehen geblieben ist. Erst in der neuesten Zeit drohen seiner alten Glaubenstreue große Gefahren: zu Lande stürmen immer mächtiger eroberungslustige Kriegermassen heran, zu Wasser die habsüchtigen Handelsvölker. Jene bringen in ihren Waffen, diese in neuen Waaren den Sauerteig mit, der nach und nach die verknöcherten Glaubensmeinungen des Alterthums in Gährung bringen soll.

Der Wohnplatz der Hindu ist von dem der Griechen ganz und gar verschieden. Dort ist der Mensch von einer so überreichen und maaßlosen Fülle der Natur umgeben, daß sie ihn fast erdrückt. Alles, was er um sich sieht, ist riesenhaft. Im Gestein, im Pflanzen- und Thierreiche erblickt er die größten Ungeheuer, die aus dem wuchernden Ueberfluß der kleinen Dinge hervorwachsen. — Wir erfahren aus Beschreibungen dort lebender englischer Offiziere und Kaufleute, wie zauberhaft und wunderbar die ganze Natur dem ungewohnten Auge erscheint. Inmitten ihrer Großartigkeit mag sich der Hindu stets nur klein vorgekommen sein, und seine Phantasie, immerfort und lebhaft in Anspruch genommen, mußte nothwendig ausarten.

In der That zeigt auch die uralte Religionslehre dieses Volkes, daß Alles, was ein Hindu des Alterthums seinen Gottheiten zudenkt, riesig, kolossal, ohne Maaß ist. So ungeschlachtet, wie seine Phantasie, ist auch sein Gott. Die Bilder und Statuen, die er aus Holz, Stein und Metall fabrizirt, um sie dann auf das Gewissenhafteste anzubeten, sind phantastisch ausgespreizt, steif, verzerrt und durch Ueberladungen häßlich. Im Kopfe des Indiers geht die große Menge der Vorstellungen bunt durch einander, vermischt sich, erzeugt Ungethüme, und die sind dann die Götter. Der fromme Hindu begnügt sich nicht, ihnen nur einfache menschliche Gestalten zuzutheilen, sondern er giebt ihnen gleich von Allem so viel als möglich: drei oder vier Köpfe, vier oder mehr Hände, ebensoviel Füße, und fügt von Thieren und Pflanzen hinzu, was taugen mag, oder was ihm als wohlthätig, als fürchterlich bekannt ist. Was sollte ihn auch abhalten, den Göttern A l l e s zuzumuthen, auch Häßliches? Schönheitssinn hat er ja nicht. —

So sieht man noch heute in den indischen Tempeln die Eine der Gottheiten mit vier Köpfen und Armen dargestellt. In einer Hand hält sie das Gesetzbuch, in der Andern einen

Rosenkranz, in der Dritten ein Wassergefäß, in der Vierten einen — Löffel. Die Ehehälfte derselben hat ebenfalls vier Köpfe und Hände, mit denen sie die bedeutungsvolle Lotosblume, eine Leyer, eine Papierrolle und ein Wassergefäß hält. —

Ein anderer Gott ist abgebildet, wie er in den vier Händen eine Muschel, eine Keule, ein feuerspeiendes Rad und eine Schelle trägt, auf einer Schlange ruht und zugleich auf einem Habicht reitet.

Ein drittes Bild zeigt eine noch gräßlichere Göttergestalt mit Dreizack und Lanze, gehüllt in eine Tigerhaut und mit grinsendem Gesichte die Zähne fletschend; um den Hals schlingt sich ein Band von nackten Menschenschädeln. —

Nur selten findet man in irgend einem indischen Tempel ein sanfteres Bild und es wurde als eine Merkwürdigkeit berichtet, daß irgendwo der Mensch gewordene Gott, Chrischna, als Kind, im Schooße der Mutter sitzend, abgebildet gesehen worden sei. —

Die welterschaffende Kraft stellt der Hindu gewöhnlich als eine ungeheure große Schildkröte, von acht riesigen Elephanten getragen, dar.

Das, was ihn umgiebt und beständig beschäftigt, mischt sich auch gebieterisch in alle seine Religionslehren, die so regellos sind, wie die aufgeregte Phantasie; so erzählt z. B. seine Offenbarung, daß aus dem Urgrund aller Dinge zuerst zwei Wesen entstanden seien; das Wort und seine Schwester Maja; aus diesen Beiden seien dann die Drei hervorgegangen, die schaffende, regierende und verderbende Gottheit. Entstehen, Sein und Vergehen sind ja die augenfälligsten Erscheinungen, welche die Welt darbietet. Das Wort — so heißt es in der heiligen Schrift einer der zwei vorzüglichsten Confessionen — ist kämpfender, leidender und siegender Mensch geworden *). Vor ihm aber war kein Thun und kein Leiden, und erst in ihm wurde — durch seine Schwester — der Gedanke, Welten zu schaffen, rege gemacht. Darauf entstanden Wasser und Licht. Aus dem sich bewegenden Gewässer stieg ein Geist in Menschengestalt hervor. Aus dessen Munde kam das Feuer; sein Auge ward die Sonne; das Horchen der Ohren bildete den Raum; aus seinen Haaren wurden Pflanzen und Bäume;

*) „Das Wort war bei Gott — ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ — Joan. 1.

und die entströmenden Kräfte waren Flüsse und Bäche. Die so geschaffenen Wesen schmolzen aber wieder zusammen zu einem Ganzen und das, was sie bildeten, war nun der Mensch, Brahma. Er enthielt als Einheit in sich den Mann und das Weib, die sich dann aus ihm heraus trennten, und in ihrer abermaligen Verbindung eine zweite Schöpfung zu Stande brachten: die jetzt sichtbare Welt. — Wie ein Mühlrad kreiset die Idee Gottes schwerfällig in dem Kopfe des naturunkundigen Indier's und mit ihr sein Gott in seiner Welt. —

In seinem schwerfälligen Gott malt sich der schwerfällige Menschen-Verstand eines Hindu. —

Die Wohnung des waltenden Gottes glaubt der fromme Hindu auf dem Berge Meru, wo vier gewaltige Thiere hausen, das Pferd, die Kuh, das Kameel und der Hirsch; aus ihren stets geöffneten Mäulern ergießen sich die vier gewaltigen Ströme, welche Indien durchschneiden und bewässern.

Das Klima übt auf das Gemüth des Indiers den mächtigsten Einfluß, und da seine Religion vorzüglich Sache des Gemüths ist, so sind auch die Glaubensartikel durch klimatische Wirkungen bestimmt.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Indier eine Art stillen Traumlebens führt, das dem bewußtlosen Dasein der Pflanze am ähnlichsten ist. So ist denn auch in der That eine Pflanze — die Lotos-Blume — für ihn zum heiligsten Sinnbild alles Lebens geworden, wie er überhaupt aus der ihm mehr verwandten Pflanzenwelt Vieles in die Religion aufgenommen hat.

Die erschlaffende Luft, die er athmet, macht die Werke seines Kopfes, die Gedanken, unklar, weichlich und schwankend, die seines Willens schwach, ihn selbst ohne Kraft, Muth und Energie. So sind auch größtentheils die Götter seines Glaubens. Verwirrt und unklar ist das ganze Geisterreich; die göttlichen Kräfte stehen einander müßig still gegenüber, und wenn sie sich — nach einer langen Zeitperiode — wieder einmal bekämpfen, so kömmt es zu keiner Entscheidung. Das Böse in der Welt beirrt den Glauben des Indiers am meisten, regt ihn aber ebenso matt und langsam auf, wie seine guten Gottheiten; sie alle werden mit seiner Ueberwindung nicht fertig, und der arme Mensch stirbt mit der Sehnsucht nach Erlösung. — Der Indier und seine Götter haben ein gleich träges Temperament, und sie bedürfen starker Reizmittel,

um sich zu einem Werke zu entschließen. Daher spottet ein satyrischer Denker unserer Zeit über den indischen Welterschaffer:

„Maja — (das zur Thatkraft reizende Weib) — vertrieb auch dem alten Brahma die Grillen, daß aus dem Kopfhänger ward selbst noch ein Schöpfer der Welt.“ —

Was ein sanftmüthiger Hindu liebt, was seiner Neigung zusagt, wird wohl auch seinem lieben Gott werth und angenehm sein, und die heilige Schrift belehrt ihn wirklich, daß die guten Götter nicht so sehr nach rohen oder gar blutigen Opfern Verlangen tragen, als vielmehr nach Ehrenbezeugungen, Musik vor heiligen Bildern und Geschenken an köstlichem Rauchwerk, Blumen und Früchten. Nur den bösen Gottheiten, die der Menschheit fürchterlich sind und die, den reißenden Tigern, Krokodilen oder Schlangen aus nächster Nähe gleich, überall Unglück bereiten, müssen blutige Opfer gebracht und im vernichtenden Feuer verbrannt werden. Es geschieht aber gegen den guten Willen des Indiers, denn sein Gemüth ist dazu nicht gestimmt; nur Gottesfurcht nöthigt ihn.

Das Klima macht den Hindu träge, aber zum Glück verlangt seine Religion, was seiner Trägheit angemessen ist. Weit entfernt von der Heiterkeit und Lebenslust der griechischen Götter verlangen die Indischen ruhiges Sitzen und Sichvertiefen in ernste Betrachtungen des heiligen Lebens. Fast- und Bußtage, zu Zeiten auch Wallfahrten, immer aber reiche Spenden an Tempel und Priester sind geeignet, die zürnenden Götter zu versöhnen und der Sünden Schuld zu tilgen. Und will der Hindu einen höhern Grad der Frömmigkeit erklimmen, so übt er sich in Selbstqual und Traurigkeit. Es ist ihm bequem, sich bei Allem nicht viel zu denken. Der Gottesdienst artet in leere Ceremonien aus. Die Götter sind jedoch so gnädig, auch dies zu erlauben.

Ein Volk solchen Charakters, das noch dazu allem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst fremd bleiben sollte, mußte von jeher mit eisernen Gesetzen regiert werden, und dazu konnte nur die Religion dienen. Um dasselbe von verderblicher Neugier und Beobachtung fremder Sitten und Gewohnheiten abzuhalten, verboten die Priestersatzungen auf das strengste alle Schifffahrt zu Meere. Um die verschiedenen Schichten und Stände der Gesellschaft in steter Uneinigkeit zu erhalten, wodurch sich die Leitung einer großen Masse am leichtesten ermöglicht, („Theile

und regiere") wurde das Kastenwesen zu einer Sache der Religion gemacht. Diese lehrte, zuerst habe es ein Urwesen Gottes gegeben, aus dem, in verschiedenen, einander untergeordneten Abstufungen alle andern Wesen, göttliche und menschliche — 333 Millionen an der Zahl — hervorgegangen wären. Darunter seien nun namentlich alle Priester aus dem göttlichen Kopfe, alle Krieger aus Gottes Armen, alle Kaufleute aus seinem Rumpfe und alle Bauern aus seinen Beinen entstanden. Das Volk glaubt es und hält diese Eintheilung so heilig, daß zwischen den Mitgliedern zweier Stände nie eine Vermischung irgend welcher Art Statt findet. Dabei sind die Kasten einander so untergeordnet, daß auf der höchsten Stufe und im höchsten Ansehen die Priester, auf der niedrigsten die dienenden und arbeitenden Menschen stehen. Die Priester sind es ja auch nur einzig, die sich auf dem höchsten Standpunkte behaupten können, weil sie sich — so wird geoffenbart — mit dem Wesen Brahma's am leichtesten vereinigen können, und weil auf diese Art ihre Natur in das Göttliche einschlägt. Sie nennen sich deshalb auch nach Gott Brahma Brahminen, und nur sie dürfen und können, mit Gottes Kräften ausgestattet, die heiligen Schriften lesen und — verstehen. Ihren Vorschriften fügt sich das Volk unbedingt.

Verdorbene Phantasie ist die Seele des indischen Geisteslebens. Gleichwie ein Hindu schon in seiner Sprechweise die ungeregelteste Ueberschwenglichkeit auszudrücken pflegt, so giebt er der Gottheit Namen, welche ihm seine Phantasie vorspricht. Er nennt sie z. B. Seele „Seele des Gesichtes," „Auge der Welt," „Gott des weiten Schrittes," „Männerverderber," „Beherrscher des Tages," „Schöpfer der Thränen" u. s. w.

Er hat wenig Witz und keine Beweglichkeit des Geistes; er erfindet nichts, begnügt sich mit dem, was ihm zugewiesen wird, und so sind seine Götter. Die Erzählung ihres Werdens und Wirkens ist eintönig und langweilig; sie bewegen sich fast gar nicht und bleiben sich immer gleich. Natürlich! die Hindu's lassen von ihrem alten Glauben nicht; da sie selbst noch immer die alten sind, leben auch noch die uralten Gottheiten. —

„In seinen alten Göttern malt sich der alte — Hindu!" —

Wie ganz anders stellt sich die Religion der ehemaligen Bewohner **Egyptens** dar, die im Laufe einer bestimmten Zeit, vom niedrigsten Standpunkte der Cultur zur damals möglichsten Höhe emporsteigend, ihren religiösen Glauben und in ihm die Götter oft genug wechselten. —

War der Indier Land und Naturumgebung maßlos reich und zu wundervoll für das Auge des Bewohners, so bot Egypten desto mehr Begrenzung, Armuth und Nüchternheit dar. Von der einen Seite bildete das Meer, von der andern die Wüste, von der dritten das Gebirge die natürlichen Grenzen, innerhalb welcher das Volk auf sich selbst und auf die in seiner Gesellschaft lebenden nicht sehr zahlreichen Thiere angewiesen war. Sie und die Beschaffenheit des Landes wurden daher auch ein ausschließlicher Gegenstand der religiösen Beobachtung.

Das Land selbst hätte eine Wüste bleiben müssen, wenn es nicht jährlich durch den Fluß Nil mit regelmäßigen Ueberschwemmungen befruchtet worden wäre. Der Schlamm, den das Wasser stets zurückließ, düngte den magern Boden, und das Thal, welches durch diesen Austritt des Gewässers gebildet wurde, war, wie der griechische Geschichtschreiber Herodot sagt, „ein Geschenk des Flusses.“ Dieser Umstand allein zwang die Leute zur Arbeit, zum Bauen von Canälen, die das nöthige Wasser überall hinführten, zu Berechnungen, zum Nachdenken. Die Natur bot nur ein nüchternes Schauspiel dar, und wenn das Volk Wunder haben wollte, mußten seine Priester welche wirken. Diese verlegten sich daher auch bei Zeiten auf Zauberei, Magie und Beschwörungen.

Das heiße Klima machte die Leute aber auch wieder träge, und wer konnte, entzog sich der beschwerlichen Arbeit in den Ziegelbrennereien, beim Canalbau oder bei der Ackerkultur. Dann wurde der ärmere und dümmere Theil des Volkes angehalten, daß er für den Mächtigeren und Verständigeren die lästige Arbeit mitverrichte. Die niederen Klassen wurden dadurch der Plage geweiht und der Bildung entfremdet, während sich die Vornehmen, an ihrer Spitze die Priester, den — Wissenschaften widmeten.

Dadurch spaltete sich die Religion in eine zweifache, die Eine, welche die Priester für das arbeitende Volk machten, die Andere, welche sie für sich hatten. Die Erstere war der niedern Sinnlichkeit, den Wünschen, Bedürfnissen und Sorgen der unwissenden und rohen Menge angemessen, die Letztere dagegen

den gelehrten Grübeleien und Meinungen der mit Sternen-wissenschaft, Arzneikunde und Forschungen anderer Art beschäftigten Priester.

Für das Volk war die Grundlage aller Religionslehren die Eigenthümlichkeit des Landes. Sonne und Erde waren die ersten in die Sinne fallenden Gottheiten. Die Sonne — die jährlich zweimal, im Frühling und Herbst, zur Zeit der Glut und der Ueberschwemmung gleichsam abstirbt, um bald wieder aufzuerstehen — erzeigte dem gedankenlosen Volke die größten Wohlthaten; sie war es auch, die bewirkte, daß das Wasser des Nils zu rechter Zeit stieg und fiel. — Während der Dürre des Erdbodens litt der gemeine Mann große Noth, aus der er alljährlich regelmäßig errettet wurde: daher war der Fluß Nil auch ein Gott und zwar ein immer wohlthätiger, gnädiger, ein Messias und Vermittler zwischen dem Sonnen- und Erden-gott. In dieser Vermittlung ließ zwar der egyptische Priester später die größten Geheimnisse der Religion — vermuthen, anfangs aber wurde das Volk noch seiner Dummheit anheim gegeben und verfiel auf die mannigfachsten Gedanken voll Aberglauben. Das Rind, der Stier und die Kuh, die dem armen geplagten Menschen so treulich arbeiten und den trockenen, festen Boden pflügen halfen, erwarben sich göttliche Verehrung, wie auch der Ibis, welcher den Egypter von dem plagenden Ungeziefer befreite. Das Krokodil dagegen war ihm ein fürchterliches Thier; aber eben darum verlangte es Opfer und Ehre. Es wurde dadurch eine Gottheit. Mütter warfen ihm selbst ihre Kinder vor, um seinen Zorn zu besänftigen. — Das Schlangengezücht, mit dem der gemeine Mann am häufigsten in Berührung kam, das ihn durch ein heimlich schleichendes Wesen und durch magnetische Blicke fesselte, gleichsam bezauberte, nahm für sich ebenfalls einen hohen Grad religiöser Ehrfurcht in Anspruch. So fanden sich nach und nach mehrere göttliche Thiere ein, und jede Gegend hatte dann die Ihren, die Besonderen, z. B. Hund, Nilpferd, Widder, Bock und Esel. Auch Katze und Käfer kamen hinzu. Der Katze Augen leuchteten des Nachts auf eine den ängstlichen Menschen einschüchternde Weise; sie erhielt nicht nur ihren Namen von dem Glanze ihrer Augen, sondern galt auch für das Sinnbild des bei Nacht leuchtenden Mondes. Der Käfer schien ein Wesen zu sein, das in unbegreiflicher Weise sich selbst erzeugt, und nach seinem Absterben immer wieder zum neuen Dasein verwandelt wird.

Das Geschlecht der Ziegen und Esel erregte grobe Sinnlichkeit, und galt als Sinnbild der Leben schaffenden Kraft. Der Wolf endlich war das Unheil und Tod bringende Uebel selbst. —

„In seinen Thiergöttern malte sich da der Thiermensch.“ —

Das passendste Sinnbild der alt-egytischen Religion war aber die Sphinx, ein Wesen, das als Thier mit einem Menschenkopfe abgebildet wurde. In der That wuchs der gemeine Egypter aus dem Thierwesen langsam als ein nur halber Mensch heraus. Ihm predigte am nachdrücklichsten seine Sinnlichkeit und rohe Begierde vor, was er zu thun und zu lassen habe, und er gehorchte ihr gerne; erst dann, als er in sich selbst anders wurde, entstanden bei ihm neue Religionsmeinungen und andere Götterbilder. —

Wenn er endlich so weit kam, über dies und jenes — vielleicht nur aus Neugierde — die Priester zu befragen, nöthigte er sie, ihm von ihren besondern Ansichten Einiges — so viel er eben erfahren durfte — mitzutheilen. Da geschah es, daß die Priester dem rohen Volksglauben eine feinere Auslegung gaben und am Ende besondere Bedeutung beilegten, wobei der gemeine Mann bald merken mußte, daß die gebildeteren Priester auch an gebildetere Götter glauben. Wenn es nun anging, so machte er es vielleicht nach, ließ von seinem frühern, rohen Glauben ab und folgte dem neuen Unterichte nach seines Herzens Lust und — Kraft: nur mußte es ihm auch bequem genug gemacht worden sein. —

So ging nach und nach Manches aus der egyptischen Priesterreligion in das Volk über, wie z. B. folgende Glaubensansicht: Sonne und Erde, der Mittelpunkt aller Göttlichkeit, sind vermenschlicht in dem Geschwisterpaar Osiris und Isis. Bruder und Schwester — so lautete nemlich die priesterliche Offenbarung — hatten sich schon im Mutterschooße zum ehelichen Bunde vereinigt, waren Eltern aller Wesen geworden. Nun regierten sie das Land, gaben Gesetze und lehrten das Volk die Götter ehren. Aber Osiris — Sonne — begnügte sich nicht mit der Erziehung des egyptischen Volkes allein, sondern wollte auch die rohen Nachbarn desselben beseligen. Dieserhalb zog er in die Fremde und ließ die Gemahlin als alleinige Regentin zurück. Sein Bruder aber, das Böse in der Welt stellte sich, wie überall dem Guten, auch diesem wohlthätigen Gotte in den Weg. Es kam zu einem langen Kampfe, Osiris mußte um des Menschenheils willen viel dulden und unterlag

endlich der List und dem Verrathe: sein Bruder tödtete ihn. Isis — Erde — von der Ermordung ihres Gemahls benachrichtigt, legte Trauer an und zog weinend aus, die Leiche des Geliebten aufzusuchen. Mit großer Mühe fand sie — die vierzehn einzelnen Körpertheile, in welche der boshafte Brudermörder den Osiris zerstückelt und die er in alle Gegenden Egyptens zerstreut hatte. Dort, wo sie nun eines der Glieder fand, errichtete sie ein Grab, und die Bewohner der Gegend hielten eine solche Stelle heilig. — Der Priester bezeichnete sie ihnen genau. — Endlich erstand aber Osiris vom Tode, verherrlicht in einem höhern Leben zu regieren und die Seelen verstorbener Menschen nach ihren Verdiensten zu belohnen oder zu bestrafen.

In dieser Erzählung haben die Priester den Götterglauben nach ihrem Bilde für das Volk dargestellt. In ihren geheimnißvollen Kreisen aber gaben sie dieser Darstellung noch eine besondere Deutung. Sie dachten an den Kreislauf der Natur, an das Entstehen, Vergehen und Wiedererstehen der Lebenskraft, an das Verschwinden und Wiederkommen der Sonne, an die Trauer und Sehnsucht der Erde, an die beiderseitige Trennung und Wiedervereinigung. Sie stellten das, was sie sich dachten, dem Volke so gut dar, als sie es verstanden haben wollten. Sie malten also die Götter ihres Kopfes als Götter der ihnen bekannten Welt hin, und sie selber glaubten an ihre eigenen Malereien um so leichter, als sich in der Natur etwas Aehnliches alle Jahre wirklich ereignete. Nach einer gewissen Zeit des Wohlthuns und nach einem harten Kampfe mit den feindseligen Gewalten stirbt ja die wohlthätige Sonnenkraft ab, und es tritt auf der Erde Trauer und Noth ein. Aber bald erscheint jener Gott im neuen besseren Leben wieder, spendet dem Mühseligen, Arbeitsamen, Verdienstvollen Lohn, belebt die Völker mit neuen Hoffnungen, züchtigt die Strafbaren, und läßt überall Gerechtigkeit walten. —

Mit der Zeit stieg die Bildung des Priesterstandes. Das königliche Geschlecht der Ptolomäer suchte — und mit Erfolg — den wissenschaftlichen Ruhm Egyptens zu heben. Die Priester leiteten das Volk zwar auch an, mit der Bildung anderer bekannten Nationen zu wetteifern: aber sie selbst wußten dabei etwas Besonderes und Geheimnißvolles, Heiligmachendes für sich zu behalten, und erfanden möglichst sinnreiche Erklärungen zu den alten Bildern der Religion, wobei sie die ehe-

maligen Gottheiten des Landes weder ganz aufgeben, noch in ihrer roheren Form behalten wollten. Diese geheimen Erklärungen legten sie in sogenannten Priesterschriften — Hieroglyphen — nieder, und ließen das Volk nach Belieben den heiligen Sinn derselben ahnen, rathen oder — wenn es im Einzelnen gelang — erkennen. In diesen Hieroglyphen steckten alle Wissenschaften, deren sich zu rühmen war, vorzüglich Arznei- und Sternenkunde, dem Volke aber waren sie nicht zugänglich. Die Priester blieben so ungestört im Besitze ihrer besonderen Malereien, blieben, was sie sein wollten, die geheimnißvollen Ausleger aller religiösen Vorschriften und somit auch immer Vorgesetzten des Volkes. —

Diesem verbesserten Priesterglauben gemäß zerfloß z. B. die Urgottheit des Landes, Osiris, unter einem andern Namen in die Elemente, Luft, Feuer, Wasser, Erde; das Bild des Stiers und Widders diente nur noch als Schriftzeichen der zeugenden Kraft; die durch Abstreifung der Haut sich jährlich verjüngende Schlange wurde in einen Ring gewunden, dessen Anfang in das Ende biß, und die, alle geschaffenen Wesen umgebende, unendliche Zeit bedeuten sollte; der Käfer verwandelte sich auf sinnige Weise in eine geflügelte Kugel, ein Bild der Entstehung der Dinge aus dem Urwesen; der Hund und der hundsköpfige Affe mußten einem artigen Ibisgesichte weichen, als Zeichen jener Gottheit dienend, welche die Seelen der Verstorbenen auf ihren dreitausend Wanderungen begleitete u. s. w. u. s. w. —

So verfeinerten sich mit den Ansichten des Egygters die Bilder seiner Götter. —

Als endlich noch eine Zeit kam, in der Egypten auch der Mittelpunkt des Welthandels wurde, und in seiner Hauptstadt Alexandrien sich Kaufleute der verschiedensten Völker durch einander mischten — mit ihnen religiöse Meinung und Götter: da mußten die Egypter auch einen Handelsgott haben und — ein vielleicht längst gefühltes Bedürfniß befriedigen. — Bald war ihm ein eigener Tempel gebaut und man träumte nur noch, um zu erfahren, wo er selber zu holen sei. Der Traum des Königs entschied für die griechische Handelsstadt S i n o p e. Von hier kam er, der neue Gott, der sich bald so sehr in Ansehen zu setzen wußte, daß auf ihn fast alle Ehren und Würden der früheren, — nun gleichsam vergessenen — Götter übertragen wurden. — Der Handel war ja auch die eigentlichste

Seele des ganzen Volkslebens geworden: daher mußte auch der Handelsgott der erste, angesehenste, der mächtigste, der Welten-, Sonnen-, Erden- und Nilgott, Richter des Geisterreichs, Führer der Todten, kurz: Alles in Allem werden. Sein Name war Serapis (Seraph, feuriges Wesen). Er verlieh Gesundheit, Leben und alle Kraft medizinischer Heilung, gleichwie die Künste der Zauberei, Magie und Geisterbeschwörung. Sein lebendiges Sinnbild war aber wieder die unvermeidliche Schlange, die nun die entgegengesetzten Kräfte, Gifte und Gegengifte, Tod und Leben, in sich vereinigte. Da sie die Kräuter kennt, welche zur Bereitung der Gifte nöthig sind: so ward sie Patron der Apotheker, Mediziner, Aerzte und also auch der Gesundheit und des Lebens; da sie, in Niederungen kriechend, die Erddünste einsaugt, die nach dem alten Aberglauben die geheime Kraft der Weissagung verleihen, so ward sie Lehrerin und Beschützerin aller Zaubereien (Wunder); ihre eigentliche Wohnung ist unter der Erde, sie behütete also auch die unterirdischen Schätze und war der Gott des Reichthums; ihr sonstiger Lieblingsaufenthalt ist an Wasserquellen, daher war sie ein Wassergeist; ihr Gift endlich brennt wie Feuer und die verursachte Wunde muß ausgebrannt werden: sie war also auch Feuergeist. Genug, die Schlange Serapis war vollständiges Sinnbild des Elementengottes, von dem alles Wohlsein kommt.

Doch endlich mußte auch dieser Gott, der lange Zeit Alles in Allem war, weichen. Das Christenthum kam nach Egypten und umbildete den religiösen Glauben seiner Bewohner ganz und gar. Sie lernten nun den Gott kennen, welcher „der Schlange den Kopf zertritt," wahrhaftig lebt, im unergründlichsten Geheimniß einer dreifaltigen Einheit waltet, und nicht mehr Ebenbild der Egypter ist, dessen Ebenbild vielmehr sie sein sollten. So lautete die neue Predigt, und die Leute sahen klar, daß alle Götter des alten Glaubens nur — erdichtet waren. Die Malerei begann nun von Neuem. — Diesen

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte jene Götterwelt vergehn." —

Wie ganz und gar anders, als Griechen, Indier und Egypter malten **Germaniens** rührige Bewohner ihre Götter!

Malten sie aber darin etwa auch, wie jene, sich, ihre Denkweise, Sitte, Beschäftigung und wohl gar die Beschaffenheit ihres Wohnortes? — So gewiß, daß man nur einen Theil ihrer Götterlehre zu erfahren braucht, um mit großer Sicherheit auf diese Frage antworten zu können, und daß man in Versuchung kommt, jedem andern Volke des Alterthums zu sagen: „Erzähle mir, was du von deinem Gotte glaubst, und ich werde dir sagen, wer du bist.“ —

Was erzählte nun der nordische Germane von seinen Göttern? —

Seinen Glauben sagte Einer dem Andern; die Volkssage war der Catechismus: der Sänger (Barde), der am meisten beliebte Erzähler alter Volkssagen, saß hier auf dem Predigerstuhle und lehrte. Die Religion selbst war ein wanderndes Wort, ein tönendes Lied, und wir müßten, um ihren Inhalt zu erfahren, zu jenen noch vorhandenen Balladen und Liedersammlungen greifen, die von dem Glaubensleben dieses Volkes Zeugniß geben können. Diese, namentlich, wenn sie aus den nördlichen Theilen Germaniens stammen, geben uns gewisse Auskunft; dort hat sich das alte Heidenthum am längsten erhalten; der altdeutsche Götterglaube stand dort gerade vom 6. bis zum 9. christlichen Jahrhunderte in der schönsten Blüthe, während schon im südlichen Theile Germaniens fast durchgehend ein neues Völkerleben durch die Fackel des Christenthums entzündet worden war! Skandinavische, norwegische, schwedische und isländische Lieder und Heldengesänge sind also die Quellen, aus denen ein Urtheil darüber geschöpft werden kann, „wie die Germanen ihre Götter und in ihnen sich malten.“

Der blaue Himmel gegen Mittag ist das eine, die umnebelte Erde nach Mitternacht zu, das andere Ende der ganzen Welt; an jenem ist „die Licht-,“ an diesem die „Nebelheimat“ gelegen: von der einen Seite kommt dann alle Lebenskraft, Feuer, Wärme, Licht; von der andern Kälte, Nebel, Erstarrung, Vernichtung, Tod. Die Gottheit der Nacht („Nott“), eine Tochter der „Riesen,“ ist Mutter des Tages („Dager“); Beide fahren am Himmel hin und her, er mit einem „glanzmähnigen,“ sie mit einem „reifmähnigen“ Rosse.

Zwischen den zwei äußersten Weltreichen, der Lichtheimat („Muspelheimr“) und der Nebelheimat („Niflheimr“) liegen neben einander nach allen Gegenden noch sieben andere Heimaten, die Wohnungen der Götter und Menschen, Elfen und Zwerge. —

In der Lichtheimat wohnt vor Allem Alfadir — Allvater — der beseelende Geist der ganzen Welt. Die bezeichnendsten der ihm beigelegten Namen sind dem kriegerischen und sieggewohnten Volke, dessen Gott er ist, angemessen: „Heldenvater“ — „Sieger“ — „Ueberwinder“ — „der Gewaltige“ — „Lenker“ — „der Stürmende“ — „Regierer“ — „der Brausende“ — „Vielerfahrene.“ Sehr treffend wird er auch „Surtur“ (der Dunkle), d. i. die verborgene, unbegreifliche Macht, genannt.

An sein Reich gränzt zunächst die Wohnung der Luftelfen, zarter, winzig kleiner, luftiger, aber sehr schöner und guter Geisterchen, die dem Menschen wohlwollen. —

In Godheimr wohnen die Götter, die „Rathenden,“ die sich täglich versammeln, um über das Geschick der Welt zu berathschlagen, und über den Regenbogen zur Erde herabzusteigen, die Seelen gefallener Kriegshelden abzuholen. Mitten in ihrem Reiche prangt die wohlbefestigte Burg, in der ein prachtvoller Pallast, die Walhalla, zur Aufnahme jener Verstorbenen bestimmt ist. Hier in großen Hallen, deren Fußböden mit glänzenden Speeren belegt, die Wände mit mächtigen Schildern ausgetafelt, die Bänke mit strahlenden Panzern bedeckt sind, leben die Seelen der Krieger täglich in großmöglichster Seligkeit, indem sie mit den Göttern — essen und trinken, fechten und turniren, einander verwunden oder tödten, um aber am Abend zum nächsten Schmause wieder frisch und gesund am Platze zu sein und Gelage und Spiel zu erneuern. Im Grunde genommen war das nichts anders, als eine verbesserte Fortsetzung des Erdenlebens, und daher gab der Germane seinem verstorbenen Kameraden all seine Habe mit in die andere Welt, indem er mit der Leiche auch Waffen, Geschmeide, Pferde und was sonst noch zum himmlischen Leben nöthig war, verbrannte. —

Neben Godheimr liegt dann, durch die schon genannte Regenbogen-Brücke verbunden, Manheimr, die Heimat des Mannes, des noch nicht verstorbenen Menschen. Dieses ganze Reich ist von der großen Erdschlange, nämlich dem schwärzlich grünen, schillernd wogenden und feindselig stürmenden Meere, umgeben, und liegt gerade inmitten der ganzen Welt.

An Godheimr und Manheimr grenzen einerseits die Wohnung der weisen Vanengötter in Windheimr, d. i. in der Gegend der Winde und Wolken, und andrerseits — gegen Sonnenaufgang — die Welt der Riesen, d. i. der rohen, unge-

zähmten, heftigen und feindseligen Naturgewalten. Sie waren früher da, als die Götter, und verließen nur nach einem langen harten Kampfe mit den Letztern die Herrschaft der Welt, um sich in ein Reich zurückzuziehen, wo sie unbeirrt im Gestein, Feuer, Eis und Reif hausen und gegen Menschen und Götter — als „Reif-,“ „Eis-,“ „Feuer-“ oder „Steinriesen“ — Feindseligkeiten ausüben konnten.

Tiefer hinab nach der Erde zu, in der Finsterniß der Schluchten war die Heimat der Schwarzelfen oder Zwerge, auch Berggeister genannt, häßlicher, mißgestalteter, schnellalternder Wesen, die früher einmal Bewohner der Erde waren, von tapferen Menschensöhnen aber verdrängt wurden und nun aus ihrem unterirdischen Asyl durch Neckereien und Täuschungen ihren ohnmächtigen Muth an Menschen kühlten.

Gegen Mitternacht endlich, der Nebelheimat nahe, lag der Aufenthaltsort aller, nicht im heldenmüthigen Kampfe verstorbenen Menschen und Götter. Dahin führt über den Strom die von einer Jungfrau behütete Todtenbrücke. Die Seelen fliegen hier wie versengte Vögel umher. — Für meineidige Männer, Mörder und Frauenverführer ist noch ein eigner Ort vorbehalten, eine Burg, die fern vom Sonnenlicht auf dem „Leichenstrande“ steht und deren Thore sich nach Mitternacht öffnen. Dort müssen die Seelen der Verworfenen im schmutzigen Wasser waten, ein Drache zehrt an ihnen, und ein Wolf zerreißt sie. —

Was nun die Götter besonders betrifft, so sind es Wesen, die menschliche Gestalten, Sitten und Bedürfnisse haben, und ein leichtes, fröhliches Leben führen, indem sie essen, trinken, reiten, fahren, grollen, lachen, auf Abenteuer ausgehen und in den Kampf ziehen. — Als dem großen Kriege zwischen ihnen und den Vanen ein Ende gemacht wurde, mußten von beiden Seiten zur Sicherung des Friedens Geißeln geliefert werden. Jene erhielten den Niord, den milden und Segen spendenden Beherrscher der See, den Vater der schönen Freja; diese dagegen den Hänir, Bruder des Vornehmsten der Götter. — Daß Einer der Götter ein guter Schlittschuhläufer war und zugleich tapfer im Zweikampf, ein anderer dagegen sehr schweigsam und still, desto kraftvoller aber in Noth und Gefahr; daß dann ein Dritter als Lenker der Schlachten die Hälfte der im Kampfe gefallenen Helden als Antheil für sich nimmt, — das und Vieles Andere ist ebenso bezeichnend, als daß Gott „Lodur,“

das verzehrende Feuer der Leidenschaft, mit einer Riesin drei Ungethüme erzeugt hat: den Unglück bringenden Wolf, den die Götter mit einer von Zwergen geschmiedeten Kette gefesselt, in ihrem Reiche füttern mußten; das wilde Roß, welches nur von einem Gotte gebändigt und zugeritten werden konnte; und die große Erdschlange, welche die Heimat der Menschen umgiebt, und beständig mit Tod und Unglück droht. —

Einen besondern, ehrenvollen Platz des Götterreiches nahmen hier die Frauen ein. Es waren fast durchgehends edel gehaltene Gestalten jungfräulicher Natur, wohlthätig und hilfreich im Hauswesen, in der Ehe und selbst in kriegerischen Angelegenheiten. — Wodans Frau z. B. ist so verständig und charaktervoll, daß sie mit ihm auf dem himmlischen Stuhle sitzen, an den Berathungen der Männer-Götter Theil nehmen ja sogar Mitwisserin der geheimen Rathschläge derselben sein darf. Baldr's, des besten und mildesten der Götter, Gemahlin wird wegen ihrer jungfräulichen Reinheit und ehelichen Keuschheit hoch verehrt und geliebt, und Freja (deren Gedenktag der Freitag — Frejatag — geblieben,) ist Göttin der Liebe, aber nicht wie die griechische Venus im buhlerischen Sinne, sondern so enthaltsam und keusch, daß ihr Gemahl — erzählen die heiligen Lieder — sie verließ, weil sie ihm allen sinnlichen Genuß versagte. Sie aber suchte ihn mit Ueberwindung mancher Gefahren treu und liebend auf, und hatte das Glück mit ihm wieder vereinigt zu werden. —

Unter den hilfreichen Göttinnen hat der alte Germane auch eine große Anzahl kriegerischer Jungfrauen — Walkyrien — die über den Schicksalen des Kampfes wachen, daran thätigen Antheil nehmen, die Männer, welche dabei fallen sollen, auswählen, und deren Heldenseelen in das Himmelreich einführen. In den heiligen Liedern wird Jungfrau Hildr am häufigsten genannt, (davon Namen wie Hildegard, Hildersheim abstammen) die, gleichsam das Bild des ganzen Germanenvolkes, durch einen innern Drang getrieben, allen Gefahren mit größter Todesverachtung entgegen stürmt. —

Eine andere Art göttlicher Frauen sind die schönen Wassernixen und Wellenmädchen, Töchter im Meere lebender Riesen, lichtglänzend von Gestalt, mit goldenem Haar, in diamantene Schleier gehüllt, aber kalten Blutes. — Durch lieben Gesang und freundlichen Zuspruch verlocken sie germanische Männer

in die Fluthen zu steigen; die Ertrunkenen bringen sie dann in das Reich ihrer Eltern, wo sie in schönen Gärten weilen.

„Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehen:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehen." —
Göthe.

Selten erscheint im alt-germanischen Religionsglauben ein weibliches Wesen als Vertreterin der Bosheit und nie als die der Verworfenheit dargestellt, was so häufig der Fall bei Völkern ist, die das weibliche Geschlecht nicht nur gering achten, sondern selbst als Ursache vieler Uebel ansehen. — Nur das Eine erzählt die heilige Sage, daß Loki, der — männliche — Gott alles Hasses, Neides und Grimmes, nur darum so boshaft wurde, weil er das halb versengte Herz einer bösen Frau gefunden und an sich genommen hatte.

Noch einer Sage der alten Germanen-Religion, sinnreich und bezeichnend für unsern Satz, geschehe hier Erwähnung.

Dem guten Sohne Wodans, dem Gotte der Milde, Weisheit und Beredsamkeit, Baldr, träumt nicht nur sehr oft von seinem nahen Tode, sondern auch die Raben seines Vaters und eine alte Wahrsagerin verkünden denselben im Voraus. Die Götter aber, die ihn sehr lieben, möchten die Gefahr abwenden, und bitten alle lebenden Wesen, dem guten Baldr nie etwas zu Leide zu thun. Seine Mutter nimmt sogar den Elementen, Thieren und Pflanzen, ja allen Naturkräften, einen feierlichen Eid ab, daß sie sein Leben in keiner Art gefährden wollen. Nur bei einer erst aufsprossenden Mistel, die zu jung und unbedeutend schien, mochte sie es nicht der Mühe werth halten, jene Vorsicht zu gebrauchen. Die kleine Mistel hatte daher nichts versprochen. Das erfährt nun Loki, der Gott alles Bösen, indem er sich, in Gestalt einer Frau, diesen Umstand erzählen läßt. Während nun die Götter, in Sicherheit eingewiegt, gleichsam zur Scherzprobe, mit Steinen, Obst u. dgl. nach ihrem geliebten Baldr werfen, schießt Einer von ihnen, von Loki beredet, mit der Mistel. Durchbohrt stürzt der gute Gott todt nieder. Nun wird die Göttin, welche die Macht hat, das Leben wieder zu geben, von den bestürzten Freunden Baldr's angefleht, doch ja den Liebling lebend wieder erstehen zu lassen. Sie gewährt die Bitte unter einer Bedingung: alle Wesen sollten ihn zuvor beweinen. Das geschieht

nun allerdings, doch mit einer einzigen Ausnahme. Eine in ihrer Höhle einsam weilende — alte — Riesenjungfrau, die von Baldr Gutes weder im vergangenen Leben erhalten zu haben, noch im künftigen hoffen zu dürfen vorgab, weigerte sich mit all den andern zu weinen, und er mußte daher im Tode verbleiben. Bei seinem Begräbnisse brach der treuen Gattin das Herz; die Götter aber nahmen Rache an Loki, bemächtigten sich seiner mit List, warfen ihn in den Abgrund der Erde, und bedeckten ihn mit Felsen, um ihn nicht eher frei zu lassen, als am Tage der allgemeinen Auferstehung, oder wie die heiligen Lieder sagen, am Tage der Götterdämmerung. Sie selbst indessen, da Baldr nun einmal aus ihrer Mitte geschieden war, fingen an alt und schwach zu werden, und ihr baldiger Tod stand ihnen bevor. — Da starb aber noch etwas früher der Glaube an sie; der alte Germane erlebte die Zeit, in der sich die geweissagte Umwandlung seiner Götter erfüllen sollte. Er fand nemlich im Christenthum seine eigene Umwandlung und durch diese des Gottesglaubens verherrlichte Auferstehung. —

Aus diesen wenigen Zügen, der gesammten alt-germanischen Göttermalerei entnommen, auf Sitten, Beschäftigung, Denkweise, Wohnort und andere Eigenthümlichkeiten dieser Nation zu schließen, kann einem Denker nicht schwer werden, und er wird in dem, was die alte Geschichte darüber sagt, die Bestätigung seiner Vermuthungen finden. Sonnenlicht und Nebel, Riesen, Rosse und Wagen, Kälte, Reif und Sümpfe, Helden, Krieg, Abenteuer, Spiel, Trinkgelage, dagegen auch Eigenthümlichkeiten des Charakters, Liebe, Treue, Güte, Eifersucht, u. s. w., so wie alle dergleichen Begriffe, die im Götterglauben der Germanen so hohe Bedeutung haben, sind zugleich wichtige Merkmale des Volkslebens, sind gewiß aus dem Kreise alltäglicher Erfahrungen entnommen. Und in der That berichten die gesammten Geschichtschreiber des deutschen Alterthums Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten dieses Volkes, die mit seinen Göttersagen im innigsten Einklang stehen. Davon einige Beispiele.

Die Germanen lebten in jenen nordischen Gegenden Europas, von deren einstiger besonders waldiger, sumpfiger und nebliger Beschaffenheit noch heute manche Ueberbleibsel Zeugniß geben. Licht und Wärme war daher eine himmlische Wohlthat, die zum Gegensatze nur die Hölle des Nebels und der Kälte hat.

Verdammt war, wer im stinkenden Sumpfe waten mußte. — Das naßkalte Klima übte auf Denkweise und Gemüth entschiedenen Einfluß, und rief selbst das viele Trinken hervor. Zu Ehren der Götter wurden Trinkopfer angestellt, und bei Gastereien und Gelagen ermangelte man nie, selbst das göttliche Wohlsein auszubringen. —

Man sieht es dieser Religion überhaupt an, daß sie aus der natürlichen und unverdorbenen Gemüthswelt des Volkes hervorgegangen ist. Weder geistliche noch weltliche Gewalten waren vorhanden, ihr etwas aufzunöthigen. Sie war ursprüngliches Eigenthum des germanischen Charakters, der so lange die unverfälschte Natur selbst war. —

Fern von der sinnlichen Heiterkeit und Lebenslust der Griechen, von der übersprudelnden Phantasie der Hindu, von der aus dem Thiere kriechenden Menschheit des Egypters, war die selbstständige, männliche Geisteskraft der alten Germanen. Seine Einbildung, derb und einfach, beruhte auf gesunder Naturbetrachtung; sie artete nicht in Träumereien aus, selbst da nicht, wo sich der Mann in Muße und Freude dem dichterischen Gesange hingab. Riesen, Zwerge und Drachen, bloße Namen für die unbändigen und feindseligen Naturkräfte, waren die höchsten Uebertreibungen der Dichterträume. Schon die Beinamen der Götter zeigen an, daß der Germane einen bestimmten, religiösen Glaubenskreis hatte, aus welchem er nicht heraus trat. Seine wichtigsten Gedanken waren auf Kampf, Abenteuer, Waffenspiel, Gelage, Jagd, Fahren, Reiten u. dgl. gerichtet. Sie entsprachen seiner Körperkraft, dem ernsten Temperamente und der Umgebung. Tapferkeit und Todesverachtung war die höchste Ehrensache. Nur die im Kampfe gefallenen Helden kamen in den Himmel, und dieser selbst war nichts anderes, als der ungestörte Genuß an jenen Beschäftigungen, die dem Manne zur Ehre gereichen. — „Das Leben war dann auch der Güter höchstes nicht;" im Jenseit war ja ein besseres zu erwarten. Während z. B. der Grieche unter seinem heitern Himmelsstriche das Erdenleben für das wahre Leben, das Jenseits aber nur für ein Gebilde der Schatten hielt, sich daher nach allen Kräften zu freuen strebte, und den Tod fürchtete, im Kampfe sogar floh: verachtete der Germane das Dasein „auf der nebligen, sumpfigen Welt, und sehnte sich hinüber in das Lichtreich der vollsten Thätigkeit. Daher war auch nicht Gottes-Furcht das erste Gebot derselben, sondern

der Muth. Er kannte auch keine Götter, die ihn erzittern machten, oder deren Grimm zu sänftigen er große Opfer bringen müßte; er hatte es nur mit Helden zu thun, die, ebenso wie er, mit der Gewalt der Naturmächte gekämpft hatten, freilich mit besserem Erfolge. Er würde sie aber nicht haben achten können, wenn sie etwas anders als Ehrenhaftigkeit und Muth im Kampfe, Gerechtigkeit im Frieden an den Tag gelegt hätten. Von Gnadenwahl, Beleidigung, Versöhnung u. dgl. konnte ihm nichts träumen. Es gab für ihn keine andern Verdienste, als die des Kampfes, und sie mußten ihren Lohn finden. Es war daher rühmlich, selbst den Naturkräften trotzig die Stirne zu bieten. — Er liebte die Freiheit so sehr, daß er sich nicht nur keiner der göttlichen Mächte ganz anheim gegeben glaubte, sondern sich vielmehr als alleinigen Herrn seines Lebens betrachtete. —

Die germanischen Frauen standen in hoher Achtung, und so wie ihre Träume gerühmt wurde, galt es dem Manne als größter Schimpf, gegen sie meineidig zu werden. Frauenverführer erwartete im Jenseits die verächtlichste der Strafen. Der weibliche Charakter war aber auch ganz eigenthümlich kräftig und edel. Hätten sonst Männer, wie die biedern Germanen, Frauen zur Theilnahme an den ernsten Berathungen zugelassen, hätten sie den Aussprüchen und Mahnungen ihrer Jungfrauen je Gehör gegeben, hätten sie dieselben im blutigen Kampfe neben sich nur geduldet, wie die alte Sage bezeugt: wenn ihnen die bei Frauen anderer Völker wahrzunehmende weinerliche Schwachmüthigkeit oder ein schwatzhafter Leichtsinn eigen gewesen wäre? — Es kam oft vor, daß sich Mädchen — in solchen Fällen „Schildmädchen“ genannt — todesmuthig in das heißeste Schlachtengewühl stürzten, durch ihr hinreißendes Beispiel die Männerherzen entflammten und zum glorreichen Siege über die krieggeübtesten Völker beitrugen. — Der Germane hat daher auch seiner Hochachtung für das weibliche Geschlecht einen passenden religiösen Ausdruck gegeben: er malte, wie in den Göttern seine Helden, in den Göttinnen seine treuen Frauen und tapferen Mädchen. So wurden seine Gottheiten echte, ursprüngliche und unverfälschte Gebilde des germanischen Charakters.

Die Götterbilder herumschweifender Hirtenvölker — **Nomaden** — waren ebenfalls nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Verehrer, oder, wie ein Maler sagen würde, nach der Natur gezeichnet. Der Charakter eines Nomaden war natürlich einfach. Schäfermilde paarte sich mit Rohheit des Eigennutzes. Je nachdem es galt, die Heerden zu pflegen oder zu beschützen, waltete auch die Eine oder die Andere jener Eigenschaften vor. Hirtenvölker waren friedlichen Gemüthes, so lange sie in dem Besitz ihres Thierreichthums oder in der Benutzung guter Weideplätze nicht behindert wurden; kamen aber zwei Stämme oder Familien eines und desselben Volkes auf einem fruchtbaren Boden zusammen, so gab es Kampf, der so lange dauerte, bis eine von den streitenden Partheien weichen mußte. Derlei Friedensstörungen kamen aber oft vor, und der Nomade erwartete es nie anders. So war dann aber auch sein milder, guter Gott; nur gegen den Widersacher gewaltig, und in einem immer sich erneuernden Kampfe gegen ihn stehend, beschützte er seine Geschöpfe, und waltete wie ein guter Hirt über den Menschenheerden. „Gott ist mein Hirt! was sollte mir fehlen? Er lagert mich freundlich auf grünender Au'. Er ist mein Hirt! was sollte mich quälen? Er führt mich zum Wasser, zum stärkenden Thau.“ (Psalm).

Im Naturmenschen bezieht sich Alles auf seine allernächsten Wünsche, die wieder nur das augenblickliche Wohlsein bezwecken. Was ihm hierbei am zudringlichsten in die Augen fällt, steht seinem Nutzen oder Schaden auch am nächsten und übt die rechte Gewalt über ihn aus. Das, was ihn zunächst befriedigt, ist wohl am Ende selber die heilige Macht; ihr gebührt also ein Platz im religiösen Glauben. —

Der Nomade war ein solcher Naturmensch. Er ließ außer Acht, was seinem gegenwärtigen Leben ferne lag, und verehrte die am meisten wohlthätig wirkende Erscheinung des Augenblicks als Gottheit. Das war aber für alle Nomadenvölker zunächst die Sonne, das höchste Wesen des irdischen Naturlebens, die Lebensspenderin, in deren Licht und Wärme jedes Dasein wurzelte, die tägliche Wohlthäterin, vor deren Erscheinen alle Schrecken und Beängstigungen der Nacht, alle Gespenster der Finsterniß weichen mußten. Wenn auch die Feinde der Menschheit und Natur allabendlich wiederkehrten, so wurden sie immer wieder durch die Majestät dieser Gottheit besiegt. Ihr gebührte daher die höchste Ehre, der vorzüglichste Dank,

und der Nomade glaubte nicht mehr thun zu können, als daß er ihr sein Liebstes und Werthvollstes, was er hatte, zum Opfer darbrachte: sein Pferd, sein Rind, sein Lamm oder wohl gar eines seiner leiblichen Kinder.

„So malte sich im Sonnengott das sonnige Wohlsein der Hirten." —

Die Natur bot aber auch überall Gegensätze dieses Wohlseins dar. Dem Glück trat das Unglück, dem Frieden der Kampf, dem Leben der Tod entgegen, lauter Dunkel gegenüber dem Lichte. Nothwendiger Weise mußte der Nomade an das Walten einer zweiten Gottheit glauben, die finstere Gegnerin der lichten Ersteren. Täglich belehrten ihn die Naturereignisse, daß sich Beide bekämpfen; er mußte vermuthen, daß Beide im Kampfe ewig seien. — Seines Herzens Wünsche gingen zwar dahin, daß das Licht endlich einmal siege, und der Kampf sich nicht mehr erneuere, aber er hatte keine Veranlassung, es zu hoffen. So befestigte sich in ihm der Glaube an den stets siegreichen Gott und den nie gänzlich besiegten Teufel. —

Suchte er für seinen Glauben etwa noch eine äußere sichtbare Gestalt der bösen Gottheit? — Sie schlich ihm überall als Schlange nach; er und seine Thiere kannten sie nur zu gut, und gewiß waren alle andern Gift- und Raubthiere, Skorpionen, Tiger, Wölfe, nur die Diener derselben, die untergeordneten Teufel des Erzteufels. —

Ihnen gegenüber gebrauchte jeder Hirt einer abwehrenden Waffe. Das war die Keule. Daher war sie nun auch ein geheiligtes Werkzeug des Kampfes, und die Gestalt eines kräftigen Nomaden, ausgerüstet mit der heiligen Keule, schien das getreueste Abbild des siegreichen Gottes selbst zu sein. So malte er ihn auch, so malte er sich. — Nun gebot die Religion auch den Kampf mit dem Bösen, den allerdings die einfache Nothwendigkeit ohnehin mit sich brachte. —

Wurden dem guten Gotte Thiere als Diener seines Willens zugetheilt, so konnten es keine andern, als die zahmen und reinen Nutzthiere sein, die Gegner jener schädlichen und unreinen. Die Vögel, z. B. vorzüglich der Adler und Habicht, konnten — wie der Augenschein lehrte — nichts anders als wachsame und scharfsehende Geister sein, die in der Nähe des lichten Gottes schweben, und Dolmetscher seines Willens sind.

Solche einfache Vorstellungen sind noch heute die vorzüglichste Grundlage der Religion jener Völkerschaften, deren Ur-

ahnen einst als Nomaden einen Theil Asiens durchwanderten, so z. B. der Perser. Ihnen hat auch selbst der Glaube unserer Tage die Existenz Ahrimans, des unsterblichen Teufels, zu verdanken: denn er wanderte, wie der schwarze Tod und wie so viele der bedeutendsten Krankheiten, aus Babylon nach Jerusalem und von da nach — Rom, d. i. aus dem Heidenthum in das Juden- und Christenthum. —

Nach den heiligen Offenbarungen der Perser sind nemlich im Lichte der gute, in der Finsterniß der böse Gott, Beide gleich nothwendig, gleich ewig entstanden. Die Schöpfung des Einen ist der Gegensatz der Schöpfung des Andern. Der beständige Kampf wird einst ein Ende haben, wenn Ahriman und seine Dews (Teufel) werden bekehrt werden. — Der böse Gott ist auch Urheber aller menschlichen Bosheit. Das erste Menschenpaar — der Mann hieß Meschiah, die Frau Meschiane — wurde von ihm verführt. In der Gestalt einer Schlange überredete er dieselben, daß er der gute Gott sei. Sie glaubten und wurden ihm ähnlich. Von da an suchte er nur Betrug, und die Menschen ließen sich auch immer betrügen, ohne daß der gute Gott es wehren wollte — oder konnte.

„So malte der Perser sein Geschlecht in seinem guten Gott wie im Teufel.“ —

Dem chinesischen Volke rühmt man nach, daß es von jeher praktisch, verständig und emsig gewesen: aber man beschuldigt es, daß ihm Gemüthlichkeit und geregelte Phantasie fehle. Durch Jahrtausende stand es innerhalb seiner das weite Reich umgebenden Mauer geistig und moralisch still, und strebte weder nach Neuerungen, noch sonst nach Berührung mit andern Nationen. Nur in seinem Lande trieb es Flußschiffahrt, nach Außen ging nicht sein Sinn. Die jüngste Zeit jedoch will auch da wirksam sein. Man drängt sie aus ihren Mauern heraus. Bereits sah man Chinesen und ihre Erzeugnisse auf der großen Gewerbe-Ausstellung. Bereits treibt sie der Goldhunger nach Californien. Eigentlich sind die Chinesen vermöge der Beschaffenheit ihrer Heimath auf den Ackerbau angewiesen, und sie kommen dieser natürlichen Anweisung in so weit nach,

daß sie in jenen Gegenden, die einer überreichen Bevölkerung nicht den nöthigen Ackerboden bieten, auf stillen Gewässern künstliche Inseln mit Gärten und Feldern erbauen. Sie haben es überhaupt und vorzüglich mit der Natur zu thun, und finden tausendfältige Veranlassung, deren Kräfte hoch zu achten. Demgemäß sind nun auch ihre religiösen Ansichten, aus grauem Alterthum stammend, beschaffen.

Von einer höchsten Gottheit war im alten China nie viel die Rede. „Himmel und Erde — sagten die heiligen Schriften — sind Vater und Mutter aller Dinge, und der Mensch ist unter Allen das einzige Wesen, das Verstand und Unterscheidungskraft besitzt.“ — Wenn Himmel und Erde den Begriff der Gottheit ausmachten, so war das Menschenthum, so zu sagen, der dritte Theil der Dreieinigkeit, und Vermittler zwischen jenen Beiden. Außer diesen drei Begriffen, für welche der Chinese weiter keine Bilder aufzustellen nöthig hatte, verehrte er eine Anzahl von Schutzgöttern, die entweder als Naturgeister oder als Seelen verstorbener Menschen göttliche Würde empfingen. Doch hatte es mit ihnen von jeher ein ganz eigenthümliches Bewandtniß.

Das Familienleben ist dem chinesischen Volke von jeher hochheilig gewesen und war daher stets ein Hauptgegenstand der ganzen Religionslehre. Der Staat hieß — ganz richtig — „die große Familie,“ und seine Einrichtung war dem innern Wesen dieses Namens angepaßt. Da war nun der Kaiser, „der Sohn des Himmels,“ das Familien-Oberhaupt, „der große Vater,“ und somit Alles in Allem: Oberpriester, Oberzauberer, Oberprediger und Oberlehrer, Regent, Erzieher, Versorger, Ernährer, Wetter- und Kalendermacher, Rathgeber u. s. w. Daher war er auch Kaiser aller chinesischen Schutzgötter. Er schrieb nicht nur vor, was und wie viel den Gottheiten zu glauben sei, er verfaßte somit nicht nur den Katechismus für ganz China, sondern er ernannte auch sogar die Götter für Saaten, Flüsse, Meere u. dgl. nach den Bedürfnissen der verschiedenen Bezirke des Landes. — Seine Macht geht heute noch so weit, daß er jene Schutzgottheiten, die ihre Schuldigkeit nicht thun, mittelst Cabinetsschreiben absetzt. Wenn in irgend einem Gebiete Unglück geschehen ist, und die Wohlfahrt des Volkes gefährdet wurde, wenn Feuer, Erdbeben oder Ueberschwemmungen das Land verheerten, so wird, wenn die Menschen dabei nichts verschuldet oder versäumt haben, den betref-

fenden Bezirksgöttern alle Schuld beigelegt; sie verlieren Amt und Würde, und an ihre Stelle werden Andere ernannt. Damit nun das Volk solche Aenderungen erfahre, geruht der „Sohn des Himmels" alljährlich einen Götter-Kalender herauszugeben, in welchem die Namen derer angegeben sind, an die sich alle Chinesen mit schuldiger Bitte und Verehrung zu wenden haben.

Dem Kaiser muß ja Alles unterthan sein, auch die Götter. Der Chinese ist ein unmündiges Kind seines „großen Vaters," und die Götter sind wohl — auch nur Chinesen. —

„Jesuiten, von denen bisher die meisten Nachrichten über die religiösen Zustände China's geliefert wurden, lobten die große Strenge der Regierung und deren Gottesherrlichkeit, die den überklugen Menschenverstand zügelt, und an eine beschränkte Lebensweisheit gewöhnt. Sie lobten, — denn sie selbst standen unter ähnlichen Ordnungsgesetzen; ihr General war Gottes Bild auf Erden." —

Fällt aber einmal solch ein Gott, so fällt auch die ganze Religion. — „In China ist oft Rebellion; Raubvölker brechen ungestraft aus den Gebirgen in das offene Land herein und ein Gottkaiser verjagt dann den Andern." —

Wer dem Volke solche Götter vormalt, thut es gewiß nicht umsonst. Die Kunst hat einen goldenen Boden. Mandarinen und Mönche saugen dem mit fest gedrehten Glaubensstricken geknebelten Volke bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die besten Säfte aus.

Das Volk hat Religion genug, um sich das gefallen zu lassen, und der Kaiser schützt darin Mandarinen und Mönche, weil sie Stützen seiner Macht sind. —

Im Jahre 1816 schickte eine europäische Großmacht Gesandte an den „Sohn des Himmels," aber der Hauptzweck der Sendung wurde deshalb nicht erreicht, weil die europäischen Männer sich weigerten, vor der göttlichen Majestät die Köpfe neunmal auf den Boden zu stoßen. Jeder Chinese thut dergleichen ohne alles Bedenken. —

In seinem „Herr Gott" malt sich der chinesische Knecht Mensch, der Menschenknecht. —

Und die **Römer?** — Malten sie nicht auch ihre Gottheiten nach höchsteigenen Musterbildern? — Sollten sie von einer so allgemeinen Regel eine Ausnahme gemacht haben? —

Zu ihren geschichtlichen Eigenthümlichkeiten, die sich auch in der Religion abgedrückt haben, gehörte vorzüglich die sorgfältige Rücksicht, welche sie in allen staatlichen Fragen der Ordnung und Nützlichkeit zu nehmen hatten. Dahin ging all ihr männlicher Ernst, all die gereifte Besonnenheit, all die nüchterne Verständigkeit, welche der Geschichtschreiber an ihnen stets zu loben weiß. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn erzählt wird, daß die römischen Götter nur ein nothwendiger Bestandtheil staatlicher Ordnung und Nützlichkeit waren. — Ausschweifende oder allzu leicht bewegliche Phantasie gehörte nicht zu den Fehlern dieses Volkes, und sein religiöser Glaube kam nicht in die Gefahr schwärmerischer Uebertreibung. Ja, die Römer erdichteten nicht einmal die allernothwendigsten Gottheiten selbst, sondern fanden es praktischer, dieselben vollständig andern Völkern zu entlehnen. Es kam darin endlich so weit, daß sie es nöthig und gut fanden, selbst die Götter ihrer Feinde anzunehmen. Man unterließ nicht, sie dadurch anzuerkennen und zu ehren, daß man ihnen in der Hauptstadt Tempel errichtete und Priester ernannte, die auf Staatskosten die nöthigen Opfer darzubringen hatten. So übernahm das Römervolk oft Götter und Gottesdienst einer besiegten Nation gleichsam wie eine Sache des Vertrags, und es trug gewiß nicht wenig dazu bei, das Vertrauen der Unterjochten zu gewinnen, wenn man ihre Religion ehrte. — Aber auch die Gottheiten selbst waren in Betracht zu ziehen. Man mußte auch sie zu gewinnen suchen, oder es wenigstens mit Keiner von ihnen leichtfertig verderben. Daher sollte auch Keine vergessen oder vernachlässigt sein. Am Ende war die Sache zugleich sehr praktisch und sicher. Im höchsten Falle schadete es dem Staate nicht, wenn es ihm nichts nützte. —

So fanden sich in Rom nach und nach Bilder, Tempel und Priester aller vorzüglichen Gottheiten ein, mit deren Verehrern es die Römer in Krieg oder Frieden zu thun gehabt hatten, und ihre eigene Religion konnte dabei keine andere Gestalt annehmen, als die einer großen Glaubensmischung, einer Weltreligion ihrer Weltherrschaft. Bedenklichkeiten gab es dabei nicht. Es handelte sich ja um die nothwendige Staatsreligion, nicht um Glauben oder Denken. Die

Gebildeten und Priester wußten das Eine, daß zur Existenz eines solchen Staates Götter nöthig seien, und daß das Volk nicht anders, als in den Banden religiöser Gewohnheiten regiert werden könne. Dieses Eine reichte hin, es selbst verzeihlich zu finden, wenn man die Leute täuschte. Daher nannte man auch die ganze Angelegenheit „Religion," zu deutsch: eine Sache der Verbindlichkeit. — Bei dem Allen gingen also Unglaube und Aberglaube Hand in Hand.

Was nun besonders das Reich der Götter betrifft, so war es wie der römische Staat geordnet. Es gab darin über- und untergeordnete Rangstufen, an deren Spitze Jupiter, der Götter-Monarch, mit zwölf höchsten Räthen das ganze göttliche und menschliche Weltall regierte. Er war „der Beste," „der Größte," politischer und bürgerlicher Kriegs- und Friedensgott, alleiniger Herr und Lenker aller Schicksale. Die andern Gottheiten, groß und klein, waren seine Würdenträger, Minister, Räthe, Gesandte, Beamte und Vollstrecker seines erhabenen Willens, alle geschult und geordnet nach den nothwendigen Grundsätzen eines Götterstaates.

Wie reichlich übrigens für alle besonderen Angelegenheiten göttlicher Weltverwaltung gesorgt war, mag ein einziges Beispiel darlegen. Für das Bereich des Ackerbaues waren angestellt: eine Gottheit der Blumen und Blüthen, eine andere des Obstes, eine der Aehren, eine des Säens, eine der Saatkeime, eine des Brandes im Getreide, eine der Saatenreife, eine des Umpflügens, eine des Mähens, eine des Düngens und Eggens, eine des Beschneidens der Bäume, eine der Bienenzucht u. s. w. Wenn nun in allen Zweigen der Staats- und Volkswirthschaft für angemessene Götterhülfe gesorgt war — es gab im Ganzen an 30,000 Götter — so konnte sich der Römer bei keinem seiner Geschäfte über Mangel an höherem Beistand beklagen. Er war besorgt und aufgehoben, aber wehe ihm, wenn er dennoch Unrecht that, und es ihm dabei gelang, dem Arme der menschlichen Gerechtigkeit verborgen zu bleiben. Der Götter Richterspruch ereilte ihn sicher. Sie vollbrachten, was der Staat versäumte. Das mußte der gemeine Mann nothwendig glauben, und wenn er es wirklich that, geschah es zum Besten des Staates.

In solchen Staatsgöttern aber malte sich der römische Staatsmann, der Herr und Lenker, der Gesetzgeber. Sein Grundsatz mußte sein: Das Volk fürchte mindestens die Götter.

Aus den vorstehenden Betrachtungen ergeben sich nun folgende einfache Folgerungen:

Das Heidenthum liefert eine große Gallerie von Göttergemälden aller Art. Jedes Volk hatte seine eigne Art der Malerei, die nur ihm und keinem andern taugte und gefiel. —

Die Kunst dieser Malerei war entweder eine natürliche, oder eine künstliche.

Kein Volk malte besser, als es in seinen Kräften stand. Es kam dabei viel oder alles auf Geschicklichkeit und Einsicht seiner Lenker an. —

Unter den Bildern sind viele, die nach einer Art (Manier, Schule) gemalt sind. —

In jedem Gemälde werden die hellen Farben durch dunkle gehoben. Die Götter haben keine Vollkommenheiten ohne Mängel. —

Die Hand, die den Pinsel führte, ist selten zu verkennen. Es war immer eine Menschenhand. — Wenn Priester den malenden Völkern die Hand führten, so sagten sie, die Götter malten sich selber, d. h. dieselben hätten sich ihnen so oder so geoffenbaret.

Farbenreiber und Malergehilfen waren Phantasie, Sinnlichkeit, thierische Triebe; Bildung und Wissenschaft, oder Dummheit und Unwissenheit; kriegerischer Geist, Freiheitsliebe oder Despotie, knechtischer Sinn und andere Menschlichkeiten. —

Zu den Bildern lieferten entweder Priester oder — Gebieter den erklärenden Text. Alles auf Kosten der menschlichen Leichtgläubigkeit. —

Viele malten nach Vorbildern (copirten); wenige erdichteten ursprünglich. — Wenn das Bild halb vollendet war, zogen oft Priester einen Vorhang davor und machten die Zeichnung heimlich fertig. —

Es war nicht immer eine „liebliche" oder zauberische" Hülle, die der Dichter oder Priester um Wahrheit wand: oft war die Hülle schlecht, das Bild eine Lüge. —

Je verhüllter, desto glaubwürdiger: so sprach der Eine zum Andern. Was hüllenlos vor aller Augen zu Tage lag, hatte den Reiz verloren, war natürlich und nicht göttlich. —

„Das schönste Bild der Gottheit war das erwärmende Licht. — „Ihm zu Ehren bauten die Menschen gerne die Altäre in der Richtung nach Sonnenaufgang; dahin wendeten sie den betenden Blick." —

Die ersten grob geriebenen Farben lieferte das Gefühl der Abhängigkeit und des Schreckens. „Der allererste Gott war vielleicht der allererste Donnerschlag.“ „Der Anfang der Weisheit war die Furcht des Herrn.“ — Die ersten Göttergestalten lieferte die Natur des Sichtbaren. —

Eine edlere, als die Menschen-Gestalt, hat noch kein Volk für seine Göttergemälde erfunden, wohl aber oft eine geringere, eine unmenschliche.

„Daß Menschen ihre Götter in Menschen-Gestalt malten, ist ihnen nicht zu verdenken.“ —

In der Regel waren aber doch die Götter den Menschen ähnlicher, als diese ihnen. —

„Wer seinen Gott recht hoch stellen wollte, sagte, er sei nicht so, wie die Menschen, sondern besser, glücklicher.“ — Das will nicht sehr viel heißen. —

„Wenn es wahr ist, daß ein Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so haben sie es ihm reichlich vergolten.“ —

Jedem galt sein Gottesbild für das einzig wahre. Welches aber von Allen war das Wahrste? —

„Es fröhnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.“ —
— „Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten.“

„Irrthum verließ den Menschen nie; doch zog stets ein höheres Bedürfniß den strebenden Geist — immer höher — zur Wahrheit hinan.“ (Göthe.)

Nie sprach ein ganzes Volk von der Gottheit seines Glaubens einfach, ohne Malerei, ohne Bild; das thaten immer nur einzelne Menschen und solche nannte man — Gottesleugner. —

Den Bildervorhang, den die Priester vorgezogen haben, abzuziehen, war stets eine gewagte Sache; es kostete immer viel Muth und Selbstverleugnung, oft das Leben.

An der frischen Luft und im Lichte des klaren Tages erbleichten die Gemälde. Wurden sie zu oft enthüllt, fand man am Ende die leere Leinwand.

„Müßig kehrten zu dem Dichterlande (woher sie gekommen,) heim“ schon viele der alten Götter, doch lange noch nicht Alle. — Die Menschwerdung Gottes scheint eine ewige sein zu sollen. —

Beweise! Wo hat ein jedes Volk die Beweise, daß seine Götter gerade so aussehen, wie es dieselben malt? — „Beweise? — Ueberlegt! — Beweise! — Wie kann man, was man glaubt, beweisen wollen?" (Lessing.)

II.

„Der Glaube macht selig."

Den rechtgläubigen Hindu segnen nicht weniger als 332 Millonen Götter, an deren heiliges Walten er glaubt. — Er hofft in den Himmel zu kommen, wenn ihm die Gnade zu Theil wird, den Namen des höchsten Gottes im Munde und den — Schweif einer Kuh in der Hand zu verscheiden. — Schwer mag oft der Sünden Schuld auf seinem Bewußtsein lasten; er wäscht sie aber rein mit Wasser, das ihm der heilige Fluß Ganges reichlich liefert. Viel besser und wirksamer ist freilich jenes, das die ihm noch heiligere Kuh spendet. —

Ein wahres Glück kann er es nennen, daß die größte aller Sünden nur die ist, welche er begeht, wenn er Brahminen beleidigt. Das kann er am Ende leicht vermeiden, weil dieselben ihm ganz genau sagen, was ihnen gefalle, was nicht. Die Götter sprechen sich nicht immer deutlich aus. —

Der Brahmine selbst — wenn er sich schuldbewußt werden sollte — liest alle Tage in seinem Erbauungsbuche ein Capitel über das Leben eines gewissen Heiligen: das bringt ihm Vergebung aller Sünden. Jedenfalls findet er sich dabei mit den Göttern viel leichter ab, als mit ihm selber der arme Hindu. —

Bei einigen asiatischen Völkern ist es Gebrauch, Wasser, bei andern Sand oder Asche auf den Kopf zu schütten, worauf die Vergebung der Sünden unzweifelhaft erfolgt. —

Der Chinese hat es noch leichter; er ruft nur den Namen Omyto! oder Omyto Fo! einige Male nach einander aus, und wird von der Schuld selbst des größten Verbrechens frei. —

In Arabien bekömmt man noch heute Gebete zu kaufen, welche die Kraft haben, von Sünden zu reinigen. Daher mag wohl ein Dichter dieses Landes zu Gott betend sagen dürfen:

„Wir haben uns, Herr! Vergehungen erlaubt, weil wir gesehen haben, daß die Verzeihung auf dem Fuße nachfolgt.“ — Schweigt denn die Stimme des Gewissens in solcher Religion? Der Glaube spricht so laut, so beruhigend, so tröstend, daß jene verstummen müßte, wenn sie je einmal laut geworden wäre. Der Glaube macht selig, so selig, daß der ihm treue Heide gewissenlos sein kann. —

Der Grieche des Alterthums steigerte die Beruhigungen seines religiösen Glaubens nicht immer so hoch. Für ihn gab es Verbrechen, die auf keine Weise gesühnt werden konnten. Dahin gehörten vorzüglich Verrath am Vaterlande und Menschenmord. Der Schuldige war den Furien (des Gewissens) rettungslos anheim gegeben. — Nur für den unfreiwilligen Todschlag gab es ein religiöses Beruhigungsmittel, welches darin bestand, daß der Priester auf die geöffnete Hand des Schuldigen geweihtes Wasser goß, und der Gottheit ein Opfer brachte. —

Der wahrhaft religiöse Hindu ißt das Fleisch von Thieren nicht, weil er sie nicht zu tödten wagt; es könnten in ihnen die büßenden Seelen verstorbener Verwandten und Freunde, wohl gar der Eltern und Geschwister wohnen.

Fürsten und Brahminen, wenn sie irgend welche Sünden verschuldet haben, leben der beglückenden Hoffnung, daß ihre Seelen einst ganz sicherlich in Elephantenleiber wandern werden. Gott Buddah hatte auch einmal die Gestalt eines weißen Elephanten angenommen. So viel Wonne der Zukunft durften sich freilich die Leute geringeren Standes nicht versprechen. —

Der Egypter bildete sich seiner Zeit ein, seine Seele werde, wenn der Leib stirbt, aus einem Thiere in das Andere übergehen, und wenn sie dann in 3000 Jahren alle Thierleiber zu Lande und zu Wasser durchwandert hat, in den Menschenleib, der eben geboren wird, einziehen, um — die Rundreise von Neuem zu beginnen.

Der arme Orientale, der weder viel Zeit und Kraft noch Lust zum Nachdenken haben mag, muß froh sein, daß er sich mit dem Studium der Göttergelehrtheit gar nicht zu befassen brauche: seine Religion versichert ihn, daß er dazu gar kein Recht habe, und dieses ganz ausschließlich nur den Priestern zustehe. —

Ein gesunder, stämmiger und rüstiger Mensch, dem es in Indien zu arbeiten nicht gefällt, flüchtet sich in die Arme des religiösen Glaubens. Er durchzieht als Mönch die Wohnsitze arbeitsamer und wohlhabender Leute, bettelt um des Lebens tägliches Brod, erhält mehr, als er braucht, und ist dann — wegen der offen zur Schau getragenen Entsagung — ein heiliger Mann. Er ist genügsam und begehrt nicht höhern Ruhmes. — Es gab aber auch Derwische, die es noch viel richtiger verstanden haben, im Glauben selig zu werden, indem sie sich bei der Ankunft des Landesherrn der Reihe nach auf den Boden legten, und das Thier, das den Stellvertreter Gottes auf Erden trug, über ihre Leiber, wie über eine Brücke, schreiten ließen.

Im zertretenen Rückgrat oder in zerbrochenen Rippen brannte der — heilige Glaube, daß der Gottheit damit ein großer Dienst erwiesen sei, dem der Lohn ewiger Glückseligkeit gewißlich nachfolgen werde. — Heilige Anklänge späterer Zeiten! —

„Wer nach dem Umgange mit Gott strebt, der kreuzige seinen Leib.“ —

„Fahr', Welt, fahr' immer hin,
Gen Himmel strebt mein Sinn,
Das Ird'sche ich verfluche,
Das Himmlisch' ich nur suche.“ —

„Die Vorzeit hieß es heilig, wenn der Fliegen, der Heuschrecken aß, und Einer gar — im Ameisenhaufen saß, um andächtig zu überwintern.“

Seit uralten Zeiten hat das indische Volk ein heiliges Feuer, — den Segen des ganzes Landes, aus den Strahlen der Sonne von Priestern gezogen, — auf einem hohen Berge mit Fleiß und Sorgfalt unterhalten. Es gereicht dem gemeinen

Indier zur täglichen Beruhigung, daß seine Priester, zur Ehre dieses heiligen Feuers, bei jedem Sonnenaufgang Wasser in die Luft spritzen. Wie schlimm stände es um das Land, wenn dies einmal versäumt würde! Der Gott wäre im Stande umzukehren. — Bei Gott ist Alles möglich. —

Was würde aber der gute Hindu dazu sagen, wenn er erführe, daß es in Amerika Wilde gab oder giebt, die in einem ganz andern Glauben ihre tägliche Beruhigung finden, indem sie sich an jedem Morgen beeilen, ihre Pfeifen zu rauchen, um dem Sonnengott den — stinkenden — Tabacksqualm in aller Ehrfurcht entgegen zu blasen. Die armen unglücklichen Wilden! Wenn es wenigstens Weihrauch wäre! —

In den Tempeln vieler Völker, namentlich der Griechen und Römer, brannte ein ewiges „Feuer,“ von Priestern — Jungfrauen — Wittwen — sorgsam geschürrt. So lange es braunte, war die Wohlfahrt des Landes gesichert, und der Bewohner ging zuversichtlich seinen Obliegenheiten nach. Aber Angst und Sorge überfiel ihn, wenn es einmal erlosch. Dann hatte sich — wohl vielleicht im Zorne — die Gottheit entfernt, und das Reich war — gottverlassen und schutzlos. —

In Rom tanzte man am Feste der jungfräulichen Feuergöttin — am 24. Juni (Johanni) — um die heilige Glut herum. Das war der Gottheit ein gar angenehmer Dienst; ihre Gnade strömte dann desto reicher auf das Volk hernieder. — Dieser Gebrauch verbreitete sich nach Germanien und die Spuren seines einstigen Daseins sieht man noch heutigen Tages: man springt über und tanzt um die Johannisfeuer. Aber der alte Heidenglaube fehlt; ein anderer trat an seine Stelle: der Rauch des Feuers, über das der Knabe an jenem Tage hinwegsetzt, verscheucht — Teufeleien aller Art. —

In Sibirien hockte der Zauberpriester — Schamane — bei Nacht am geweihten Feuer, und ließ eine Trommel rühren, um die weissagenden Geister herbeizulocken. Endlich ergriff das Grauenhafte der Scene sein Gemüth, er entsetzte sich, sprang auf, lief in wilder Jagd um das Feuer herum, schlug mit Händen und Füßen nach allen Kräften aus, schrie, rief, drohte, bis sie — wirklich — erschienen und er ihre Rede hörte. Getröstet ging er von dannen. Sein Glaube hat ihm geholfen, oder vielmehr denen, die ihn — bezahlt haben. —

Der Nilfluß befruchtet alljährlich der Egypter Land. In uralten Zeiten glaubte man, er sei ein Gott. In den Tagen der Ueberschwemmung ehrte man ihn dadurch, daß man aß, trank, tanzte, sang und fleißig das Theater besuchte. Das brachte dem Lande Heil und Segen. —

Die Franken des Alterthums ehrten auch das fließende Gewässer, aber sie opferten ihm — Weiber und Kinder der Feinde, die sie, glücklich im Kampfe, überwunden und gefangen genommen hatten. Das brachte ihnen neues Waffenglück. —

Die alten Trojaner dagegen warfen lebendige Pferde in die Flüsse des Landes. Pferde waren ja die Symbole der schnell dahin brausenden Götter. Waren sie doch auch die Lieblinge der Menschen. Wie viel Segen mußte solch ein Geschenk einbringen. — Wie sehr wurden die Menschen selig in ihrem mannigfachen Glauben! —

Wasser überhaupt war vielen Völkern ein Hauptbestandtheil der Religion. Während sie sich aber nach den Vorschriften ihres Glaubens fleißig wuschen und reinigten — was gewiß nie ohne Segen war — gab es Andere, die des Glaubens lebten, zwischen seinen vier Pfählen sitzen, den Rosenkranz beten, und in seinem eigenen Dunstkreise gelb und krank werden, sei ein ganz vorzügliches Mittel Gott zu gefallen. —

„Die Perser betrachteten die gesetzliche Reinigung als den wichtigsten Theil ihrer Religion und hatten immer den Grundsatz ihres Propheten im Munde: „Die Hälfte der Gottesverehrung ist reinlich zu sein.“ — Das Wasser heiligte, reinigte. Andere glaubten anders. —

Wer einer neuen Religion beitreten wollte, mußte durch die Taufe aus dem Wasser hervorgehen. Wer dann in der neuen Religion heilig werden wollte, mußte seinen Körper in Schmutz umkommen lassen. —

Manche fromme Orientalen trieben es dagegen in religiöser Reinlichkeit so weit, daß sie keine wollenen Kleider trugen und lieber barfüßig einhergingen, als das Leder ihre Füße bedeckte, weil Wolle und Leder — thierische Bestandtheile — an sich unrein waren. —

Dagegen traten wieder die Frömmler Indiens so unrein als möglich auf, verwahrlosten in gröbster Weise ihren Leib,

trugen die schmutzigsten und zerrissensten Wollkleider, sangen aber heilige Lieder, beteten den Rosenkranz und waren darum auch heilige Leute. —

Im Norden Europas machte der Glaube einst auf folgende Art selig.

Wer seiner Gottheit ein Pferdeopfer brachte, wurde der Gnade derselben dadurch theilhaftig, daß er des Thieres Fleisch essen, dessen Blut trinken durfte. Er kam in die Gemeinschaft mit Gott, — das Opfer war ja durch die Weihe ein Theil Gottes geworden. Wer nicht Pferdefleisch opferte und verzehrte, war ein Unglücklicher, der den wahren Glauben und die rechten Mittel zur Seligkeit nicht kannte. —

„Als König Hakon Adelstan in Norwegen eine neue Religion — das Christenthum — einführen wollte, verbreitete sich Schrecken und Mißtrauen über das ganze Land, denn die Christen — so glaubte der unvernünftige Norwege — aßen lebendiges Menschen- oder gar Gottesfleisch. Seine Unterthanen wollten ihn umbringen, verlangten aber, um sich zu überzeugen, doch noch einmal, daß er Pferdefleisch esse, bevor sie zu dieser traurigen Nothwendigkeit schreiten müßten. Da die Gefahr nicht anders zu beseitigen war, willigte er nach einigem Widerstreben ein, und von nun an wurde er nicht nur für rechtgläubig angesehen, sondern man erwartete mit Ruhe und Zuversicht, daß seine Regierung das Land auch beglücken werde. —

Vor ein geweihtes Pferd pflegten germanische und slavische Völkerschaften kriegerische Waffen — Speere — niederzulegen. Wenn es, darüber hinwegschreitend, den rechten Fuß zuerst erhob, so ging man mit verdoppeltem Muthe in den Todeskampf. Es war ja das ein gnadenvolles Zeichen der Gottheit —

Pferdeköpfe waren Schutzmittel gegen böse Geister. Man befestigte sie an die Giebel der Häuser, und deren Bewohner schliefen ruhig unter dem göttlichen — Schirm. Später aber schliefen sie vielleicht noch viel ruhiger unter einem andern Zeichen.*)

---

*) Noch heute sieht man in einigen nördlichen Gegenden des einstmaligen Germaniens an Bauernhäuser hölzerne Pferdeköpfe angebracht.

Wenn es trocknes Wetter gab, stellte ein Priester des heidnischen Alterthums leere Krüge auf den Altar, wenn es wetterte und stürmte, warf er einen Ochsen, ein Schaf oder wohl auch einen Menschen in das Meer. Das half. — Ein Anderer richtete dagegen mehr aus, wenn er sich vor dem leuchtenden Monde auf die Erde warf, ihn — anbellte und um fruchtbare Witterung bat. —

Die Römer hielten in solchen Fällen feierliche Prozessionen durch die Felder. Als aber einstens eine ansteckende Krankheit im Volke ausgebrochen war, ließen sie mit großen Kosten eine heilige — Schlange aus entferntem Lande nach ihrer Hauptstadt bringen, errichteten ihr einen eigenen Tempel, und ließen sie durch besondere Priester täglich gut füttern. — Das stolze Volk hätte ein Anderes für sehr thöricht gehalten, das sich in einer solchen Noth z. B. an Knochen eines todten Menschen verwendete, sie mit Pomp und Aufwand aus weiter Ferne bringen ließ, feierlich umhertrug, küßte, beräucherte und dgl. m. Wie mußte ein edler Römer den rohen Krieger, mit dem er in Asien und Afrika zu thun hatte, bedauert haben, wenn er erfuhr, daß dieser in Krankheit und Noth dem Bilde seines Gottes, einem roh behauenen Holzpfahl oder Steinblock, vor seiner Hütte, täglich Opfer darbrachte, um so den Regierer des Schicksals zur Hilfe und Abwehr zu bewegen. — Eine so wohlfeile Gottesverehrung konnte doch unmöglich von Wirksamkeit sein. — Kaukasische Völker erwarteten schon Hilfe von den Fellen geheiligter Thiere. Sie hängten dieselben entweder in ihren Hütten als Schutzgottheiten auf, oder umhüllten damit ihre Leiber. Bei Jagden und im Kriege waren sie sichere Retter in der Noth. — Unter Umständen mag wohl auch wirklich eine recht dicke Haut gute Dienste gethan haben. —

Wenn der Mongole noch heut zu Tage auf die Jagd geht, legt er eine Bärentatze auf das Haupt und betet: „Schlag mich nicht todt." —

Der Ostiake schnitzelt in einen Holzklotz etwas Gesichtartiges, versieht es mit gehörigem Munde, macht an die Stelle, wo

---

Rosse, aus dem Bodenfenster schauend, sind Wahrzeichen in Danzig, Magdeburg, Schweinfurt, Cöln. — Auch Hufeisen sind noch fast in allen norddeutschen Ländern als Zeichen des alten Glaubens sichtbar. An die Thürschwellen angenagelt, beruhigen sie Manchen, der darüber hinwegschreitet. Er tritt wohl in das Haus — des Friedens. — Das Eisen freilich thut es nicht; vielleicht der Glaube. —

der Magen sein soll, eine zweite Oeffnung, und sein Gott ist fertig. Vor ihm beugt er sich demuthsvoll, nimmt von dem Brei, den er gefrühstückt hat, einen Theil, streicht denselben seinem lieben Gotte in den Mund, und wenn die Flüssigkeit abläuft, fängt er sie gläubig auf, bestreicht damit seine Füße, und wandert getröstet und gestärkt hinaus auf die Jagd. War sie glücklich, bekommt der Helfer neuen Brei und einen Kuß: wo nicht, wird — ein Anderer geschnitzt. —

„Der alte Germane hatte seine geheiligten Eichen, welche er nur schwer gegen das dürre Kreuz eintauschte.“ Seinen Sängern und heiligen Männern war aber schon die Mistel heilig, die wurzellos am Stamme der Eiche emporwuchs. — Der Vogelfänger hält sie noch heute sehr in Ehren. —

In Egypten rettete der fromme Hausvater, wenn seine Hütte brannte, zu allererst die heilige Katze. Die gottesfürchtige Mutter pries sich glücklich, wenn sie das Kind ihres Herzens dem göttlichen Krokodil vorwerfen durfte, und dieses so gnädig war, es nicht zu verschmähen. O seligmachender Glaube. —

Wie selig machte die nordischen Bewohner Europa's der Glaube, das Menschengeschlecht stamme aus heiligen Bäumen, die ersten Menschen seien zwei Klötze der göttlichen Esche und Erle gewesen, welche die Dreieinigkeit mit himmlischen Menschlichkeiten ausgestattet habe: Wodan mit dem Lebensgeist, Vile mit Verstand und Ve mit Geblüth (Gemüth). — Man begrub daher auch die Todten — wenn man sie nicht verbrannte — in Bäume. — „Kehre zum Baume zurück, von dem du genommen bist.“ — Später tauschte man diesen Glauben gegen einen Andern um, der — wahrscheinlich — aus Arabien kam: der erste Mensch — Mannweib — sei aus Lehm gebildet worden, und Gott, der Einige, habe ihm die unsterbliche Seele eingehaucht. —

Der gemeine Perser dagegen glaubte, nicht aus Holz, nicht aus Lehm, sondern vom — Rinde stamme das Menschengeschlecht. Das erste Paar — versichern ihn die heiligen Schriften — kam aus der rechten Schulter des vom — Gott Teufel (Ahriman) getödteten Urstieres, genannt Urheber der

Nahrung. — Der Priester gab indessen diesem Glauben eine mildere Deutung, was ihm nicht schwer wurde, weil das Wort „Stier“ in seiner Sprache nicht nur das Thier, sondern auch den Frühlingsstern, der neues Leben spendet und die Erdenwelt, die Nahrung gebende, bedeutet. — Wie unglücklich mußte Einer sein, wenn er weder das Eine, noch das Andere glaubte. —

Eine jede Religion war bisher wenigstens in der Weise beglückend, daß sie ihrem Volke unter Glaubens- und Sittenlehren aller Art auch die Mittel an die Hand gab, wie das bürgerliche und politische Leben genau nach dem Willen der Götter eingerichtet werden könne, so daß eigentlich nie eine gegründete Ursache zur Furcht, Unzufriedenheit, Traurigkeit und Ungerechtigkeit vorhanden war. —

Bei den Römern z. B. lag es den Priestern und obrigkeitlichen Personen als wichtigste Pflicht ob, den Willen der Götter genau zu erforschen und dem Volke mitzutheilen. Sie thaten dies, indem sie allerhand Wettererscheinungen und Himmelszeichen, namentlich bei Ungewittern die Blitzstrahlen beobachteten, oder, indem sie die Stimme, den Gang, den Flug u. dgl. bei Thieren gewisser Art prüften. Ob die heiligen Hühner das ausgestreute Futter rasch oder langsam, hungrig oder spielend auflasen; ob die göttlichen Vögel sanft aufflogen, hoch empor stiegen, nach Sonnenaufgang oder Untergang abzogen, ob sie kreischten oder nicht; ob die Eingeweide der geschlachteten Thieropfer gesund oder krank waren; ob einem neu angestellten Beamten, wenn er an den Ort der Bestimmung abreiste, zuerst ein Pferd oder ein Ochs begegnete u. dgl. m.; setzte das gläubige Volk vollständig in Kenntniß, wie die Götter gewillt seien, ihm zu helfen und zu rathen.

Der gemeine Römer schenkte auch sein volles Vertrauen allen diesen göttlichen Offenbarungen, und war zufrieden, so lange als er glaubte, ohne zu überlegen. Als das aber nicht mehr geschah, hörte auch die Seligkeit und Beruhigung auf. Cicero, eine hohe obrigkeitliche Person der Stadt Rom, wagte dann öffentlich auszusprechen, wie er sich wundere, daß die

Priester, wenn sie sich wechselseitig begegnen, einander nicht in's Gesicht lachen. —

In Griechenland hatten die Götter in heiligen Wäldern — so zu sagen — ihre Sprech- und Audienzsäle, wo der Gläubige sein Anliegen vorbringen und dagegen den göttlichen Rath einholen konnte. Das Rauschen der Eichen und Buchen, das Girren der in den Zweigen herumflatternden Tauben und des Priesters erklärende Stimme flößten manchem kranken Herzen lindernden Balsam des Trostes und der frohen Hoffnungen ein. Der berühmteste solcher göttlichen Sprechplätze — Orakel — war der am Abhange des „Dichterberges," nahe bei der Stadt Delphi. Die erste Gottheit, die dort sprach, war die Erdmutter; später überließ sie das einträgliche Geschäft an deren Riesentochter Phöbe, die den Ort durch einen Drachen behüten ließ; endlich erlegte ihr Enkel, der Sonnengott Apollo, den Wächter des Orakels, und nahm das Heiligthum selbst in Besitz. — Welchen Einfluß das Orakel von Delphi allein auf den griechischen Staat geübt hat, mag die Geschichte desselben darlegen. Im Uebrigen sprechen die reichen Geschenke, welche von allen Seiten dahin strömten, deutlich und klar genug aus, an wen der größte Segen des Apollo überging. — Wenn sich der Grieche dem delphischen Orakel erwartungsvoll nahen durfte, fand er im Berge eine enge und tiefe Oeffnung, aus der beständig ein betäubender Dampf aufstieg. Wenn ihn dieser nicht so sehr umnebelte, daß er seiner Sinne mächtig blieb, so konnte er bemerken, wie man über diese Oeffnung einen Dreifuß stellte, auf den sich die Priesterin des Gottes setzte. Der aufsteigende Erddampf brachte in ihr bald einen Rausch von Entzückungen hervor, und sie fing an, in räthselhaften — doppelsinnigen, zweideutigen — Worten Gottes Rathspruch zu verkündigen. —

Kein Gläubiger aus der Blüthezeit hellenischer Religiosität zweifelte an der Wahrhaftigkeit dieses Orakels. Sein Vertrauen, das er in dessen Aussprüche setzte, war, wenn nicht größer, mindestens so groß, als das ist, welches ein guter Christ in die Worte seiner Bibel hat: seine Freude daran war jedenfalls lebendiger. — Später wurde es freilich anders. —

Das Ansehen des delphischen Orakels war übrigens so groß, daß selbst fremde Völker, der griechischen Religion nicht zugethan, aber eben doch auch abergläubisch genug, in sehr bedenklichen Fällen ihre Priester und Heerführer dahin sandten,

sich bei Gott Apollo Raths zu erholen. — Menschlichem Rathe glaubte man nicht recht trauen zu dürfen; er war auch etwas leichter zu haben. Der Götter Ausspruch war am Ende doch auch nur menschlich, aber — der Glaube wußte das nicht. —

Die alten Germanen suchten die nothwendigen Rathschläge und Weissagungen bei begeisterten Jungfrauen oder — schnaubenden Rossen. Außerdem bemühten sie sich, das Geschick ihrer Zukunft aus den **Runen** herauszulesen. Das waren alte priesterliche Schriftzeichen, die in Baumzweige, Stäbe, Waffen und Geräthschaften eingeschnitten waren, und deren Ursprung dem höchsten Gotte **Wodan** zugeschrieben wurde. Wer so glücklich war, solche geheimnißvolle Zeichen zu entziffern oder zu kennen, galt für einen hochgelehrten und weisen Mann, selig für sich und sein ganzes Volk. —

Die alten Nachbarn des einstigen Judenlandes — Sabäer, Phönizier, Chaldäer — wendeten den forschenden Blick nach des Himmels Gestirnen, um aus ihrem Lichtglanze und ihrer Stellung das göttliche Walten zu errathen. Aus den unermeßlichen Fernen also und nicht aus nächster Nähe, holten sie sich der Götter Rathsprüche herab. Für den Flug ihrer Einbildungskraft standen auch Sonne, Mond und die andern, ihnen bekannten Sterne nicht zu hoch. Der Glaube erhob sie über alle Sphären. — Die alten Araber dagegen fanden Ersatz für den mangelnden Ausspruch der allweisen Gottheit in der wunderbaren Kraft, welche sie geweihten oder geheiligten Steinen beimaßen. Sie trugen solche am Leibe, am Halse, und fühlten die Kraft, welche aus denselben in sie überströmte. Ruhe und Zufriedenheit, Selbstvertrauen und Zuversicht in Gefahren war der — natürliche — Erfolg ihres Glaubens. Steine waren auch die heiligen Zeichen der Wahrhaftigkeit und Treue bei Verheißungen und Eidschwüren, und wurden zu diesem Behufe mit Oel gesalbt. In keinem Opferaltar durfte ein solch heiliger Stein fehlen. Als Ueberrest dieses — einstmaligen — Glaubens erscheinen: der heilig verehrte schwarze Stein in der südöstlichen Ecke der Muhamedanischen Kirche (Moschee) zu Mekka, dem berühmten Wallfahrtsorte, und der mit gesegnetem Oel geweihte Altarstein des christlichen Opferkultus. —

Wer könnte beweisen, daß es niemals einen Heiden gegeben hat, der durch seinen Glauben wirklich beglückt worden ist? — Ebenso schwer dürfte es sein, darzulegen, daß den Einen der Glaube des Andern glücklicher gemacht hätte. — Und welchen Werth hat diese Glückseligkeit des alt-heidnischen Glaubens für uns? — Gewiß einen ganz Andern, als den der Gläubige selbst darin fand. —

Eine jede der alt-heidnischen Religionen verlangte von ihren Leuten unbedingten Glauben und somit, — wenn dieser unbedingte Glaube selig machte — nichts anders, als des Lebens Seligkeit. Eine jede meinte es gut mit dem Menschen. — Der Heide war jedoch nicht nur einer größern Glückseligkeit fähig, als die war, welche ihm sein Glaube schaffte, sondern er war auch dazu bestimmt: aber Fähigkeit und Bestimmung fanden im Glauben ihr Grab. —

„Nur der wahre Glaube konnte wahrhaft selig machen.“ — Noch hielt ein Jeder seinen Glauben für den einzig wahren, und daher konnte ihn auch immer nur dieser selig machen. —

Man hört oft sagen: je älter eine Religion, desto glaubenswürdiger; doch: —

> „Stützte sich des Lebens Glück auf leeren Glauben,
> So fiel mit ihm, was nur durch ihn bestand.“ —

Alle die alten Religionen waren ohne Glauben ganz unmöglich, und „wer nicht glaubte, konnte auch in der That nicht durch Glauben selig werden.“ Daß aber die einzelnen Menschen die Ungläubigsten ihrer Zeit, — deren es auch fast immer gab — eben darum auch die Unglücklichsten waren, wird wohl Niemand behaupten wollen. —

Das Glauben ist ein menschlich-innerlicher Vorgang. Wenn der Heide glaubte und in seinem Glauben etwa glücklich war, so hatte er es sich zu verdanken; er, der Gläubige, war Ursache seines Glaubensglückes. Daher mag es Leute gegeben haben, die behaupteten, „der religiöse — wahre — Glaube sei eine von Gott eingegossene Tugend, eine Gnade.“ —

Die Seligkeit des Glaubens ist die Seligkeit der Kindheit. Je kindischer ein Mensch war, desto mehr fand er sich auf sie angewiesen. — Auch Völker haben eine geistige Kindheit und Glaubensseligkeit, so gut oder so schlimm, wie ein einzelner Mensch, durchgemacht. Einige mögen wohl noch dabei sein. —

Der erwachsene Mensch, dessen Bedürfnisse größer geworden sind, als im Glauben selig zu werden, kann wohl den Glauben seiner Kindheit belächeln, aber er darf ihn nicht verdammen. Aus dem Kindesglauben entwickelte sich Manneswissen. — So magst du über alten Glauben und seine Seligkeit urtheilen. —

„Der Thron des Glaubens war stets ein Luftballon.“ —

Verschiedener Glaube mußte wohl verschieden selig machen, welcher aber am seligsten machte, ist gewiß nicht zu ermitteln. —

Glaubensseligkeit ist, wie ein langer Treppengang. Von der untersten bis zur höchsten Stufe ist es gar weit, aber Der unten ruft ebenso wie Der oben: „Der Glaube macht selig,“ — Jeden macht sein Glaube selig, der des Andern erscheint ihm nicht nur nutzlos, sondern auch thöricht oder wohl gar lächerlich. — Aber alle Glaubensmeinungen stehen — oder gehen — nichts destoweniger auf einem und demselben Treppengange. —

„Achte meinen Glauben, dafür werde ich den Deinen von Herzen verachten.“ Das ist eine harte und ungerechte Rede, die man nicht einmal den alten Heiden zumuthen sollte. —

Jetzt prüft man die Größe der einstigen Glaubensseligkeiten beim Lichte besserer Erkenntniß. Werden die Menschen der Zukunft nicht ebenso die Größe unserer Glaubensseligkeiten bei — ihrem Lichte prüfen? —

III.

> Der Gott wies auf den Priester hin, dieser auf jenen; zu Beiden verhalf dem Gläubigen das Opfergeschenk. —

Der Götterdienst des alten Heidenthums hatte viel Mannigfaltiges. Die roheste Art dessen war das Menschenopfer. Von seiner häufigen Anwendung geben nicht nur geschriebene und gemalte Urkunden, sondern auch noch manche blutige Sitte roher Völker der Gegenwart Zeugniß.

Dem Moloch, dem so unschön als möglich dargestellten

Götterklotze persischer und indischer Religionsanschauungen, durften nur die Erstgeborenen der Gläubigen zum Opfer dargebracht werden. Wenn dies geschah, mußte selbst das Mitleid und die Trauer erstickt werden, weil auch Götter „nur den fröhlichen Geber lieben." Damit nun die Eltern, deren erstes Kind, die Frucht ihrer innigsten Liebe, in die hungrig leckende Flamme des Opferfeuers geworfen werden sollte, nicht durch sein Jammern zum Mitleid oder wohl gar zur Reue bewegt würden, erschallte ringsum der betäubende Lärm von Pauken und Trommeln, während die Priester im wilden Freudentanze umhersprangen, und Loblieder sangen. — Bei einigen andern Völkern war es Gebrauch, nur erwachsene Leute aufzuopfern. Auf der Insel Creta wurden dem Stiergott nur Jünglinge und Jungfrauen geschlachtet. —

Das Opfer mußte sich still und duldsam betragen, wenn es der Gottheit angenehm sein sollte. Wenn es sich sträubte oder wohl gar die Bande, mit denen es geknebelt war, zerriß und davon lief, deutete man es als ein höchst betrübendes Zeichen des künftigen Unglücks. Die Gottheit wurde durch ein solches Geschenk nicht besänftigt, sondern erbittert. —

Häufig war bei heidnischen Völkern auch das Opfer jungfräulicher Unschuld. Die dazu Auserlesenen mußten sich bei öffentlichen Festlichkeiten preisgeben, oder in der Dunkelheit des Tempels die Ankunft der Gottheiten abwarten. Die Priester vermittelten den Gottesdienst. — Hie und da gab es ganz besondere Priesterinnen, solchem Gottesdienste geweiht und in der Nähe der Tempel wohnhaft. — Die Götter liebten vorzüglich Jugend-Frische und Schönheit an den ihnen dargebrachten Geschenken. Bei den Griechen waren sie so wählerisch, zu verlangen, daß auch alle Priester, welche die religiösen Ceremonien zu verwalten hatten, gesund, jung und schön seien.

In Ausnahmsfällen gefiel aber auch das Opfer des Alters. Bei außerordentlichen Landplagen, in großer Gefahr und Verlegenheit, für welche das gewöhnliche Geschenk nicht ausreichend genug erschien, bot man zur Milderung und Versöhnung der erzürnten Gottheit den reinsten und heiligsten Menschen, der ihr am ähnlichsten war, — den Hohenpriester selbst. Selbst in Europa zeigten sich hie und da Spuren solcher Opferungen. Bei den heidnischen Preußen pflegte sich der alte Priester von Potrimpos — wie ein Urkundenforscher bezeugt — selbst zu

verbrennen, um durch den unverschuldeten Tod das begangene Unrecht seines Volkes zu sühnen. —

Das Sterben überhaupt, auch das natürliche, unfreiwillige, unerwünschte, erschien als ein religiöses Opfer, und mochte dann, wenn es eine bedeutende Persönlichkeit betraf, auf das allgemeine Wohl von großem Einflusse sein. Daher tilgte schon der zufällige oder natürliche Tod des Hohenpriesters bei einigen Völkern die Verpflichtung zur Blutrache, und der Schuldige durfte ohne Sorge, von den nächsten Verwandten oder Freunde des Todtgeschlagenen wieder getödtet zu werden, aus der Zufluchtsstätte hervorkommen. Der Tod des Hohenpriesters hat alles Unrecht wieder gut gemacht. —

Weil Leichen als Opfer betrachtet wurden, warfen Indier dieselben in den heiligen Fluß, verbrannten Perser sie im geweihten Feuer. —

Um so mehr aber war eine schuldlose Selbstaufopferung, der **freiwillige** Tod eines frommen Mannes — geeignet, die Völker vom Jammer zu erlösen und mit dem vergossenen Blute von Sündenschuld rein zu waschen.*)

„Der Tod des Heiligen ist werth dem Herrn."

In religiös begeisterten Menschen entstand daher auch — auf natürliche, Manchem der Zuschauer jedoch unbegreifliche Weise — die heiße Sehnsucht, sich für das Volk aufzuopfern und die verklärende Märtyrerkrone zu erringen. — Nach dem Tode wird ja ein Mensch den Seinen mehr als hochachtungswerth. Philosophen und Propheten, die das wohl einsahen und nach unsterblichem Ruhm geizten, aber zum Selbstmord nicht geneigt waren, brachten oft auf einfachere Art fast dieselbe Wirkung hervor, indem sie — verschwanden. Man hatte sie dann vielleicht mit feurigen Rossen zu Gott fahren gesehen. —

*) In der alt-asiatischen Religionsgeschichte findet man daher auch viele Fälle angegeben, in denen der geistliche Führer des Volkes „auf Befehl der Gottheit" irgend einen „heiligen Berg" besteigt, um daselbst, in der göttlichen Nähe, zu vergehen. — **Moses** z. B. stirbt, nachdem er das verheißene Canaan gesehen, „durch einen Kuß Jehova's," d. i. durch Umzüngelung der Flamme, also wahrscheinlich den Feuertod. — Ein Gleiches wird von Josua berichtet. — In einer alten syrischen Urkunde betet ein frommer Greis, (Eleazar in IV. Maccab.) der um seines Glaubens willen sterben muß, in den letzten Augenblicken seines Lebens: „Du weißt, Gott, daß ich mich retten konnte, aber daß ich dennoch um des Gesetzes willen den Feuertod sterbe. Darum werde gnädig deinem Volke, laß Dir an **meiner Strafe genügen**; empfange mein Blut als **Reinigungsopfer für sie und anstatt ihrer Seelen** nimm die Meinige. —

Bei Völkern, deren Vernünftigkeit sich immer mehr und mehr entwickelte, fand bald auch die Stellvertretung des Menschenopfers Statt. Man gab der Gottheit, anstatt des werthvolleren eignen Lebens oder des von geliebten Kindern und Frauen, ein weniger werthes, das der Sklaven, Gefangenen, Fremdlinge, oder nur das einzelner Körpertheile oder endlich das der Thiere. —

Zu allererst machten sich die Priester von der traurigen Verpflichtung, für das Volk zu sterben, los, wenn sie nicht der eigene, lebendige Glaube zum Martyrthum trieb. Sie opferten einzelne Glieder, oft nur ein Stückchen Haut als Zeichen des ganzen Lebens (Beschneidung). — So spricht die alte Sage auch vom abgebissenen Finger, mit dem sich die rasende Gottheit versöhnungsvoll begnügte. Daher kamen auch die üblichen Selbstverstümmlungen alter Zeiten.

In Tauris begnügte sich die sonst nur Menschenopfer heischende Göttin damit, daß sich ihre Priester am Altar blutig geißelten. Blut mußte die Gottheit sehen. — Die Baalspriester in Babylon ritzten sich mit Pfriemen und Messern die Hände auf, damit Blut floß; dann schrieen sie um der Gottheit Hülfe und Erbarmen. —

So schrieb selbst ein christlicher Kirchenvater, vom alten Glauben noch einigermaßen befangen, „die Opferung des Blutes nähre (befriedige) die unreinen Geister.“ Daher war es auch lange Zeit hindurch bei asiatischen Völkern Sitte, beim Verscheiden oder Begräbniß der Freunde und Verwandten Einschnitte in die Haut der Trauertragenden zu machen, damit sich die bösen Geister mit diesem Blute begnügen, und den Seelen der Verstorbenen nichts Leides zufügen.

In Rom ließ man bei großen Bedrängnissen oder bedeutenderen Leichenbestattungen die dazu bestimmten und bezahlten Männer (Gladiatoren) in Waffen ringen, damit das dabei vergossene Blut, die geschlagenen Wunden, oder der Tod eines oder mehrerer Ueberwundenen die Schuld irgend welcher Vergehen tilgen.

Aus derselben Glaubensursache werden noch heute bei einigen asiatischen Völkerschaften zum Begräbniß ansehnlicher Männer deren Frauen, Pferde, Waffen, nebst sonstigem Zubehör feierlichst verbrannt. —

Mit zunehmender Bildung traten Thiere stellvertretend als religiöse Geschenke auf. — Einen hohen Grad der Milde

und Verständigkeit ließ z. B. schon der in Egypten, Arabien und Indien üblich gewordene Gebrauch des Lammopfers erkennen. Im Frühling nemlich, wenn sich der Sonnengott wieder barmherzig erweisen und neues Leben spenden wollte, (wenn die Sonne in das Zeichen des Widders trat,) brachte man Widder, Lämmer, (Osterlämmer) auf den Altar, und weihte sie durch das priesterliche Messer — den eigenen freude- und hoffnungsreichen Gefühlen. —

Die Götter wurden aber immer genügsamer und in ihren Ansprüchen bescheidener. Sie begehrten am Ende nur noch den klingenden Werth des Lebens. Einen Uebergang dazu bildeten gemalte oder geschnitzte Abbildungen der zu opfernden Gegenstände, des menschlichen Leibes, der reinen und nützlichen Hausthiere, oder sonstigen Hab' und Gutes. Nur mußten diese Abbildungen entweder aus edlem Metall gefertigt, oder von werthvollen Beigaben begleitet sein. So ordneten Priester an, denn so wollten es die Götter. Auch von dieser Sitte giebt es noch heute zahlreiche Spuren: reichere Leute opfern dabei in Silber, Gold und Edelsteinen, die Aermeren in Wachs, Holz u. dgl. —

Die Gottheit zu ehren,
Der Strafe zu wehren,
Die Priester zu nähren,
Wandert das Opfer nach den Altären. —

Der Ursprung aller Opfer des Heidenthums ist gewiß nirgendwo anders, als im menschlichen Gemüthe zu suchen: in der Verständigkeit jedenfalls nicht. Die Gefühle der Furchtsamkeit und Abhängigkeit, das Bedürfniß der Beruhigung, oft auch die kindliche Dankbarkeit veranlaßten die Menschen, den höheren Wesen ihrer Einbildung — also eigentlich in sich selbst, den eigenen Gedanken Geschenke darzubringen. Das mag der Ursprung gewesen sein; mit der Zeit wurde aber daraus, wie bei Allem, was der Mensch häufig thut, eine Gewohnheit: Gewohnheit erspart das Nachdenken. Somit ward das aus dem Menschengemüthe entspringende Verlangen, den Göttern zu dienen — leere Ceremonie. —

In jener Zeit, wo die neue Lehre der Christen sowohl in Klein-Asien als — vornehmlich — im Griechen- und Römer-

reiche das Heidenthum zu zersetzen anfing, waren alle Opferungen bereits zur gedankenlosen Ceremonie geworden, nur noch „für den großen Haufen gut oder nothwendig" und für das Priesterthum einträglich. Man sprach dabei allerdings von „Ehre der Götter," „Gebet und Gnade," „Dankbarkeit," „Sühnung" u. a.: die Opfernden verstanden aber darunter immer nur das Eine: Selbstbefriedigung, Beschwichtigung der innerlich mahnenden Stimme, Abfinden für eigenes oder fremdes Unrecht. Nur den großen Staats-Ceremonien trat oft ein anderer Beweggrund bestimmend bei. —

Die Opferung fand statt, wenn die Gabe genau geprüft worden war. Bestand sie vorzüglich aus Thieren, dann mußten dieselben auserwählt schön, rein, kräftig, gesund und jeder sonstigen Vorschrift strenge angemessen sein. Eine rothe Kuh z. B. durfte auch nicht Ein weißes Haar an sich haben. — Selbst dann, wenn das Thier bereits am Altare geschlachtet war, und in seinem Innern Unregelmäßigkeiten oder eine Krankheit wahrgenommen wurden, geschah seine Zurückweisung. Der Geber mußte ein Anderes liefern. —

Die Ceremonie des Opfers hatte darin ihren Hauptinhalt, daß ein Theil des gesammten Geschenkes, — in der Regel der kleinste und fetteste, also ungenießbarste, — auf einem Altar — „zum süßen Geruch der Gottheit" — verbrannt wurde. Das Uebrige fiel dem Priester zu, der die heilige Handlung verrichtet hatte. Seine Mühe war dabei nicht so groß, als roh und unsauber. Die Gebete und Redensarten, welche er im Verlauf der Opferung zu sprechen hatte, waren einfach, hatten nicht den Zweck zu belehren oder zu erbauen, und wurden nicht einmal verstanden. —

Bei größeren Opfergaben veranstaltete man eine Art religiöser Mahlzeit, an welcher außer dem Priester auch der Geber mit den Seinen Antheil nehmen mußte, damit die Sühnung vollständig sei. —

Damals waren die Priester nicht auch Prediger, Lehrer. Mit der Zeit ist auch der Heiligenschein der Vergangenheit verloren gegangen. Sie kümmerte am meisten, daß der Glaube an die Nothwendigkeit der Opfer nicht schwinde, und von ihren großen Rechten und Befugnissen nichts verloren gehe. —

Die Opfer waren übrigens ihre eigentlichste Einnahme. Sie verkauften das ihnen gebliebene Fleisch, und hielten zu

diesem Behufe gleich im Tempel ihren Markt. Die Ueberreste altheidnischer Götter-Häuser, die man noch findet — besonders in den aufgegrabenen Städten Pompeji und Herkulanum — zeigen, daß man zu diesem Zwecke eigene Räumlichkeit in den Tempeln selbst eingerichtet hatte. — Man fand darin nichts Anstößiges. Jeder räumte ein, daß die Priester auch leben müssen, und nun einmal auf solche Einnahmen angewiesen seien. Unter diesem Schilde konnten sich dann auch Geiz und Habsucht unbeachtet verbergen; sie fanden da ihre volle Sicherheit. —

Das Volk kaufte die Opferreste sehr gerne; einmal waren sie gut — nicht umsonst sollte das Opfer tadellos sein — und dann waren sie „geweiht.“ —

Außerdem bezog das Priesterthum seine Einkünfte auch noch aus dem Vermögen der Tempel, das durch Schenkungen, Vermächtnisse u. dgl. gesammelt worden war. Die alten Urkunden weisen nach, zu welchem Reichthum dieses heilige Amt führte.. In manchem der altheidnischen Reiche z. B. Egypten sollen an vier Fünftel des Grundbesitzes den Priestern gehört haben. — Daß das Volk bei dem letzten Fünftel nicht reich zu nennen war, ist unzweifelhaft, noch mehr aber, daß es dennoch viel zufriedener — wenigstens genügsamer — lebte, als seine reichen Priester. —

Als die kleinen Christengemeinden in die Schranken des religiösen Kampfplatzes eintraten, konnte sie das heidnische Priesterthum durch seinen Glanz und Reichthum allerdings überstrahlen, und das Volk blendend fesseln: aber nur auf kurze Zeit.

Die armen Christen machten am Ende ihre reichen Gegner doch noch arm, freilich aber nur, um ihre eigenen geistlichen Führer zu bereichern. —

In der milderen Religion der Griechen spielten Thieropfer nicht die größte Rolle. Dafür erhielten die Gottheiten und ihre Bevollmächtigten andere nicht minder bedeutende Geschenke, an denen sie sich ebenso sehr, wenn auch anständiger bereichern konnten. —

Stets wurden Götter den Menschen theuer und werth durch Priester:

„Der Gott wies auf den Priester hin, dieser auf jenen, und zu Beiden verhalf dem Gläubigen nur das Opfergeschenk.“ —

Derselbe Fall trat bei einigen andern Völkern ein, die, dem Einflusse des Zeitgeistes unterliegend, die blutigen durch unblutige Opfer, als Brod, Wein, Milch, Honig, zu ersetzen suchten, dabei aber die alte Bedeutung beibehielten und an ihre Nothwendigkeit glaubten, so daß dieselben nur, wohlfeiler geworden, desto häufiger dargebracht und gemißbraucht wurden. Die Menge mußte es dann bringen; sie mußte den Priestern allen Verlust ersetzen. — Indessen rächte sich der Mißbrauch vorzüglich damit, daß die Menschen desto leichtsinniger wurden, je mehr Mittel sie hatten, ihre Schuld zu sühnen, und es dann noch soweit kam, daß Viele diese Sühnung ganz umsonst begehrten. Da mußten die Götter nun wieder auf andere Art befriedigt werden. Am Ende sollte ihnen der Staat zu Hülfe kommen.

„Erst war die Religion die Stütze des Staates, dann ward der Staat Stütze der Religion.“ (Feuerbach.)

Das half aber endlich denn doch auch nichts mehr; die Götter mußten Hungers sterben, und ihre Diener — einen andern Dienst suchen. Der neue Gottesglaube verlangte neue Gottesverehrung. Priester fanden also, was sie brauchten, bald wieder durch neue Steuern für neue Dienstleistungen.

Wenn nun gleich die Priesterschaften des alten Heidenthums den Forderungen der Zeit gar oft die besten ihrer Grundsätze aufopferten: so sind sie doch in Einem immer standhaft geblieben, und dieses Eine wird wohl Friederich der Große ziemlich richtig bezeichnet haben, wenn er sagt:

„Was die Priester betrifft, so scheint es, daß sie sich Alle gleichen, von welcher Religion und Nation sie sein mögen.“ — „Die Gesetze von Sparta untersagten den Gebrauch des Geldes; die Priester machen es ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß sie dasselbe für sich behalten, nachdem sie es dem Volke abgenommen haben. Selig — rufen sie — sind die Armen! und da sie wünschen, daß alle Welt selig werde, so sorgen sie zunächst dafür, daß sie arm werde.“ —

Zur Herrschsucht gelangten sie übrigens am leichtesten dadurch, daß die Völker selbst alle Gewalt in ihre Hände legten. Diese artete mit der Zeit aus, und überragte am Ende die aller Despoten, indem sie selbst Gedanken — „die Zollfreien“ — zu bezwingen und zollbar zu machen wußte.

„Sage, thun wir nicht recht, wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh' nur, wie ungeschickt, sieh' nur, wie wild er sich zeigt!“
„„Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrog'nen;
Seid nur redlich, und so führt ihr zum Menschlichen an.““ —
Göthe.

Nach der Höhe priesterlicher Macht konnte man mit Sicherheit auf die Niedrigkeit eines Volkes schließen und umgekehrt. Keine der alt-heidnischen Religionen stellte den Priester mitten in das Volk hinein, eine jede hob ihn heraus, um ihn über dasselbe zu setzen; keine verkündete: „Der ist der Größte unter euch, welcher euer Diener ist;“ jede gebot dem Volke nur darum zu dienen, um über dasselbe zu herrschen. Das Priesterthum salbte sogar oder krönte die weltliche Obrigkeit, um sich über sie zu stellen. —

Zur höchsten Vollkommenheit der Macht und Anmaßung, wie sie nicht sobald ihres Gleichen fand, hat sich das Priesterthum der Hindu und Egypter ausgebildet.

In Indien fühlte sich der aus dem göttlichen Haupte stammende Brahmine durch seine Würde so hocherhoben, daß der Geringste seines Standes sich eher würde haben tödten lassen, als daß er seine Tochter einem Könige zur Frau gegeben hätte, wenn dieser nicht auch zugleich priesterlichen Geblüts war. —

Wenn der Brahmine irgend ein Verbrechen begangen hatte, und dasselbe noch so groß war, durfte er weder am Leben noch Vermögen gestraft werden. —

Die irdische und himmlische Glückseligkeit der Hindu's im ganzen Lande lag in seiner Hand. Alle Stände waren dem Seinen untergeordnet. — Je williger das Volk seinen Nacken unter dieses schwere Joch beugte, desto mehr gewöhnte es sich daran, um dessen Druck immer weniger zu fühlen. Zum gemeinen Manne sagte der Priester:

„So spricht Gott: Dein Verstand ist dumm und begreift das Wort des Heils nicht; lese nicht die heil. Schriften, sondern glaube. Der Hindu aber antwortete: „Ich glaube, daß mein Geist zu blöde ist, darum offenbare du, Hochwürdigster! was ich thun muß, um selig zu werden.“

Das Volk war in den Jahren der Kindheit, und seine geistlichen Erzieher pflegten nur ihres Amtes, wenn sie es mit der Milch des Glaubens nährten, und ihm schöne Mährchen erzählten. Es konnte dann auch unmöglich anders kommen, als daß die Hindu's in ihren Brahminen Fürsprecher bei den Göttern, Unterhändler des Trostes und der Zufriedenheit, Vermittler des Heils, mit einem Worte: die einzigsten, unentbehrlichsten Seligkeits-Makler sahen. —

Es ist begreiflich, daß das Priesterthum nicht unterließ, sich seine glänzende Stellung so gut als möglich zu bewahren. „Es machte um sich herum ein Gehege — wie Moses am Berge Sinai — und verbot dem Volke darüber zu steigen.“ Neugierige Späher waren ihnen die gefährlichsten Raubmörder an der — göttlichen Wahrheit.

„Kein Sterblicher,“ sprach des Priesters Mund, „rücke diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“

Daher waltete auch bei Aufnahme neuer Mitglieder des Priesterthums die sorgsamste Vorsicht. Mit geistlichen Martern wurde der junge Mann mürbe gemacht, und wenn er zwölf Jahre lang in der Schule der Vorbereitung ausgeharrt hatte, wurde ihm in die eine Hand die Anweisung auf ein behagliches Leben, in die Andere das Siegel der heiligen Volks-Religion gedrückt, deren Geheimniß treu zu bewahren er sich mit einem hohen Eide verbinden mußte.

In Egypten dehnte sich die Wirksamkeit des Priesterthums weit über alle religiösen Grenzen hin aus. Dort gab es sechs Klassen Priester, unter welche folgende Fächer allgemeiner Verwaltung ausgetheilt waren: Staatliche Gesetzgebung, Stern- und Arzneikunde, magische und andere Wissenschaften, Gottesdienst, Tempelangelegenheiten und heilige Gesänge. — Ihre Macht war so groß, daß ihren Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet wurde. Sie schrieben sogar vor, welche Speisen und wieviel der — arme — Egypter genießen dürfe.

Sie beherrschten selbst Handwerke und Künste. — Minister, Richter, Räthe und andere bedeutende Staatsbeamte wurden nur aus dem Priesterstande entnommen. — Wenn Jemand vom Kriegerstande zur Königswürde gelangte, mußte er zuvor durch Priesterweihe dem geistlichen Stande einverleibt werden, ehe er den Thron bestieg. — Zu Priesterinnen konnten nur Königs- und Priestertöchter erwählt werden. —

Außer dem Könige sollten keinem Laien die Geheimnisse ihrer Weisheit mitgetheilt werden. Dieselbe war nur in Priesterschriften — Hieroglyphen — niedergelegt, die kein Ungeweihter lesen konnte.*)

Mehr oder weniger groß war die priesterliche Macht auch bei andern heidnischen Völkern. In Persien z. B. waren Magier (Zauberpriester) die Herren aller bestehenden Verhältnisse. Sie entschieden als Richter in allen Streitigkeiten, waren die nächsten Rathgeber des Königs und leiteten die Erziehung seines Nachfolgers.

Bei den Griechen dagegen waren sie auf Besorgung der Opfer, Verwaltung der Tempelgüter, Weissagung und Auslegung religiöser Schriften beschränkt. Wissenschaften und eigentliche Volksbildung gehörten nicht in ihr Bereich. Auch war von einer Absonderung derselben, als einer besonderen Kaste, nicht die Rede, obwohl es ihnen nicht an großen Privilegien fehlte. — Als Haupterforderniß verlangte man von ihnen, was den Göttern gefiel, Jugendfrische, körperliche Gesundheit und fehlerlose Gestalt. Die Farbe ihres Gewandes war die der Gottheit, welcher sie angehörten, und wie diese, waren sie bekränzt oder gekrönt. Sie durften sich auch durch nichts verunreinigen, nicht einmal durch Schweiß oder Träume, wenn sie nicht zum Götterdienste unfähig werden wollten. Der Priester der eleusinischen Geheimnisse durfte nicht Granatäpfel, der Jupiters nicht Mehl, rohes Fleisch oder Sauerteig u. dgl. Sinnbilder gewisser Vorgänge im Reiche der Natürlichkeit, am allerwenigsten Blut berühren.

„Blut'ge Mahle netzen Gottes Lippen nicht, reine Opfer will er haben." —

---

*) Noch heute zerbrechen sich Gelehrte ihre Köpfe, um die Bedeutung dieser geheimnißvollen Zeichen zu errathen. —

Es wäre unmöglich, die Geschichte irgend einer heidnischen Religion zu schreiben, ohne der Priester lobend und tadelnd zu erwähnen.

In der Regel hatten die heidnischen Völker — mit wenigen Ausnahmen — nur je Einen Verstand: der steckte in der Priesterschaft. — Sie waren stets lehrbedürftig, die Lehrer dagegen fanden Belehrung nicht immer rathsam. —

Es wäre aber auch wieder Unrecht, zu sagen, alle heidnischen Priester hätten ihre Völker getäuscht und ausgebeutet. Sie selbst glaubten ja oft genug an die Lehren ihrer Religion, wenn auch nicht an Alle. Die zunehmende Aufklärung war es, die sie zur Heuchelei trieb. —

Der Erste unter den heidnischen Priestern — der Zeit nach — war gewiß ein ehrlicher Mann, der Letzte vermuthlich ein Betrüger. —

Und ebenso wurde das erste Opfer sicherlich aus kindlich gutem Herzen gebracht, das Letzte aus Gewohnheit und Bequemlichkeit. —

Priester nannte Jemand „ein großes Uebel," aber ohne sie wären die Völker in religiöser Beziehung nicht einig geblieben. Sie bewahrten den gemeinen Mann, daß er nicht in größeren Aberglauben versank, als der war, welchen sie lehrten. —

Sie waren jedenfalls die nothwendigen Vermittler der religiösen Bedürfnisse. Daß sie dabei zugleich das Heil ihrer persönlichen Bedürfnisse vermittelten, war nicht zu verwundern.

Man findet im alten Heidenthum bei dem gemeinen Volke in Bezug auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit seiner Priester oft den sonderbarsten Geschmack. Ihm mußten sich dieselben fügen. Daher fiel z. B. mancher große Prophet oder Zauberer früher gehörig in Krämpfe oder Verzückungen, ehe er Unsinn sprach. — Je unglaublicher seine Rede war, desto glaubwürdiger. Später trat an Stelle der Krämpfe und Zuckungen das heilige Geheul. —

Die alten Völker waren Kinder an Erkenntniß, und daher mag auch die geistliche Erziehergewalt ihre Zeit der Nothwendigkeit gehabt haben; aber die Völker sollten doch wohl nicht immer Milch trinkende Kinder bleiben müssen. —

„Diesem Ambos vergleich' ich das Land, dem Hammer die Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint."

Göthe.

IV.

„Vernünftigkeit? — — Sage lieber Wühlerei der Zweifler und Mißvergnügten, weiter nichts.“ — —

Im alten Persien herrschte ursprünglich die einfache Naturreligion der Nomaden. Diese lebten glücklich und zufrieden in ihrem Glauben, so viel es die äußern Umstände nur immer zuließen. Da trat — etwa 500 Jahre vor Ch. G. — ein Mann, Namens Zoroaster (Goldstern) auf, und begann allerhand religiöse Neuerungen. Ihn leitete dabei, wie jeden Andern, der Gott seines — Kopfes. Bald brachte er die Wandervölker zum Abfall von dem altehrwürdigen Glauben ihrer Väter. — Sie wußten es ihm übrigens zu danken, indem sie seinen Namen und Andenken verherrlichten. Nach seinem Tode, (eigentlich nach seinem Verschwinden — „er zog sich auf einen Berg zurück, um zu beten“) — wurde ihm die Abfassung der heiligen Schrift, genannt „Buch des Lebens“ (Zendavesta), in der Art zugeschrieben, daß sie ihm Gottes Geist eingegeben habe. Als Prophet war er in die Hölle hinab und in den Himmel hinaufgefahren — erzählt die heilige Sage, um die Aufgabe seiner göttlichen Sendung vollständig zu erfüllen. Bei seiner Geburt sind viele Wunder geschehen. — Die Grundbegriffe seiner neuen Offenbarung waren „Licht und Finsterniß.“ —

In China hat sich die Staatsreligion als Glaube der Väter von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fortgeerbt, besonders nachdem der weise Confucius — etwa 600 Jahre vor Ch. G. — die Lehren desselben gesammelt, geordnet und niedergeschrieben hatte, und diese zur Würde einer Reichs-Religion erhoben worden waren. Nichts destoweniger trat fast gleichzeitig mit dem eben genannten Religionslehrer ein Mann auf, Namens Lao-dsö, der in einem besonderen Werke, betitelt: „Buch der Vernunft und Tugend“ eine gründliche Umbildung des alten Glaubens verlangte, und Gemeinden (Schulen) gründete, die sich „Anhänger der Vernunft“ nannten. Aus ihren Lehren verdient angeführt zu werden: daß „Himmel und Erde aus dem Chaos, (aus der gesetzlosen

Unordnung des Weltenalls) durch ein einziges, unermeßliches und schweigendes Urwesen, die Vernunft, entstanden sei; daß der Mensch ein Abbild der Erde, diese ein Abbild des Himmels, dieser ein Abbild der Vernunft, sie ein Abbild ihrer selbst und Mutter aller Menschen und Dinge sei; daß die größte Frömmigkeit darin bestehe, von Leidenschaften frei, und der göttlichen Vernunft ähnlich zu sein u. a. m."

Diese Gemeinden, die sich von der Reichs-Religion frei gemacht haben, gewannen vielfache Geltung, so daß sich die Gebildeteren, — eine Zeit lang auch der Kaiser und sein Hof — ihrer Richtung anschlossen. Ihr geistliches Oberhaupt bekleidet noch heutigen Tages die Würde eines Großmandarinen, und gibt sicheres Zeugniß einer besonderen Anerkennung. Das Volk dagegen hängt ihnen im Ganzen nicht an, aber auch nicht der alten Reichsreligion, sondern ist mit Kaiser und Hof zum Buddhismus, dem aus Indien durch kriegerische Veranlassung eingewanderten, lange schwer verfolgten Glauben an Gott Buddah und seine heiligen Offenbarungen, übergetreten. Ueberbringer derselben war der reformirende Prediger Fo. Dabei blieb jedoch die alte, ehrwürdige Mutter Reichsreligion in ihrer ganzen Verklärung nach wie vor unveränderte Grundlage der Reichsverfassung und Stütze der staatlichen Familieneinheit. Sie ist es auch noch heutigen Tages. —

In Indien wurde die älteste Religion, die der Veda's, in die heiligen Schriften des „Wissens" (Veda) und in jene Gesetze niedergelegt, welche — der Sage nach — von Gott Brahma selbst einem gewissen Manu (Menu) und von diesem den Priestern mitgetheilt worden sind. Die Grundlehren dieser Religion, welche in der Gegenwart noch eben so ihren ganzen Herrscherglanz entfaltet, wie sonst, enthalten jenen, in der Geschichte der Glaubenswanderung berühmt gewordenen, Artikel von der Menschwerdung Gottes (Brahm, Rahma, Krischna). Die Priester dieser Richtungen sind die oft erwähnten Brahminen.*)

*) Beiläufig gesagt, beruft sich die heilige Sage des Judenthums nachdrücklich auf die Auswanderung seines Stammvaters Abrahm aus Indien, und daher mag die Aehnlichkeit einiger althebräischen Namen mit altindi-

Neben diesem Brahmaglauben bestanden aber mehrere Dissidentengemeinden, d. i. Vereine Andersgläubiger, bei denen vorzüglich eine Richtung — durch Vermittelung mancher Umstände und durch den ansprechenderen Inhalt ihrer Lehren — zur Mitherrschaft über halb Asien berufen war, nemlich die schon erwähnte Sekte der Buddahverehrer, welche sich von dem Glauben an Brahma ganz lossagte, und dadurch eine große, dauernde Spaltung in das Reich der Götter und Priester Indiens brachte. Ihr Anfang war sehr klein. Die ersten Anhänger zogen bettelnd umher, oder lebten in stiller Einsamkeit ihren heiligenden Betrachtungen nach. Als ihre Zahl wuchs, bauten sie sich Klöster in Wäldern und Gärten, bis ihre Lehren so viel Theilnahme fanden, daß Armuth und Einsamkeit eine Unmöglichkeit wurden. Die Grundsätze ihrer religiösen Vollkommenheit sind übrigens die sehr vernünftigen Sechs: Wohlthätigkeit, Wissenschaft, Sittlichkeit, Thatkraft, Liebe und Geduld. Ihre Priester sollten der gerade Gegensatz der Brahminen sein. Sie nahmen auch den Aermsten in ihre Gemeinschaft auf, und traten gegen alles Kastenwesen protestirend auf, indem sie sagten:

„Gottes Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle. — Was ist aber das, ein Gesetz der Gnade für Alle? Das ist das Gesetz, durch welches der elendeste Bettler zum Stande der Gerechten aufgenommen wird." —

Am stärksten und allgemeinsten regte sich die Kraft menschlicher Vernunft im Griechenlande, dem berühmt gewordenen Mittelpunkte aller einstigen Kunst und Wissenschaft, jedes guten Geschmackes, aller Schönheit und Sittlichkeit. Hier traten zuerst die Männer auf, deren geistiges Auge die mannigfachen Gewebe der Priesterreligion zu durchschauen, den Volks-

---

chen kommen. So z. B. ist Abrahm und Brahma dasselbe Wort, mit bloßer Versetzung des A. 1. Mos. 12. „Der Herr sprach zu Abrahm: Gehe aus Deinem Vaterlande — — in ein Land, das ich Dir zeigen werde u. s. w. — Ob es da nicht irgend eine — Verwandtschaft zwischen Brahm und Abrahm geben mag? Die Gattin Brahma's, zugleich seine Schwester, hieß Saraswati, Abrahms Sara war auch zugleich Schwester desselben. (1. Mos. 20, 12).

glauben zu würdigen verstand. Sie hatten Kraft und Muth, gegen den Strom zu schwimmen und das Ufer eines besseren Daseins zu erreichen. Mit Schrift und Mund enthüllten sie die Täuschungen religiöser Schwärmer, Geheimnißthuer, Weissager und Wunderwirker. Aufklärung des Volkes war der Gegenstand ihrer Sehnsucht, die sie allerdings nicht ganz, sondern nur theilweise befriedigen konnten. Die Geschichte weiß aber die Bedeutung dieser „kleinen" Erfolge zu würdigen. —

An der allmähligen Zersetzung des gemeinen Götterglaubens arbeiteten vorzüglich Schriftsteller, die unsterblichen Religions-Wühler aller Zeiten — indem sie entweder die gesammelten Kenntnisse in lesbare Formen einkleideten, und Andern mittheilten, oder die Thorheiten der entgegengesetzten Meinungen mit Witz und Spott beleuchteten, und dadurch in einen Gegenstand reiflicher Ueberlegung umwandelten.

Auf der einen Seite standen Dichter mit Gesängen, Fabeln und Theaterstücken, also mit Werken, die sich am schnellsten Eingang verschaffen, auf der andern Philosophen (Denker, Weisheitsfreunde), die um sich herum zahlreiche Kreise gebildeterer Männer versammelten, und durch die Kraft des lebendigen Wortes für Aufklärung begeisterten. —

Unter die Letztern gehört Sokrates, dessen Name wohl verdient genannt zu werden, wenn von Aufklärung die Rede ist, und gewiß auch nicht vergessen werden wird, so lange Menschen ihr Gedächtniß haben. Er war die damals mögliche Vernünftigkeit selbst. Die Vorzüglichste seiner Lehrmeinungen war — nach unserer Sprechweise: —

„Alle Weisheit, die du brauchst, um gut zu leben, und schön zu sterben, hast du in dir. Suche nur und du findest sie. Laufe daher, um Weisheit zu suchen und Gott zu gefallen, nicht zu Priestern in die Tempel, zu Gelehrten in die Schulen." —

Die Priesterschaft seiner Zeit mag gefürchtet haben, ihre gläubigen Heerden könnten seine Predigten vernehmen, billigen, wohl gar ausführen. Er wurde daher wegen Verletzung staatlicher Religionsgesetze angeklagt und verurtheilt. Ruhig und zufrieden nahm er den Todesbecher aus Henkershand. Seine Lehre ging wie eine sich immer mehrende Erbschaft auf die Freunde, deren Schüler und die nachfolgen Geschlechter über. —

In Rom war Senaca Einer der ehrwürdigsten Vernunftlehrer. Auch er starb, ein Opfer seiner bessern Ueberzeugung,

gemordet durch den Arm eines verblendeten Gewaltrichters — Nero. — Doch

„Die Tugend geht nicht unter, wenn der Edle stirbt,
Sie überlebt den Leib. Nur mit dem Bösewicht
Sinkt Alles, leer und nichtig, in den Tod hinab.“

Euripides.

Die Schriften der aufgeklärten Männer wanderten aus einer Hand in die Andere. Wer nur immer Vermögen besaß, kaufte solche oder ließ sie abschreiben. Dadurch strebte er nicht nur den eigenen Wissensdrang zu befriedigen, sondern auch die Dauer und Verbreitung der neuen Lehre zu sichern. — So wuchs allmählig die Zahl derer, welche ihren besondern Religionsglauben hatten, der Vernünftigkeit nachhingen, Tempel und Priester vernachlässigten, Opfergaben unterließen. —

Nach und nach bildeten sich auch Gesellschaften (Vereine, Gemeinden), die sich, so viel die Staatsgesetze erlaubten — von den Satzungen der allgemeinen Religion ganz lossagten, und von allen Verbindlichkeiten gegen die Priesterschaft frei machten. Sie führten besondere Namen und beobachteten selbstgewählte Statuten. So enthielten sich z. B. die freien Gemeinschaften der Pythagoräer, — benannt nach ihrem Stifter — des Fleischessens, um Veranlassung zu haben, den feierlichen Opfermahlzeiten der Staatsreligion fern zu bleiben. Andere, wie die freien Vereine der religiösen Geheimnisse (Mysterien), umgingen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen die gesetzliche Opferschlächterei dadurch, daß sie entweder aus Mehl geformte Thiergestalten als Brod opferten und verzehrten, oder wohlriechende Gewürze und Harze verbrannten. Ihre sonstigen Ceremonien suchten sie in vernünftig-schöner Form darzustellen.

Wer für gebildet und gesittet angesehen werden wollte, opferte nicht mehr mit Priestern, sondern schloß sich diesen frei-religiösen Gemeinschaften an. Daher sagte der weise Plato: „der Zweck der Mysterien (der Geheimlehren jener Gemeinschaften) ist, die Seele zu vervollkommnen und sie ihrer Bestimmuug näher zu bringen.“ Und ein anderer Gelehrte Griechenlands behauptete, „die Eingeweihten hätten fröhlichere Hoffnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit.“ — Der Römer Cicero meinte gar: „Ich habe aus den Mysterien nicht nur die Kunst gelernt, glücklich zu leben, sondern auch mit freudiger Hoffnung zu sterben.“ — Was aber diese

freien Religionsverbindungen dem Volke am meisten bemerklich machen mußte, war die Einfachheit und Wohlfeilheit ihres Glaubens. Menschenfreundlichkeit, Ungezwungenheit der Ansichten, Mißbilligung aller Sklaverei und Rohheit, endlich Entbehrlichkeit der Tempel, Opfer und Priester waren die augenfälligsten Grundsätze derselben. Ihre Zahl nahm immer zu. — Freilich verfielen sie mit der Zeit auch wieder, als es sich bei den Aufzunehmenden weniger um Vernünftigkeit und Bildung, als vielmehr um die zu bezahlenden Gebühren handelte. —

Allgemein konnte aber der Abfall vom alten Glauben aus wichtigen Ursachen nicht geschehen. Einmal gab es neben den Tausenden der Denker und Gebildeten noch Millionen, die durch den Mangel an Unterricht um all ihre geistige Fähigkeit kamen, und von den Reden der Vernünftigen nichts verstanden: dann andere Millionen solcher, die zu abhängig waren, um der Staats-Religion öffentlich entgegen treten zu dürfen. Endlich duldeten zwar die Staatsgewalten den theilweisen Abfall Einzelner und Weniger, so lange, als er gefahrlos erschien; sie begünstigten denselben aber nicht im Mindesten, und erlaubten auch nicht, daß die neuen Lehren in Schulen vorgetragen wurden. —

Nichtsdestoweniger hatten jene Vorbereitungen einer kommenden Reformation ihren guten Fortgang, und machten den Boden für eine neue Glaubenssaat so empfänglich, daß dann nur einige wenige und arme Handwerker aus Palästina, ein Paulus u. A. ausreichten, um hochwichtige Neuerungen im Fache der Religion mit großem Erfolge vorzunehmen.

In Alexandrien, der Hauptstadt Egyptens, trat die Erzieherin Vernunft nicht nur in den Bestrebungen einzelner Dichter und Philosophen, sondern mehr noch im Großen wirksam auf, nemlich in der Form von Schulen (Akademien) und Büchersammlungen (Bibliotheken). Alterthümliches zerstörend, Neues bauend hat sie da durch den Reiz der Aufklärung auch der Herrscher Gunst gewonnen. Ptolemäus, der Erste dieses Namens und Ruhmes, entfernte nach und nach alle egyptischen Priester von Hof- und Staatsämtern, und umgab sich mit gebildeten Laien Griechenlands. Wissenschaften und Künste traten, soviel es damals immer nur möglich war, an die Stelle eines blinden Glaubens, und zwei große Gebäude bewahrten die Früchte geistiger Arbeit dem allgemeinen Gebrauche. Im Tempel des Serapis wurde die eine große Bibliothek errichtet

(Serapäum genannt), im Tempel der Musen die Andere (Musäum). Hier saßen dann, „Alles prüfend" — forschbegierige Männer und wählten entweder das Brauchbarste der gesammelten Schätze aus, oder fügten zu dem Vorhandenen besondere Bemerkungen (Glossen) erläuternd bei. Von dieser ihrer Arbeit hießen die einen Wähler, die Andern Erklärer.*) Im Grunde genommen waren diese vernünftig sein wollenden „Wähler" und „Erklärer" nichts Anderes, als „Wühler in Religion und Wissenschaft." —

Ihr größter Erfolg bestand darin, daß Leute, welche die gelehrten Schriften lasen, zum Nachdenken, Ueberlegen, Vergleichen aufgestachelt wurden. Dabei wurde dann der väterliche Glaube in die Eine, der Neue der Söhne in die andere Wagschale gelegt und gegen einander abgewogen. Unwissenheit und blinde Hingebung, die treuen Gehülfen des alten Heidenthums, und die eisernen Ketten des Volkes, begannen dann wenigstens in einem Theile desselben zu schwinden. Vergebens bemühte sich die Geistlichkeit, die der alten Religion geschlagenen Wunden zu heilen oder zu bedecken. Sie flickten und

„Flickten so viel, als sie konnten, mit alten Lappen zusammen,
Doch aus den Lappen nicht ward irgend ein haltbares Kleid." —

Sie selbst endlich wurden Gegenstand allgemeinerer Angriffe. Ihr Amt und Einkommen wurde scharfer Prüfung unterzogen, und bald darnach

„Stürzte das Alte, änderte sich die Zeit,
Blühte neues Leben aus den Ruinen." —

Die Menschheit kann nur schwer dem innern Drange nach besserer Erkenntniß widerstehen, noch schwerer in einem und demselben Glauben beständig festgehalten werden. —

Der Glaube der Väter war am Ende doch immer nur — der Glaube der Väter. —

Protestantismus war auch im Heidenthum und immer da. Er wird immer sein. — Wenn irgendwo drei Menschen zusammen kommen und über Religion sprechen, steht der Vernünftigste aus ihnen stets im Widerspruch mit dem Gläubigsten.

---

*) Auch die christl. Bibelschriften, die ihnen später ebenfalls unter die Hände geriethen, mögen sich deren Fleißes gar sehr rühmen können. Manche Anmerkung, auf den Rand geschrieben (Randglosse), schlich sich mit der Zeit in den Urtext hinein, und mancher Auszug erhielt vielleicht das Bürgerrecht des heiligen Geistes. —

„Die Heiden des Alterthums glaubten an eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben, aber die Seele manch eines Menschen wandert auch schon während des Körperlebens durch — Bücher. — Führer ist die wühlende Vernunft. Mit ihr wandert man in das Wesen eines Sokrates, Seneca, Lessing, Göthe oder anderer Menschen der Vergangenheit und Gegenwart." —

Manchmal verirrt sich Einer auf dieser seiner Seelenwanderung, und geräth anstatt in das Wesen eines neuen oder besseren Menschen, in das eines Kameels, Affen, Esels oder anderer niederen Geschöpfe. —

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rührt die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde;
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da."
Göthe.

Ob wohl die religiösen Reformationen der verschiedenen Zeiten in irgend einem innern Zusammenhange stehen? —

Die Vernunft hat schon im Heidenthum ihre Kinder unter allen Völkern einzeln ausgestreut. Ihre Gemeinsamkeit konnte nicht aufgehoben, ihre Wirksamkeit nicht unterdrückt werden. —

Auch die chinesische Mauer war nicht im Stande, alten Glauben gegen neuen zu schützen, und selbst der Mandarinen Allgewalt zerstiebte im stillen Wehen des menschlichen Geistes. — Jede Art wissenschaftlich wahrer Bildung weckt den Widerspruch gegen Glaubensgesetze.

„Gott steh' Dir bei,
Du Clerisei!
Wo Laien lernen lesen."

Denkende Menschen der Gegenwart blicken ruhigen Gemüthes auf den religiösen Wechsel vergangener Zeiten hin.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt;
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönen Eigenthum zurück."
Schiller.

V.

„Räthsel findest du nur im Käfig der Gottesgelehrtheit,
Geh' in die offene Welt: dann sind dir Alle gelöst." —
Feuerbach.

In einer der Schriften alt-heidnischer Gelehrsamkeit kann man lesen:

„Die Zeit ist eine Art von Zahl; der Anfang dieser Zahl ist göttlich, denn er ist die Einheit. Die darauf folgende Zwei ist dem Anfang entgegen gesetzt, und die Erste unter den geraden Zahlen. Die gerade Zahl aber ist mangelhaft, unvollkommen, so wie die Ungerade bestimmt und vollkommen."

Der alte Glaube nahm auch wirklich Ziffern und Berechnung in die Religionslehre auf, und trat mit dem Grundsatze hervor, daß die ungerade Eins gut, die gerade Zwei böse sei. Daraus entstanden nun allerhand Folgerungen. So wie Eins göttlich, ist es auch ewig, überirdisch, männlich u. s. w.; Zwei dagegen und Alles, was davon abstammt, ist nicht nur ungöttlich, also weltlich, sondern auch unheilig, unterirdisch, vergänglich, weiblich u. s. w. Jene ist daher auch ein Zeichen des Lebens, des Tages, der Wärme und des Lichtes; diese des Todes, der Nacht, der feuchten Kälte und Finsterniß. Der erste Tag in der Woche ist auch diesem Glauben gemäß der Sonne geweiht — Sonntag, — der zweite dagegen dem feuchtkalten Nachtgestirn — Mondtag.

Wo die Zahl unvermeidlich war, und zugleich die Heiligkeit des Gedankens bewahrt werden sollte, da mußte die Zwei Eins werden. Man glaubte z. B. — weil man es nirgendwo anders sah — die schaffende Kraft müsse doppelgeschlechtig sein. Um nun die böse Zwei dabei zu vereinen, mußte die Gottheit Mannweib oder eine geschwisterliche Verbindung sein. So waren in Indien Brahma und Saraswati, Bruder und Schwester, Mann und Frau, Ein Gott; eben so Osiris und Isis in Egypten, Zeus und Here in Griechenland u. a.

Die Ehe selbst war dadurch heilig, daß Zwei Eins wurden — „Zwei in Einem Fleische" — und daß aus dieser Ein-

heit die heilige Drei der Familie hervorging. Man findet noch vielerlei Abbildungen heidnischer Gottheiten in dieser Vereinigung, rechts den Vater, links die Mutter, in der Mitte die Frucht Beider. — *)

Weil die Zahl gegenüber der Einheit ungöttlich ist, so ist auch das Zählen sündhaft und schädlich. Zerstören und Zählen war bei vielen Völkern Asiens ein und dasselbe Wort. Daher war es auch verboten, die männlichen Häupter eines Volkes abzuzählen, weil sonst Gefahren aller Art, Krankheit, Pest, Niederlage drohten. Man zählte daher lieber die Dinge, welche Männern angehörten, z. B. Geldstücke einer Kopfsteuer, um die Anzahl zu erfahren. „Ueber alle Gezählten hat der Satan Gewalt." —

Bei Dingen aber, die man zählen mußte, wählte man gerne die ungerade Summe. Man gab daher z. B. dem zu 40 oder 100 Stockstreichen Verurtheilten lieber um Einen mehr oder etwa weniger, damit — es ihm nur nicht schade. Noch heutigen Tages besteht die Sitte von 1001 Erzählungen (Mährchen), 1001 Nacht, 101 Kanonenschüssen bei Festlichkeiten, und überhaupt ungerade Zahlen in orientalischen Schuldverschreibungen und Schenkungen. Noch heute hört man sagen, Blüthen oder Knospen der Pflanzen dürfe man nicht zählen, widrigenfalls sie abfallen. — Nur die dreizehn ist — aus andern Gründen — zur Ausnahme von diesem alten Aberglauben geworden.

Drei war, nach Zwei, wieder eine heilige Ziffer, als Zeichen der dreifachen Einheit (Vollkommenheit und Göttlichkeit). Sie faßte in sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, war also das Sinnbild der Ewigkeit. Dreieinig war z. B. der Gott der Brahminen, (Vater, Mutter und Kind); dreieinig der Höchste der Chinesen, (Himmel, Erde, Mensch); dreieinig der Schöpfer bei den alten Germanen (Odin, Vile, Ve); dreieinig die ursprüngliche Weltregierung bei Griechen und Römern (im Himmel, auf der Erde und im Wasser). — Der Mensch selbst galt den Alten als eine dreifache Eins:

---

*) So im Musäum zu Berlin.

Leib, Seele, Geist, und die Erde als eine dreifache Tochter: der Luft, des Feuers und Wassers. — Dreifuß, Dreizack, drei Kronen, in einander geschoben, waren Sinnbilder höchster Kraft und Herrlichkeit. —

Die Allerheiligste aber unter Allen war die dreifache Drei, Neun; man nannte sie die Erneuende (Novum, Neu, Neun) und alle vollkommenen Gottesdienste mußten neunfach sein. (Daher die neuntägigen Andachten u. dgl.)

Vier, die doppelte Zwei, war ein verstärktes Zeichen alles dessen, was Gegentheil der ewigen, einigen und heiligen Gottheit ist, und gehörte daher der Welt an, dem Entstehen, Vergehen. Man nahm auch zur Bezeichnung dieser letzteren Begriffe nicht leicht andere Ziffern als die Vier oder die daraus gebildeten, z. B. 12, 16, 40 u. s. w. —

Vier bedeutete den Raum, den Endlichen, Begränzten, wie drei die unendliche, unbegränzte Zeit. Daher giebt es vier Weltgegenden, vier Elemente. — Nur die Indier haben fünf Elemente, denen fünf Kirchen (Pagoden) erbaut sind. — Der Weltbildner hieß bei den Griechen „der Viereckige." — Die Erfindung der Zahlen (Maaße, Gewichte) wurde dem Merkur zugeschrieben und ihm der vierte Tag in der Woche geweiht. — Vier Jahreszeiten umfassen das ganze Werden und Vergehen. — In den vier Ecken des Weltenhimmels standen — für Chinesen, Perser, Chaldäer u. a. — die vier „königlichen Sterne," „Wächter des Alls," „Engelsgestalten," oder Thierwesen (Löwe, Stier, Adler, Wassermann). — Acht Elephanten tragen in Indien die heilige Weltschildkröte, und acht Söhne Brahma's sind die Behüter des Alls. Der Tempel des Herrn (Baal) mußte daher acht Absätze haben. —

Aus Brahma sind vier Stände hervorgegangen, und Zeus hat sich mit nicht mehr und nicht weniger, als sechszehn menschlichen Frauen vermählt. Die Letzte derselben war mit der Ersten im sechzehnten Grade verwandt. — Seine göttliche Abkunft mußte der Grieche durch eine Reihe von sechszehn Ahnen nachweisen. (Noch heute sind hie und da sechzehn Ahnen das Erforderniß eines altadelichen Stammbaumes.) —

Die beginnende Verwesung des Leichnams setzte man auf den vierten Tag fest, und ließ sie vierzig Tage dauern. Die Gestalt des Todes malte man mit einer viersträngigen Geißel. Wer einem Todten im Umkreise von vier Ellen nahe kam, ward unrein. Vierzig Tage gehörten der Abtödtung (der Fastenzeit), Vierzig Jahre der Buße an u. dgl. m. —

Fünf, die Vermählung der Drei und Zwei, war eine Ziffer der göttlichen Hülfe, Kraft, Beseligung, Erlösung, Lebensverlängerung. — Der fünfte Tag gehörte dem höchsten Gotte, dem Donnrer (Donnerstag), und bei den Griechen, besonders bei der philosophischen Sekte der Pythagoräer, war Fünf das Zeichen des Heils. Den Magiern war sie das Sinnbild talismanischer Kräfte. Daher hatte eines der Zauberzeichen (Drudenfuß) fünf Spitzen. Fünf Tage der Hülfe, Fünfzig Jahre des Lebens, fünfzig Gerechte, vorzüglich aber die doppelte Fünf, sind in den heil. Schriften der Orientalen häufig zu lesen. (Fünf Wunden.) —

Sechs, die dreifache Zwei, konnte nur Schlimmes, Sünde, Strafe oder wenigstens große Sinnlichkeit bedeuten. So wurde bei den Orientalen z. B. der Meineid mit 600 Riemenstreichen gestraft, oder er mußte, wenn er sich der menschlichen Gerechtigkeit zu entziehen gewußt hatte, mit 600 Jahren Hölle im Jenseits abgebüßt werden. Der Göttin Venus weihten Griechen und Römer den sechsten Tag in der Woche, wie Germanen der Freja (daher Frejatag, Freitag). Liebesdienste pflegte man sechsfach zu bezahlen. (Bei Hochzeiten gab es sechs steinerne Wasserkrüge.) — Dreimal sechs Flüche schleuderten zürnende Propheten über ein ungehorsames Volk. Der Satan selbst führt die Nummer 666. (Offenb. Johannis.)

Sieben, drei und vier, bedeutete zugleich Zeit und Raum, Ewigkeit und Endlichkeit, Gott und Welt, Wohl und Wehe, Segen und Unglück; sie konnte daher eine gute oder schlimme

Ziffer sein. Die Gottesgelehrten alter Zeiten hielten große Stücke auf die Geheimnisse der ehrwürdigen und fürchterlichen Sieben. „Siebenmal des Tages lobsang der Gerechte, siebenmal fiel er in Unrecht und Sünde." — Nach sieben Tagen wurde das Kind (z. B. der Slaven) den Göttern geopfert, sieben Tage oder Jahre galten der Trauer um einen Verstorbenen. — Die Römer wollten ihre Stadt auf sieben Hügeln gebaut haben, obwohl ihrer eigentlich zehn waren. (Die böse Sieben.) —

Sieben Planeten waren den Persern bekannt; alle ihre geheimnißvolle Gelehrsamkeit wurde dieser Ziffer gemäß dargestellt. — Der leuchtende Gott hält in seiner Hand einen siebenarmigen Leuchter, auf dem sieben Sterne glänzen. Sieben Aschaspaads oder Genien, sieben Erzengel, sieben Erzteufel erscheinen in alten Religionen. Der indische Sonnengott hat sieben Rosse vorgespannt; sieben Pforten führen zu seiner Geburtshöhle. Der griechische Gott des Alls, Pan, hat eine Flöte mit sieben Röhren, Lichtgott Apollo eine Leyer mit sieben Seiten. Es gab einen siebenfachen Himmel u. dgl. m. —

Die dreifache Vier, Zwölf, kommt in allen Religionen, die sich auf die Betrachtung des Sonnenlaufs gründen, als eine der bedeutungsvollsten Zahlen vor, denn sie war die Ziffer der Himmelszeichen, durch welche das Gestirn des Tages im Kreislaufe alljährlich hindurch gehen muß. Daher hatte z. B. der griechische Herkules — Sonne — derselbe, welcher bei verschiedenen Völkern immer wieder, wenn gleich unter andern Namen, erscheint — 12 große Arbeiten zu verrichten. — Die Sterne selbst wurden fast allgemein für (untergeordnete) Gottheiten gehalten, und es galt auch der Himmel für einen Götterstaat, der das Vorbild jedes Menschenstaates sein müsse. Daher stand gewöhnlich der Landesbeherrscher, gleichsam die Sonne, in der Alles lebt, an der Spitze von zwölf Stämmen, deren Jeder durch einen Stammfürsten — mit Sternen-Namen oder Eigenschaften — dargestellt wurde. Von dem chinesischen Kaiser Yao z. B. wird gemeldet, er habe dem Reiche zwölf Mandarinen vorgesetzt, nachdem dasselbe in vier Theile (nach den vier Weltgegenden) gesondert worden war. —

Aegypten wurde in ältester Zeit in zwölf, später in drei mal so viele Gebiete zertheilt, deren Jedem ein geistliches Gestirn (ein Priester) vorgesetzt war. — In Griechenland kam diese Eintheilung am häufigsten vor; zwölf Völkerschaften um Delphi, zwölf Staatsgenossenschaften in Jonien, zwölf Ortschaften in Attika u. s. w. Das Gleiche gilt von Römern, Celten u. A. —

Wenn es sich dann um Abstammung handelte; sagten die Priester, sie seien unter jenem Gestirn geboren, welches das Licht in die Welt bringt; die Kriegerkaste dagegen behauptete im Zeichen des Löwen verbildlicht zu sein; der gemeine Mann aber mußte zufrieden sein, von Sternen abzustammen, die im Sonnenkreise die schlechtere Jahreszeit einnehmen. Die Vermischung solcher Stände galt daher auch für eine Verletzung göttlicher Anordnung und aller Naturgesetze. —

Mit Vorliebe brachte man jeden religiösen Glauben mit dieser Himmelszahl in Verbindung. —

Bei den Japanesen z. B. sitzt Gott, der Schöpfer der Welt, auf zwölf Kissen; das Leben der Indier ist zwölf großen Schutzgeistern übergeben, so wie einem jeden der zwölf Monate ein Genius vorsteht. — Dreißig-mal zwölf ist die Zahl der Tage im Jahre (ohne die Zugabe fünf), und eben so viele rechtmäßige Götter anerkannten die alt-heidnischen Gottesgelehrten. — Der egyptische Priester goß 360 Schalen Nilwasser — alle Tage eine — in ein geweihtes Faß, und der Arabische umstellte den „Herrn" mit 360 kleinen Statuen. In Babylon war der Sonnentempel mit einer Mauer umgeben, die genau 360 Längenmaße damaliger Zeit betrug, u. dgl. m.

Dabei hatte man im alten Heidenthum in Betreff des Zählens noch eine eigenthümliche Geheimnißthuerei, welche vorzüglich darin bestand, daß nicht die Ziffer, wie sie geschrieben war, sondern die zusammengerechnete Summe die Wahrheit ausdrückte. Wer davon keine Ahnung hätte, würde auch unmöglich den vollen Sinn alter Religionsschriften erkennen. So sagten z. B. die persischen Priester, aus dem Samen des von Ahriman getödteten Urstieres habe der Lichtgott 282 Thierarten gebildet. 282 war die Ziffer für das uneingeweihte

Volk, dem Priester aber galt zwei und acht und zwei, also zwölf, als die heilige Zahl des himmlischen Thierkreises. —

Die Himmelsstadt — predigten Religionslehrer der Mongolen — hat vier große und 169 kleine Eingänge. 169 sind 1 und 6 und 9, zusammen 16, also 4 mal 4. —

Den Japanesen sagte man, Prophet Fo sei 81 Jahre im Mutterleibe gewesen; das bedeutete in der Geheimnißlehre nichts anderes als 8 und 1 Monate. —

Die Egypter rechneten die Dauer der ganzen Welt auf 11340 Jahre; dem Eingeweihten bedeutete die Summe dieser Ziffern — 9 — die dreifache Zeit, Ewigkeit. —

Der Mensch gewordene Gott Chrischna, vermählte sich mit 16108 Prinzessinnen. Davon wußte nur der Hindu-Priester den geheimen Sinn; 1, 6, 1 und 8 geben 16, d. i. 4 mal 4.

Die Brahminen trugen Schärpen mit 108 Schnüren, 108 aber bedeutete die heilige 9. —

Bei den alten Germanen galt der Glaube, das Weltall habe 540 Fußböden, Walhalla eben so viel Thüren und die Zahl der darin wohnenden Heiligen sei 432,000. Die Ziffersumme gibt wieder die allverehrte Gotteszahl 9. —

Wenn ein prophetischer Priester des Orients für sein sündiges Volk z. B. 390 Tage büßen und fasten will, so sieht das schlimm aus, in der That aber meint er nur die geheimnißvolle 12; eben so wenn er z. B. 1335 Lebensjahre zu erleben verspricht. —

Die alt-heidnische Gottesgelahrtheit enthielt noch manch andere Räthsel, z. B.

Bei den Indiern war im Himmel (des Indra) einer der vorzüglichsten Chorsänger der — Esel. — In Samaria galt der Glaube, daß der Weltheiland auf einem Esel einherreiten werde („auf dem Füllen einer Eselin"), und daß die Knochen dieses Thieres Wunderkraft besitzen (Eselskinnbacken). — In die Gärten und Felder gebot der Priester Eselsköpfe zu legen, damit sie die Fruchtbarkeit derselben befördern. — Der Schutzgöttin des innern (verborgenen) Feuers, Vesta, wurden in Rom Kuchen zum Opfer gebracht, auf welchen, nach Vorschrift des Ceremonial-Gesetzes, das Bild des Esels abgedrückt sein

mußte. — Syrische und chaldäische Gottesgelehrte wußten sogar das Geheimniß, daß der eigentliche Schöpfungsbuchstabe ia (der Ton des Esels) sei. — Die Gottheit selbst wurde in einigen Tempeln (einmal auch zu Jerusalem) unter dem Bilde des goldenen Eselskopfes verehrt. — Das und noch mehr läßt sich enträthseln, wenn man weiß, daß dieses Thier ein damals beliebtes Sinnbild der Fruchtbarkeit war, und sein Geschrei im Frühlinge als frohe Botschaft des Frühlings und der neuen Schöpfung angesehen wurde. Wenn der Esel redete, so hatte das viel zu bedeuten: es kam Gottes Segen. Die griechische Sage behauptete, der Sonnengott Bachus habe stets einen Esel bei sich, der („das schaffende Wort") spricht. — (Daher mag auch das erste Wort der Schöpfung in der Geheimlehre ein ia und der Name des Weltbildners Ja, Javeh gewesen sein.)

Es war demgemäß keine Unehre, ein Esel genannt zu werden, sondern im Gegentheil Auszeichnung. In Syrien pflegten sich Könige diesen Titel beizulegen, und Homer vergleicht seine Helden gerne mit Eseln. Dacier trugen in der Schlacht Fahnen, auf denen der Kopf dieses Thieres abgebildet war. — *)

Das Rind (Stier, Ochs, Kuh) hatte im Oriente eine mehrfach religiöse Bedeutung. Die vorzüglichste war, daß es ein Sinnbild des Lichtes sei. Der Stier war ohnehin ein Sternenbild des Kalenders. Sein Aufgang verkündete das bevorstehende Gebrülle eines Donnerwetters. Von ihm kam aber Fruchtbarkeit; daher waren Rinderhörner nicht nur die Zeichen des blitzstrahlenden Lichtes,**) sondern auch des segensreichen Ueberflusses. (Füllhörner). — In den Religionsschriften der Indier heißt es, daß Gott Indra, „der Blitzschleuderer" die heiligen Kühe — Priester verstanden darunter „Wolken" — mit seinem Strahle melke und so deren Milch

*) Nur so kann man es sich erklären, daß Pabst Gregor der Große in einer Rede über das Buch Hiob (30, 18) Christum einen wilden Esel nennt. —

**) Als Moses mit den Tafeln vom Sinai herabkam, war sein Gesicht mit zwei strahlenden Lichthörnern versehen. Daher gehörten Hörner der priesterlichen Kopfbedeckung an, und blieben — wenn auch etwas verdreht und verkleinert — bis auf den heutigen Tag im Gebrauche. —

(als Regen) auf die Erde herabsende. — Das Rind war auch Sinnbild der Erde, daher die ersten Menschen vom Rinde abstammen, und wenn erzählt wird, daß in Egypten eine Königstochter sich in eine hölzerne Kuh einsargen ließ, so bedeutete diese nur die mütterliche Erde. Eine tragende Kuh galt daher für das erhabenste Bild der fruchtbedeckten Fluren. —

In den Nachbarländern Judäa's wurde die Taube als das Bild der sich verjüngenden Schöpferkraft göttlich verehrt. Das Reich Samaria erhielt sogar davon seinen Namen. Das Thier selbst wurde nach dem Baden im feuchten Elemente, aus dem die Schöpfungen der Natur hervorgehen, benannt. (Taufe, Taube). In anderen Ländern trat an ihre Stelle als weissagendes Sinnbild der Schwan oder die Gans auf, in Egypten aber und in Arabien ward es ein unter den wirklichen Naturwesen nicht vorhandener Vogel, der Phönix. Sein Gefieder träumte man sich roth-golden, und glaubte, daß er alle 500 Jahre im Feuer sterbe, um dann aus der Asche — ein Bild der Auferstehung — verjüngt wieder hervorzugehen. Die Egypter zählten daher auch die Jahre nach Phönix-Perioden. Von seiner Verehrung erhielt Phönizien den Namen. —

Der Hahn hatte im alten Heidenthum eine dreifache Bedeutung je nach der Farbe des Gefieders. Der Weiße war ein Sinnbild des Wiedererwachens aus der Nacht des Todes. „Er steht am Throne Gottes, seine Stimme ist mit Smaragden und Perlen besetzt." Als Symbol der Auferstehung wurde er auch (bis heute) von den Chinesen auf den Sarg gebunden; die Griechen dagegen weihten ihn dem Gott der Arznei. — Der Rothe bedeutete das Feuer. Die Germanen führte er („der Hellrothe") zum Siegeskampfe, während der Rußfarbige in der Unterwelt krähte. Bei Persern und Arabern war er unter allen Farben ein Teufelshahn. — Als Bild der Wachsamkeit in der Nacht, von Gottesgelehrten sinnig gedeutet, erscheint er noch auf vielen Kirchthürmen.*)

*) Rabbinische Schriften bezeugen, daß in Jerusalem keine Hähne gezogen werden durften, daher muß die Stelle Matth. 26, 75. auch ein Priester-Räthsel sein und besondere Bedeutung haben. —

Der Fisch hatte, neben den zwei Bedeutungen der Fruchtbarkeit (Fortpflanzung) und Gefräßigkeit, noch die vorzüglichere der Reinlichkeit. — Die Brahminen fütterten in einem Teiche heilige Fische zu Ehren Wischnu's, weil er einst, zur Zeit der Sündfluth, als reiner Fisch verkörpert, vom Himmel herabkam, die Menschen aus der Gefahr zu retten. (Arche Noah). – Der Fisch galt auch als Sinnbild der Seelenreinheit und Sündenlosigkeit, und daher wurden Auserwählte, die gleichsam im reinigenden Elemente leben, „Fische" genannt. Den ersten Christen, die sich der geistigen Reinheit rühmten, und aus dem Wasser der Taufe hervorgegangen sind, gaben die feindseligen Heiden den Spottnamen „Fischlein," so wie das Taufbecken „Fischteich" gescholten wurde. —

Das Bild des Ebers (Schweines) wurde in alten Zeiten als Eins der zwölf Himmelszeichen, anstatt des Krebses gebraucht. Es galt dem Monate, in welchem die Natur abzusterben beginnt. — Das Thier selbst war vorzüglich den Todtengöttern geweiht, und galt für den Lieblingsaufenthalt der bösen Geister. (Daher begehrten die aus den Besessenen auszutreibenden Teufel: „Herr, laß uns in die Säue fahren!") In Arabien heißt der Satan „Schwein," und es geht der Glaube, daß Samael, der Oberste der Teufel, gerne des Thieres Gestalt annehme. Auch Indier und Egypter mußten seine Berührung meiden; das Fleisch desselben zu essen, war ein fast allgemeines Verbot. Die Makkabäer ließen sich lieber braten, als daß sie einen solchen Braten gekostet hätten. Natürlich! der Teufel, der im Schweinefleisch steckte, ging gleich in das Mark und Blut des Menschen ein, um ihn dann ganz und gar zu beherrschen. —

Ebenso verunreinigend war der Sauerteig, das Bild der Verwesung und des Todes, folglich auch der Unreinheit und der Sünde. So bezeuget die Geschichte Egyptens. Bei allen religiösen Ceremonien mußte ungesäuertes Brod verwendet werden. — Dagegen wurden Honig und Milch den in die Geheimnisse des Mythras Eingeweihten anempfohlen,

denn in der Priestersprache bedeutete der Trank derselben die geistige Wiedergeburt, mithin Geistesnahrung und Süßigkeit des göttlichen Wortes. — Der neugeborne Zeus wurde, nach dem griechischen Glauben, auf der Insel Creta nicht nur mit Milch der Ziege Amalthea, sondern auch von prophetischen Bienen mit Honig genährt. — Das Reich Medien hieß Milchland, weil seinen „gesetzesdurstigen Bewohnern die Offenbarung Zoroasters „zuerst gepredigt worden sei." — („Imanuel wird Butter und Honig essen, daß er wisse, Böses zu verwerfen, und Gutes zu wählen." Jesaias 7, 15.) Der Honig, ein altes Augenheilmittel, galt noch besonders für das Symbol des Hellsehens; die Biene war das Bild der geheimen Lehre selbst. — Den Griechen galten die Sterne für verwandelte Milchtropfen. Als Juno den ihr verhaßten Stiefsohn, Herkules, von ihrer Brust hinwegschleuderte, verspritzte sie die nährende Milch, und daraus entstand am Himmel die Milchstraße. —

In Gärten, die dem Adonis geweiht waren, säete man Weizen und Gerste, weil die Körner derselben für Sinnbilder der erzeugenden Kraft angesehen wurden. Frauen, deren Treue verdächtigt worden war, mußten Gott als Eiferopfer Gerste darbringen. —

Die germanische Freja hatte sich, der Sage nach, vor den Nachstellungen des naturfeindlichen Loki in eine Nuß geflüchtet. — Im Oriente geboten manche Religionslehrer, daß Neuvermählte den Schöpfer lobpreisen, „weil er den Nußbaum erschaffen habe." — In Rom wurden Brautpaare mit Nüssen beworfen. Das Geheimnißvolle dieses Glaubens ruhte auf den Gestaltungen des Nußkerns.

Der Wein hieß wegen seiner aufweckenden Kraft „Milch der Liebes-Gottheit." — Die Folgen des Weinrausches waren — wie die alten Legenden der Heiden sagten — Abfall von Gott, Ausschweifung und Unrecht. — Es lag nahe, die Traube für die Frucht der Erkenntniß zu halten, denn „im Wein — sagte man — ist Wahrheit."

Der chinesische Priester des Fo, die indischen Brahminen, die persischen Magier, die egyptischen Gottesgelehrten sollten darum keinen Wein trinken. — Nur als Opfer wurde er für unbedenklich gehalten. —

Wenn Jemand, der dem Sonnengotte einen Widder opfern sollte, zu arm war, so erlaubten ihm die Priester, an dessen Statt einen Apfel darzubringen. — Die Eingeweihten zu Eleusis, die sich der strengsten Reinheit zu befleißigen hatten, durften keine Aepfel essen. — Die Schlange, Feindin alles Lebens hascht — so sieht man in Bildern — nach einem Apfel. (Noch heute sieht man Bilder der heiligen Jungfrau, die der nach einem Apfel haschenden Schlange den Kopf zertritt.) —

Göttinnen, welche die Ehen schützten, und selbst Götter zur Welt gebracht hatten, wurden mit Aepfeln in den Händen dargestellt. — Ein Apfel war in der griechischen Göttergeschichte Preis der Schönheit, aber auch Veranlassung der Eifersucht, des Neides und in Folge dessen der Entzweiung (Zankapfel). — Die Germanische Göttin Iduna hatte die Aepfel der verjüngenden Kraft in ihrer Verwahrung, und theilte sie denen aus, welche nach Walhalla gelangten; durch ihren Genuß wurde man unsterblich. — Wenn der Norwege sein Leben dem Gotte Odin opfern sollte, so brachte er in Stellvertretung sein Kind dar, in der Wirklichkeit aber nur einen Apfel, der das Kind bedeutete. Darauf gründet sich auch die Sage von Tell's Apfelschuß.

Ob die Frucht des Paradieses ein Apfel gewesen sei, ist nicht ganz ausgemacht; die alten Gottesgelehrten sind darüber sehr verschiedener Meinung. Einige hielten die Nuß, Andere die Traube, und Viele die Feige dafür. —

„Räthsel findest du nur im Käfig der Gottesgelahrtheit,
Geh' in die offene Welt, dann sind dir alle gelöst." —

Ein Brahmine würde gesagt haben, wer so etwas schreiben könne, möge auch ein „sehr weltlicher Mensch" sein; aber der rechte Geistliche, sollte man meinen, müßte selber auch zugestehen, daß sich mit wahrer Religionslehre kein Räthselspiel vertrage. Die Natur giebt dem Menschen genug Räthsel zu lösen, der Lehrer braucht nicht neue hineinzubringen. —

„Nicht Gold und Juwelen alleine — sagt Göthe — umhüllten sich mit Nacht und Graus." — — „Im Finstern sind Mysterien zu Haus." —

Wenn die Gottesgelehrten des Heidenthums dem Volke Räthsel anboten, so übten sie das größte Unrecht. War darin

irgend eine beseligende Wahrheit verborgen, mußte sie von den Dächern gepredigt werden; war es Lüge, so mußte sie ganz und gar schweigen. An sich war es auch eine Art Schande, wenn man glaubte, wie es nicht Jeder wissen durfte. —

„Es ist schon damit sehr viel gewonnen, daß Ochs und Esel wieder sind, was sie sind: Ochs und Esel." So sprach Jemand im Hinblick auf das verständigere Menschengeschlecht. Wie weit aber mußte sich dieses verirrt haben, um Jemandem die Freude solcher Worte zu bereiten. — Dabei bleibt aber doch noch die Frage übrig, ob denn in den Vorstellungen der Menschen bereits alle Naturwesen wieder auf ihrem Platze seien? —

Die Räthsel der Priester gemein zu machen, war ein Frevel, daher „ward auch ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt, spät nur den Völkern offenbart." Unbegreiflich bleibt nur, wie die Menschen glauben konnten, eine Gottheit wolle, daß man nicht genau wisse, was sie wolle. —

VI.

„Einerlei sagten aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, aber Jedes in seiner Sprache." —

„Lob und Ruhm der Sonne, die nicht stirbt, Glanz blitzt, und wie ein Held läuft."

„Ich rufe zu Dir, Schutzgeist! ganz Licht! Lebens- und Friedensquell! Ich rufe zu Ormuzd, dem Lebendigen!" —

„Ich erhebe Deine Größe, o Ormuzd! gerechter Richter, lichtglänzend in Glorie, Allwissender, Wirkender, Ernährer von Tage zu Tage." —

„Stiege die Sonne nicht auf, die bösen Geister würden Alles zerrütten, was auf den sieben Theilen der Erde sich findet, kein guter Geist würde verweilen, kein Geschöpf ausdauern." —

„Rufe die Sonne an, die nicht stirbt, glänzend im Licht, ein mächtiger Läufer, und du wirst stören alle Dews (Teufel), alle Keime der Finsterniß, alle Räuber und Gewaltthätigen, den, der (Ahriman) die Welt der Uebel zerrüttet.“ —

So betet seit langer, langer Zeit das persische Volk nach Anleitung seiner heiligen Schrift mit der Sonne zugewendetem Angesichte zu dem „großen Gott alles Lichtes.“ — Licht ist der Grundgedanke seines gesammten Religionsglaubens, und das Wort der göttlichen Offenbarung heißt bis auf den heutigen Tag „das Lichtgesetz.“ —

Offen und klar spricht sich hier in der Lehre des persischen Volkes das aus, was man in allen heidnischen Religionen, mehr oder weniger sorgsam eingehüllt, finden kann. In Asien, Afrika, in Europa, und Amerika, überall sammelten sich die religiösen Anbetungen in einen Brennpunkt zusammen: in das Licht. Seinem Glanze entgegen lenkten das Auge, für dieses heilige Element geschaffen, alle Menschen, inbrünstig betend, „Jeder in seiner Sprache,“ d. h. nach seiner Fassungskraft und Gemüthsbeschaffenheit. In ihm war aller Sehnsucht Ziel, und nicht der Germane allein, sondern Alle ahnten darin „die Heimath.“ —

Mit Vorliebe nannten sich daher auch die Einen Söhne, die Andern Diener der Sonne, gaben ihren Kindern, Häusern, Städten und Ländern Lichtnamen, und segneten die Tageswelt, den Inbegriff aller Seligkeit. —

Dort zog ein sieggewohnter König Mediens mit seinen Kriegerhorden in einen neuen — höchst ungerechten und grausamen — Kampf: „O Sonne, rief er, großer Gott, stehe mir bei!“ Hier betheuerte ein edler Fürst Griechenlands die Wahrhaftigkeit seiner Verheißungen: „Sonne, die Alles sieht und hört, sei Zeuge.“ —

Als kühne Seefahrer den spanischen Gebietern in Amerika neue Besitzthümer entdeckten, fanden sie bei den wilden Menschenhorden unter den mannigfachen Seltenheiten auch etwas Allgemeines, Allbekanntes: die Lichtreligion der „Söhne und Kinder der Sonne,“ die „der Mann des Mondes“ und zugleich „Schöpfer,“ „Erhalter,“ „der Bewunderungswürdige“ hieß, und dem zu Ehren in allen Tempeln das heilige Feuer, von Jungfrauen genährt, brannte. —

Bei dem Gottesdienste, welcher vom gebildeteren Theile des Volkes in Griechenland unter dem Namen „Eleusinische Geheimnisse" begangen wurde, erhielten die „Eingeweihten" einen Vorgeschmack der Anschauung Gottes durch das Schauspiel einer plötzlichen Erleuchtung. Still und andachtsvoll harrten sie in der Dunkelheit des rechten Augenblicks, wo ihren Augen im blendend strahlenden Glanze das Bild der Gottheit gezeigt wurde. Freudenfeste aller Art begleiteten dieses Ereigniß. — Ein anderes Fest gleicher Bedeutung waren die nächtlichen Prozessionen zu Ehren des siegreichen Lichtgottes Bacchus. *)

Die Namen des Lichtgottes waren bei verschiedenen Völkern Swantewit, Baal, Apollo, Mythra, Herkules, Osiris, Adonai, Bacchus n. dgl.; aber das bezeichnete Wesen war für Alle ein und dasselbe. Ebenso war der Gegensatz überall gleich; vom „Czerni Bog" (schwarzen Gott) der Slaven bis zum „Ahriman" der Orientalen galt die Finsterniß als Inbegriff alles Bösen, Unseligen, Verderblichen. —

Die religiösen Erzählungen der Heiden kann Niemand vollkommen verstehen, wenn er nicht an Licht und Finsterniß denkt. So z. B. die Sagen von Herkules und seinen zwölf Arbeiten, von den Reisen der Isis, von Bacchus und Jason, vom Kampfe der Götter und Riesen, der Titanen und Giganten. —

Die vorzüglichsten Religionsfeste fanden überall zur Zeit des kürzesten Tages oder der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche statt, nemlich dann, wenn das Licht wieder zu erscheinen begann, wenn der Heiland der Welt geboren wurde, oder vom Tode auferstand. Da hatten die Chinesen, Hindu, Perser, Egypter, Griechen, Römer u. A. große Opferungen und gottesdienstliche Freudenbegängnisse. —

In China durfte an solchen Festtagen nur der höchste Priester, der Kaiser, die heiligen Gebräuche verrichten. Er war ja der erste Sohn des Himmels. — Die Egypter führten am Winterfeste die heilige Kuh siebenmal um den Tempel herum, und zündeten beim Frühlingsanfang unter großem Pomp das neue Feuer an. (Osterkerze). — Zu derselben Zeit war in Asien das Fest der Scheiterhaufen, und des Widderessens

---

*) Aus dem Lichtgotte wurde dann später im Glauben des gemeinen Volkes Bacchus, der Gott des Weines und der Sinnlichkeit.

(Osterlammes). Die Sonne tritt da in das Zeichen des Widders. Am indischen Frühlingsfeste Huli wurde mit denselben Ceremonien, wie in Egypten, ein junger Widder (Lamm) geopfert und bekam denselben Namen, wie der Gott, dem er dargebracht wurde, nemlich Agni, (agnus dei, Lamm Gottes). So hieß der Sohn Siwa's, des Sonnenfeuergottes. —

Bei den Römern liefen die Pferde — „am Geburtstage des Unüberwindlichen" — siebenmal im Kreise (Circus — daher der Name „circensische Feste") auf einer der Sonne geweihten Rennbahn herum, den Lauf der Gestirne gleichsam nachahmend. Der im Kalender bezeichnete Thierkreis des Himmels war dabei durch zwölf Pforten des Circus dargestellt. Schauspieler mußten die Erde, das Meer und alle bedeutungsvolleren Naturwesen, wie sie sich unter einander bekämpfen, lebendig versinnlichen. Die Erbauung des Volkes aber bestand darin, daß man mit dem tröstlichen Glauben nach Hause ging, gesehen zu haben, wie durch die Allgewalt des Lichtes aller Kampf der Elemente in schönster Harmonie endigt, und der Erzfeind alles Guten, Finsterniß, überwunden wird. —

„Wir feiern, schrieb ein damaliger Gelehrte, vor Naujahr prächtige Spiele zu Ehren der Sonne, der wir den Titel des Unüberwindlichen geben." (In der Römersprache, wie auch in vielen andern, war Sonne männlichen Geschlechts). „Warum kann ich nicht das Glück haben, dich lange zu feiern, o Sonne, König der Welt! Du, den von Ewigkeit her, der erste Gott aus seiner reinen Substanz erzeugte." —

Dem Glauben der Indier gemäß ist Wischnuh, die zweite Person in der göttlichen Dreieinigkeit, „in der Zeit" Mensch geworden. Sein Name war daher auch „Chrischna" „der Gott," „das Eine in Allem, was lebt," „in dem alle Wesen bestehen," u. s. w. — Seine menschlichen Eltern, aus königlicher Abstammung, wurden von dem Beherrscher des Landes verfolgt, weil er fürchtete, die Prophezeihung könnte sich erfüllen, welcher nach ein Kind dieser Leute ihn vom Throne stürzen werde. Aber im Kerker wurde das göttliche Kind unter „Beistand Brahmas und Schiwas im wundervollen Lichtglanze geboren. Vom Himmel erschallten die Freudengesänge der Geister. Die Eltern erkannten die Hoheit ihres Kindes, und

flohen mit ihm auf Befehl der Götter in ein anderes Land, Gokula geheißen. Unter Wundern aller Art wuchs der Gottsohn auf, kämpfte lange gegen das Böse in der Welt, starb eines blutigen Martertodes, und fuhr gen Himmel. (Eine wohlbekannte Geschichte!)

Nach einer längeren Zeit erschien derselbe Gott noch einmal in (einer anderen) Menschengestalt, von einer Jungfrau geboren, und hieß Buddah. Der Zweck seiner Menschwerdung war wieder Bekämpfung des Weltübels und Erlösung der Menschen. Es entstand dadurch in Indien eine andere Confession, deren Anhänger die Brahmanische Offenbarung verließen, und jener den Vorzug gaben, welche von dem Menschgewordenen Buddah ausgegangen war. Alles, was sie von ihm wußten, war so unzweifelhaft wahr, daß sie dafür ihr Leben einzusetzen bereit waren. Gott Buddah — so bekundet die heilige Sage — ward als König geboren. Seine Mutter hieß Maha-Maja. Als Knabe übertraf er alle Lehrer an Weisheit und Kraft der Rede. 29 Jahre alt verließ er den königlichen Hof und zog sich in die Einsamkeit zurück, über das Wesen des Uebels und die Mittel der Erlösung nachzudenken, überwand siegreich den ihm zur Versuchung geschickten Elephanten, und läuterte dort sein Wesen in 6jähriger Bußübung. Darnach ward er der „Erwachte," „Erleuchtete," kehrte in die Welt zurück, predigte seine Lehre von der Erlösung, verrichtete Wunder und starb, 80 Jahre alt, mit der Weissagung, sein Gesetz werde 5000 Jahre bestehen, worauf ein anderer Buddah, und nach diesem noch Mehrere, immer in längeren Zwischenzeiten erscheinen würden, bis die Welt erlöst und zugleich — aufgelöst werde. (Auch diese Geschichte wiederholte sich später mit kleinen Aenderungen).

Das Kreuz, an welchem er einst sterben mußte, und von dem er Salivahana, „der Gekreuzigte" benannt wurde, soll sich nach seinem Tode in einen blühenden Mandelbaum verwandelt haben. — So spricht die heilige Sage in Indien. —

Ueber Egypten sagen alte Geschichtsurkunden, „daß man die Niederkunft einer Jungfrau und die Geburt ihres Sohnes — um die Zeit der Winter-Sonnenwende — feiere, indem man ein Kind in eine Krippe lege und dem Volke zur Anbetung ausstelle. König Ptolomäus soll nach der Ursache dieses Gebrauchs gefragt und die Antwort erhalten haben, dies sei ein Geheimniß, das ein ehrwürdiger Prophet den Voreltern geof-

fenbart habe." — Zu Sais war nach dem Zeugnisse eines griechischen Geschichtschreibers an dem Bilde einer jungfräulichen Göttin die Inschrift zu lesen: „Die Frucht, welche ich geboren habe, ist die Sonne." —

Der Gott der Siamesen dagegen wurde zwar auch von einer Jungfrau aber durch den Einfluß der Sonne geboren. (Unbefleckte Empfängniß). —

Man hat alte arabische Handschriften, auf denen die zwölf Himmelszeichen, darunter neben dem Bild der Jungfrau ein kleines Kind gemalt zu sehen sind. In einer solchen Urkunde heißt es: „Man erblickt — in den zehn ersten Stufen des Sternzeichens der Jungfrau — das Bild eines Mädchens, d. i. einer keuschen, reinen und unbefleckten Jungfrau von schönem Wuchse" u. s. w. —

Bei den Griechen war es der in der Höhle geborene Dionysos, dessen kindliche Gestalt zur Winterszeit in den Tempeln aufgestellt wurde. Seine Mutter war eine Jungfrau. —

In Lydien war das Bild der Gottheit mit Widderhörnern geziert und stellte den Jupiter Amon dar, dessen Nährmutter die „heilige Jungfrau" hieß. —

„In einem chinesischen Tempel, der mit unseren Kirchen viel Aehnlichkeit hatte, fand ein englischer Offizier (zur Zeit des letzten Krieges) eine kolossale Göttin mit einem Kinde auf dem Arme. Die Chinesen hätten demnach also auch eine jungfräuliche Mutter Gottes." —

Die heilige Schrift der Perser, genannt Zend Avesta, wurde, dem wahren Glauben gemäß, dem Propheten Zoroaster von Gott selbst mitgetheilt. Jener war nemlich in den Himmel gefahren, hatte Ormuzd über das „Lichtgesetz" befragt und unter andern auch folgende Antwort erhalten:

„Wie du, sprach Ormuzd, hat noch Keiner mich gesucht, noch Keiner so viel Gutes erkannt." —

„Der König soll Dich hören, wenn Du mich (meinen Willen) verkündigst."

„Du mußt zum Feuer beten, dem großen Oberhaupte; dies ist Reinheit, die liebe ich, der Himmlische."

„Das Wort (Avesta) kommt von mir, wer unter den

Menschen es thut, auch mitten unter Verfolgungen, dessen Lohn, das sage ich, soll Seligkeit des Himmels sein." u. s. w.

Nun folgen alle möglichen Anordnungen, die sich auf Glauben, Sitten, Gottesdienst, Andacht-Ceremonien und sonstige Pflichten der Religion beziehen, und noch heutigen Tages weiß der gemeine Perser nicht anders zu sagen, als Gott habe ihm seinen heiligen Willen handschriftlich geoffenbaret.

Die eine Legende von Zoroaster, dem auserwählten Abgesandten Gottes, erzählt, welche Wunder bei seiner Geburt geschehen seien, wie er als Kind schon den ihm drohenden Gefahren durch Flucht entgehen mußte, wie er dann vom bösen Geiste mit glänzenden Verheißungen gelockt, von Priestern verläumdet und verfolgt wurde, welche Wunderthaten er ihnen zum Beweise seiner höheren Sendung entgegenstellte und wie er in den Himmel aufgefahren sei, um die Offenbarung Gottes für die Menschen herabzuholen, u. dgl. (Es haben indessen auch noch andere Völkerschaften Asiens ihre Zoroasters, so daß man ihrer bereits acht zählt.)

Die ältesten Religions-Urkunden Indiens, die Weda's, (der Name bedeutet: „Wissen alles Geoffenbarten,") bestehen aus Schriften, die aus verschiedenen Zeiten und von ungleichen Verfassern abstammen, daher auch verschiedenen Geistes und Inhalts sind. Ihre Zusammensetzung in Ein Buch geschah etwa 700 Jahre vor Chr. G„ wo sie jenen allgemeinen Namen erhielten. Darüber besteht aber bei den indischen Völkerschaften folgende Meinung:

Die alten Weisen, die in heiligender Naturbetrachtung sinnend sich dem Göttlichen weihten, haben alle ihre Wissenschaft von Gott erhalten. „Sie floß von Brahmas Lippen auf sie herab" und wurde von ihnen nur niedergeschrieben. Diese Offenbarung bildet nun das alte Testament in vier Büchern. Im Neuen sind Erzählungen von den Thaten und Leiden des Mensch gewordenen Gottes, und der endliche Sieg des Guten über das Böse ausgezeichnet. —

In China gelten die Schriften für heilig, die Confudsö, aus königlichem Geschlechte geboren, theils selbst verfaßt, theils gesammelt und geordnet hat. In welchem Ansehen der Mann bei den Chinesen steht, kann man daraus ersehen, daß in jeder Stadt ein Tempel seinem Namen geweiht ist — „das Haus des seligen Confudsö" — in welchem ihm Gebete und Opfer dargebracht werden. In der Halle eines solchen Hauses sind

z. B. die goldig ausgeprägten Worte zu lesen: „O Confudsö, unser verehrtester Herr, möchtest du deinem geistigen Theile nach herabsteigen, und erfreut werden durch diese unsere Verehrung, die wir Dir in Demuth leisten.“ Auf einem Tische davor stehen Früchte, Wein, Blumen, Rauchwerk u. dgl. — Daß er übrigens in seinem Leben gar viele Wunder gewirkt habe, wissen seine Verehrer gründlich zu beweisen. Sie berufen sich dabei auf Zeugen des Alterthums, die beschwören, daß sie dieselben mit eigenen Augen gesehen haben. —

Dasselbe und noch gründlicher behauptet eine andere Confession in China, die der Fohisten. Der Stifter derselben war Fo, aus königlichem Geschlechte stammend, und — der Sage nach — ein wundervoller Mann. Seine Mutter Moye (Maja?) empfing ihn von einer Erscheinung des Lichtes, und es war ihr anfangs, als trüge sie einen weißen Elephanten unter dem Herzen. Als er auf die Welt kam, stand er auf den Füßen und sprach, zum Himmel die eine, zur Erde die andere Hand ausstreckend: „Es ist Niemand außer mir der Anbetungswürdige, weder im Himmel noch auf Erden.“ — Dreißig Jahre alt wurde er von der göttlichen Kraft erfüllt und zu seiner höheren Bestimmung geführt. Seine Lehre bestätigte er durch viele und außerordentliche Wunder, an deren Richtigkeit auch wieder durchaus nicht zu zweifeln ist. —

Die egyptischen Priester hatten alle ihre Religionserkenntnisse von einer Gottheit, die sie Thot nannten, erhalten. Man sollte nicht glauben, daß ihre Lehren menschliche Erfindungen seien. Niemand als Thot war der Erfinder der Sprache, der Schrift — auch der geistlichen Geheimschrift, der Künste und Wissenschaften, so wie überhaupt aller Geistesbildung. —

Man hört oft sagen, daß Alles, was heidnischen Ursprungs, auch an und für sich schlecht sei. Man prüfe aber.

Unter den mannigfachen Religionslehren der Zend Avesta finden sich — Beispiels halber — auch Folgende:

„Wer leihet in der Absicht, es nicht wieder zu geben, der ist wie ein Räuber.“

„Wer sein Wort giebt und es nicht hält; wer dem Andern die Hand auf's Wort giebt; ohne Treue im Herzen und in der Absicht zu hintergehen; wer einem zahmen Thiere

eine Belohnung zusagt, und sie ihm dann vorenthält u. s. w.; der begeht das Verbrechen des Mithra-Darudsi, d. i. er sündigt gegen die Reinheit des Gedankens oder gegen die Wahrhaftigkeit."

„Wer das Versprechen macht, Wasser der Fruchtbarkeit auf ödes Erdreich zu leiten, und thut es nicht, der sündigt wider Mithra: er ist ein Lügner." —

„Ormuzd sprach (zu Zoroaster): Es giebt einen dreifachen Maaßstab der Handlungen: Reinheit in Gedanken, Reinheit in Worten, Reinheit in der That." —

„Nicht ohne Uebel werden die Heerden der Menschen sein, weil sie nicht verständig sind und nicht grundfest in der Wahrheit." —

Unter den vielen daselbst vorgeschriebenen Gebeten sind solche, die jeder gute Christ sprechen könnte, wie z. B.

„Laß mein Gebet mit Reinheit der Hände dir lieb sein, o Ormuzd! — Laß meines Herzens Reinigkeit zu dir dringen, und gieb mir Festigkeit im Guten, damit ich zu Thaten gelange, die für mich Quelle der Freude und des Segens sind." —

Bei Sonnenaufgang: „Mehre meines Herzens Reinheit und laß mich heilige Werke verrichten." — Am Mittage: „O, daß ich sei diesem Lichte gleich, das hoch und erhaben glänzt." — Nachmittag 3 Uhr: „O du, verschlungen in Vortrefflichkeit, laß mich verwandelt dir entgegen kommen." —

Dagegen aber finden sich freilich auch Zumuthungen vor, welche unseren gegenwärtigen Begriffen von religiöser Sittlichkeit widerstreben. Der Art sind z. B. Vorschriften wie folgende:

„An wem soll ein Arzt mit seinen Mitteln zuerst Versuche machen? — Ormuzd antwortete: An Dienern der Dews, (d. h. an bösen Menschen); dann erst soll er Ormuzd-Verehrer heilen. Einmal, zweimal, dreimal soll er es an ihnen versuchen, und werden sie todtkrank, so soll er aufhören, denn er versteht nichts."

„Wohin müssen Leichname der Menschen gebracht werden?" — Auf Berge, sagte Ormuzd, damit Hunde und Vögel sie verzehren."

Die Lehren der alten Reichsreligion in China empfehlen über Alles das „Beharren der rechten Mitte.“ „Die rechte Mitte ist der große Stützpunkt des Weltalls; von ihr hängt die Harmonie und Ruhe der Welt, daher auch das Leben und Bestehen aller Wesen ab. Sünde ist nichts anderes, als Störung des Gleichgewichts im Weltall. Jede Unordnung im sittlichen Menschenleben verursacht eine ähnliche in der Natur. Die untergeordneten Naturkräfte werden mit den menschlichen Leidenschaften zugleich entfesselt.“ — Wie wahr! — Vorzüglich ausgezeichnet erscheinen Sittenlehren, die in den heiligen Schriften des Confudsö enthalten sind. Sie beziehen sich auf alle Verhältnisse des Lebens und enthalten allgemein gültige Gebote der Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Milde und Nachsicht. —

„Die Menschennatur kam uns vom Himmel rein und vollkommen zu, aber im Laufe der Zeit haben Unwissenheit, Leidenschaft und böse Beispiele dieselbe verdorben. Es kommt Alles darauf an, dieselbe wieder zu ihrer ursprünglichen Schönheit zu erheben, und wollen wir vollkommen werden, so müssen wir uns wieder zu jener Stufe emporschwingen, von welcher wir herabgesunken sind.“

„Gehorche dem Himmel und befolge die Befehle dessen, der ihn regiert. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ — (Also auch!)

„Lasse die Vernunft und nicht die Sinne dein Betragen bestimmen; denn die Vernunft wird dich lehren, weise zu denken, klug zu sprechen, und dich bei allen Gelegenheiten würdig zu benehmen.“ —

„Was du willst, daß dir ein Anderer thue, das thue ihm auch, und was du willst, daß dir ein Anderer nicht thue, das thue ihm auch nicht. Du bedarfst keines andern Gesetzes als dieses. Es ist die Grundlage und das Vornehmste aller Uebrigen.“

„Wünsche nicht den Tod deines Feindes; dein Wunsch würde eitel sein: denn sein Leben steht in der Hand des Himmels.“ —

„Sei erkenntlich für die erwiesenen Wohlthaten durch die Erstattung Anderer: allein räche niemals Beleidigungen.“ —

Solche Moral predigte der Chinese C o n f u d s ö, der etwa 550 vor Chr. G. geboren wurde. —

Dieselbe Moral ist später weltberühmt geworden, aber nicht als eine, die aus China stammt.

Schiller hat einem der vielen Sprüche chinesischer Moral folgenden Ausdruck gegeben:

„Dreifach ist der Schritt der Zeit.
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit. —
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen. —
Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise? —
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind." —

So ist auch die Liebe der erklärte Grundsatz der Buddah-Religion. — Weil alle Menschen Brüder sind, wurde durch sie das Kastenwesen aufgehoben, und dieser Gedanke des allgemeinen Bruderthums ist die stete Veranlassung, die Gläubigen zur Sanftmuth, Mildthätigkeit und Menschlichkeit anzueifern. Diese Religion hat bisher, nach vielfachen höchst glaubwürdigen Zeugnissen, sehr wohlthätig auf die verschiedenen Völker gewirkt, welche ihr anhängen. Die wilden Horden Hochasiens sind durch sie in kurzer Zeit zu guten und wohlthätigen Menschen umgewandelt worden. Es ist eine Religion, die, abgesehen von den Glaubenssatzungen, die Religion der Liebe genannt werden kann. —

Wir finden übrigens die Vorschriften der Nächstenliebe auch in andern alt-heidnischen Religionen ausgesprochen. Von vielen Nachweisen nur den Einen: Der römische Kaiser Antonius verordnete, daß Jedermann seinem Beleidiger verzeihe, und fügte hinzu:

„Es ist der ausgezeichnete Vorzug des Menschen, diejenigen zu lieben, welche ihn beleidigt haben. Dies wird man bereit sein zu thun, wenn man bedenkt, daß der Beleidiger unser Bruder ist, daß er es ist, der seine Handlung aus Unwissenheit, vielleicht unfreiwillig beging, und überdies, daß wir bald Alle in Frieden in unser Grab eingehen werden. Allein vor Allem erwäge man, daß er uns in der That nicht geschadet hat, weil er unsern Geist oder den Beherrscher un-

seres Wesens durch seine Beleidigung nicht schlechter machen konnte.“ —

In den sogenannten goldenen Sprüchen des Heiden-philosophen Pythagoras, welcher ungefähr 500 Jahre vor Chr. G. starb, liest man unter Andern auch Folgendes:

„Begieb dich nicht eher zur Ruhe, als bis du deine Handlungen an dem zurückgelegten Tage dreimal durchgegangen hast. Frage dich: Wo bin ich gewesen? Was habe ich gethan? habe ich irgend eine gute Handlung unterlassen? Sodann erwäge Alles, berichtige, wo du gefehlt hast, und freue dich über deine guten Thaten.“ —

„Welche Uebel dich immerhin betreffen mögen, ertrage sie mit Geduld, und suche ein Mittel dagegen zu entdecken. Und lasse dich von dem Gedanken trösten, daß das Schicksal dem guten Menschen nicht viel Uebel zugetheilt hat.“ —

„Die Menschen gebrauchen ihre Verstandeskräfte zu guten und schlechten Zwecken; höre ihnen deßhalb mit Vorsicht zu, und sei nicht zu voreilig, anzunehmen oder zu verwerfen.“ —

„Wenn Jemand eine Unwahrheit behauptet, waffne dich mit Geduld und — schweige.“ —

„Du wirst erkennen, daß die Natur nach gleichmäßigen Gesetzen thätig ist, und wirst nicht mehr erwarten, als nöthig ist. Du wirst erkennen, daß die Menschen sich vorsätzlich Uebel zuziehen. Sie erkennen nicht, noch verstehen sie, was die Weisheit zu wählen verordnet, und wenn sie in der Noth sind, kennen sie nicht die Mittel, sich herauszuziehen; das ist das Loos der Menschen. Sie sind endlosen Uebeln ausgesetzt, und werden unaufhörlich getrieben, wie Steine, die einen Berg hinabrollen. Ein verderblicher Wettstreit verfolgt sie ewig im Geheimen, den sie weder zu unterdrücken suchen, noch geduldig ertragen wollen.“ —

„Mächtiger Jupiter! Vater der Menschen! O befreie sie von jenen Uebeln, oder offenbare ihnen den bösen Geist, dem sie dienen.“ —

„Doch sei gutes Muthes, denn das Geschlecht der Menschen ist göttlich. Die Natur offenbart ihnen ihre verborgenen Geheimnisse.“ —

„Enthalte dich aller unreinen und schädlichen Nahrung, damit dein Körper rein und dein Geist frei bleibe.“ —

„Ueberlege alle Dinge wohl, lasse dich von der Vernunft leiten, und gieb nur ihr die Oberhand.“ —

„Wenn du deiner sterblichen Hülle entkleidet, und in die reinen Behausungen des Himmels eingegangen sein wirst, sollst du unter die unsterblichen Götter erhoben werden, in unverderblicher Reinheit fortbestehen, und nie mehr den Tod kennen.“

Einerlei sagten aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, aber Jedes in seiner Sprache.“

Fähigkeiten, Erziehung, Klima, Naturereignisse und Umstände aller Art brachten in die alte Religion der Menschen eine große Verschiedenheit, aber es ist höchst wichtig wahrzunehmen, wie die Grundgedanken bei Allen dieselben sind; z. B.

Die Erde als Mittelpunkt der ganzen Welt, ein Oben und Unten.

Ein — oft unklares — Bewußtsein der Abhängigkeit von höheren Kräften.

Das Verlangen, sich über die Grenzen der Sinnlichkeit hinaus zu erheben.

Sehnsucht und Ahnung einer kommenden Zeit der Vergeltung.

Das Streben sich die Gottheiten vorzustellen, und der Glaube an die Menschwerdungen der Götter.

Der gute Wille, sich mit dem bloßen Glauben zu befriedigen.

Fügsamkeit, Geduld und Vertrauen in die Anordnungen derjenigen, welche Religion zu lehren verstanden.

Das Bedürfniß äußerer Zeichen und Ceremonien.

Hinneigung zum Lichte, Abscheu vor Finsterniß.

Geheimnißthuerei und Wunderlichkeiten.

Verklärung, Ruhm oder wohl auch Vergötterung berühmt gewordener Prediger.

Mißbrauch und Gewohnheit.

Verachtung anderer Glaubensmeinungen.

Die Vorliebe in dem Glauben der Väter treu zu verharren, u. s. w. u. s. w.

Wo ein Volk dem andern in Betreff der Wundersamkeit oder Vortrefflichkeit seiner Religion nicht nachstehen wollte, da nahm es das Beste und Auffallendste an, und umhüllte das

aus der Fremde genommene mit seinen Kleidern. So wanderte dann der Glaube aus einem Lande in das andere.

Wenn irgend ein religiöser Glaube, so ist der an die Göttlichkeit des Lichtes am erklärlichsten. Die Menschen kannten keinen treuern Freund und Helfer. Daher mag es nicht als Uebertreibung anzusehen sein, wenn Jemand behauptete: „Alle Menschen beteten es an, alle Maler malten es, alle Dichter lobsangen ihm, alle Künstler dienten seiner Majestät, alle Tempel umfaßten sein Bild.“ — Darum mögen wohl auch noch heute heilige Feuer, Lichter, Lampen zu Ehren der Gottheit brennen. —

Religion war schon im Staube der Natur Schild des Schwachen gegen den Starken, einziger Trost der im Elende schmachtenden Menge, Stab im Leid und Hoffnungsstern im Unglück, einzige Waffe gegen die Schrecken des Todes.“ — „Auch die heidnischen Glaubensansichten waren geeignet, Leidenschaften des Volkes zu zügeln, Begierlichkeiten zu mäßigen, Ordnung und Frieden zu predigen.“ — Aber: „die Erfahrung aller Jahrhunderte, — sagte Friedrich der Große — zeigt uns den Menschen in einer fortwährenden Sklaverei des Irrthums.“ — „Vorurtheile waren die Vernunft der Völker, die einen unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren hatten. Der größte Theil derselben steckte in der tiefsten Unwissenheit; sie hatten nicht Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken.“

Was ist endlich das gegenwärtige oder zukünftige Schicksal des mannigfachen Religions-Glaubens heidnischer Völker? — —

„Der forschende Vorwitz des Menschen läßt ihn am Isisschleier der Natur zerren, und je mehr es ihm gelingt, denselben zu lüften, desto mehr schwinden die Götter (mit all ihrem Zubehör) zuerst aus seiner unmittelbaren Umgebung, dann von der Erde, endlich auch aus dem Sternenhimmel, und die Natur mit ihren Kräften fällt der gemeinen Deutlichkeit der Dinge anheim.“ —

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt;
Und auf verschiedenem Opferheerde
Die Götter mannigfach gethront. —
Dich irr' es nicht! Mit Liebesblicke
Schau du der Zeiten Ringen an!
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die M e n s c h h e i t -- geht die gleiche Bahn. —
(K i n k e l.)

Leider vergessen aber die Menschen immer die Grundlage, auf welcher sie mit allen ihren vorzüglichen Religionsansichten stehen.

— Der Unterschied der Erdendinge
Scheint groß und ist oft so geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.
Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sieht der Schmetterling die Raupe schleichen,
Und erhebt sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.
(H e r d e r.)

Am Ende sind wohl gar die moralischen Grundsätze heidnischer Religionen auch nicht ganz zu verwerfen? —

„Ich hatte mir eingebildet, daß das Gebot, unsere Feinde zu lieben, ein der christlichen Religion allein gehöriger Satz sei, bis ich in den Schriften jenes (heidnischen) Bösewichtes P l a t o auf dieselbe Lehre stieß." — (L. Sterne.)

Warum aber hatten die einfachen Grundsätze der Sittlichkeit und Vernunft keinen Reiz für den heidnischen Frömmler sobald dieselben einem fremden Volke angehörten? — Warum mußte eine jede Religion auch ihre besondern Propheten, Geheimnisse und Wunder haben? — Und wie kam es, daß ein jedes Volk seinen eigenen Glauben zu besitzen begehrte? —

„G e o f f e n b a r t e Religion und N a t u r -Religion — beide sind erfundene Ausdrücke." — „Nach Allem, was wir in jenen (alten) Werken sehen, haben wir keine Ursache zu vermuthen, daß Gott die Menschen partheiisch behandeln, der einen Nation Kenntnisse offenbaren, einer Andern dieselben vorenthalten, und diese alsdann wegen ihrer Nichtkenntniß verdammen wollte." — „Die Sonne warf ein gleiches Licht über die ganze Welt;

die Menschen in allen Zeiten und Ländern waren mit Vernunft begabt und mit Augen gesegnet.“ — (Th. Paine.)

Warum erfüllte Ein bewegender Grundgedanke ganze Zeiten? —

„Es kann nicht ein anderes Gesetz jetzt geben und ein anderes in Zukunft, sondern dasselbe ewige, unwandelbare Gesetz begreift alle Völker zu allen Zeiten.“ — (Cicero.)

„Die Welt ist jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig mehr Neues zu finden und zu sagen ist. — Ich war längst überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne in den (alten) Ueberlieferungen gar wohl schon angedeutet finden, was wir selbst gewahr werden, denken oder wohl gar hervorbringen. (Göthe.)

„Der Baum der Humanität — — unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei.“ — (Herder.)

Judenthum.

I.

„Seltsam ist Prophetenlied;
Doppelt seltsam, was geschieht.“ —

Jenes Volk, dessen Fortdauer so zu sagen sprichwörtlich geworden ist, und das selbst daran glaubt, stammt, den uralten Sagen gemäß, aus den Gegenden Asiens, die an den heiligen Flüssen Euphrat und Tigris gelegen noch heute Hauptsitz der Brahma-Religion sind. Das Ehe- und Geschwisterpaar Abrahm und Sarah soll an der Spitze einer kleinen Nomadenhorde (etwa 2000 Jahre vor Chr. G. nach rabbinischer Zeitrechnung) sein Geburtsland verlassen und schönere Wohnplätze nach der Abendseite hin aufgesucht haben: „Canaan, das Land, in dem Milch und Honig fließt.“ Die Gottheit hat ihnen dasselbe und noch mehr, die Fortdauer des Geschlechtes und den Ruhm einer großen Nation eidlich zugesagt.

1. Mos. 12. „Der Herr sprach: Gehe aus deinem Vaterlande — in ein Land, das ich dir zeigen werde; ich will dich zum großen Volke machen, dich segnen und dir einen großen Namen bereiten. — Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; in dir sollen alle Geschlechter gesegnet werden.“ —

1. Mos. 17. „Ich will aufrichten meinen Bund zwischen dir und mir und deinen Nachkommen, daß es ein ewiger Bund sei.“ — „Und will dir und deinen Nachkommen das Land geben, darin du nun Fremdling bist, Canaan, zum ewigen Besitz.“ —

1. Mos. 22. „Ich habe bei mir geschworen, daß ich deine Nachkommen segnen will, wie die Sterne am Himmel, den Sand am Meere, und sie sollen besitzen die Thore ihrer Feinde.“ —

Das Land selbst, dem Glauben nach ein unverdientes Geschenk der Gottheit, war ein Theil des syrischen Hochlandes Palläſtina, ausgezeichnet durch seinen schönen, gebirgigen Boden, durch reiche fruchtbare Weideplätze und durch eine ringsum wohl abgeschlossene Lage. Ein Wasser- und ein Sandmeer schützten es von der ersten und zweiten, hohe Berge von der dritten Seite, und machten es so recht zum auserwählten Sonderplätzchen für ein auserwähltes Gottes-Volk. —

Dieselbe Sage behauptet jedoch auch, daß mannigfache Ereignisse diese gottgefällige Wanderfamilie bald aus dem so lieblichen Geschenke verdrängt und nach Egypten geführt haben. Hier soll sie lange Zeit (430 Jahre) verblieben, und zu einem zwar zahlreichen, aber durch Knechtschaft und Verwilderung höchst unglücklichen Volke angewachsen sein. Muth und Thatkraft eines Führers, Moses, befreiten endlich die „Auserwählten“ aus den schmachvollen Fesseln egyptischer Tyrannei, und leiteten sie, freilich auf abenteuerreichen Umwegen, in die Nähe der einstigen Verheißung. Sie sollten Canaan, das schöne Land, ihrem Stammvater so sicher zugesagt, wieder erhalten. Der Ruhmwürdigste der Führer starb zwar noch vor dieser glorreichen Zeit, aber seine Nachfolger waren nicht weniger strebsam, als er, so daß es endlich nach vielfachen Vorbereitungen, nach langwieriger Heranbildung, nach Kämpfen, Noth, Raub, Blutvergießen und Ungerechtigkeiten aller Art gelang, „das väterliche Erbtheil“ den bisherigen Einwohnern zu entreißen. —

Hatten sich die Erwählten Gottes bisher nur „Fremde,“ „Ebräer“ (von Jenseits Gekommene) nennen lassen, so führten sie von nun an nach einem Enkel Abrahm's den Namen „Kinder Israel,“ und schlossen sich gegen alle Nachbarvölker so sehr ab, daß ihnen lange Zeit Sitten und Kenntnisse selbst der zunächst wohnenden und stammverwandten Phönizier fremd blieben. —

In dem festen Glauben, von Gott zu einem großen, allsegnenden Volke auserwählt zu sein, folgten sie einem innern Drange der Dankbarkeit und den Mahnungen ihrer Gesetzgeber, in dem sie sich die Gottheit zum Anführer und Monar-

chen erwählten, im Kriege nur seiner Weisung, im Frieden nur seinen Gesetzen gehorchend. Die Mittelspersonen dieses Verhältnisses waren stets die hervorragendsten ihrer Männer, (Richter, Priester und Propheten) die sich dazu von Gott und seinen Kindern erwählen ließen. —

Doch trotz der göttlichen, höchst weisen und wohlberechneten Regierung war das Volk sehr ungeberdig, zu Zeiten widerspenstig, und es gab einen steten Kampf zwischen dem unsichtbaren Monarchen und seinen Unterthanen, bis man endlich, nach etwa 400 Jahren ihres Bestandes, der übernatürlichen Monarchie satt wurde, und einen menschlichen König zu haben verlangte. Samuel, der letzte Richter, und wer sonst noch von Macht und Ansehen im Volke war, hatte gegen die Wünsche des Volkes nichts einzuwenden, und die Gottheit? — „Ich bin ein eifriger, eifersüchtiger Gott," ließ sie ihnen zwar oft durch den Mund ihrer Boten sagen, aber das Heil des auserwählten Volkes mochte die Abdankung geheischt haben. Genug, sie wurde ohne Widerrede angenommen. Das Volk wählte nun einen König, (Saul), nach ihm einen zweiten (David), nach diesem noch einen dritten (Salomon), und erhielt darnach anstatt Eines Zwei. Der Eifer, die Wohlfahrt der Kinder Gottes zu fördern, begeisterte immer Mehrere zu dem Verlangen, König zu sein, wobei sich freilich die 12 Stämme des Volkes in zwei ungleiche Hälften (10 und 2) spalteten, die mit einander sehr uneinig lebten. Der Wettkampf um die königliche Würde brachte leider durch eine Reihe von Jahren mancherlei Drangsale über das Volk Gottes, das nun zwei auserwählte Reiche, Israel und Juda bildete. —

Nach ungefähr 500jährigem Königthum brachen von Außen her harte Bedrängnisse auf das gesammte Volk ein, die allen seinen staatlichen und religiösen Einrichtungen auf lange Zeit ein Ende machten. Die Eroberungslust eines mächtigen Nachbar-Reiches verschlang mit anderen Ländern auch zuerst das Reich Israel und dann Juda. Die Kinder Gottes wanderten zum zweiten Male aus dem ihnen durch göttliche Zusage gesicherten Erblande, diesmal nach Babylon in eine langjährige, höchst traurige Gefangenschaft. —

Als das Maaß des Leidens endlich gefüllt war, erlaubten zu verschiedenen Malen persische Könige einzelnen Tausenden, vorzüglich aus den ehemaligen Bewohnern des Reiches Juda, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie, die Judäer (Juden)

bevölkerten nach und nach die verödeten Städte Palästinas wieder und begründeten von Neuem die alten mosaischen Einrichtungen und Gesetze.

Es kostete von nun an einen harten mühsamen Kampf, theils um sich zur Würde einer Nation wieder aufzuschwingen, theils um die bewilligte, geringe Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu bewahren. Das war eine strebsame Zeit, die manchen Helden der Vaterlandstreue aufzuweisen hat. Ungefähr 400 Jahre dauerte dieses Ringen des judäischen Volkes, bis es der letzte, härteste aller Schläge traf. Er kam aus Europa. Die Geschichte berichtet darüber nur Trauriges.

Das Römerthum war es, das seine ehernen Hände auf alle erreichbaren Völker, endlich auch auf die nach Ruhm und Freiheit dürstenden Kinder des Herrn legte. Es fand bei dieser Unternehmung im Innern des jüdischen Reiches an den Zerwürfnissen der Partheien thätige Bundesgenossen und übte dann die gewonnene Oberherrschaft mit Sicherheit und Strenge aus. Noth und Unzufriedenheit, dazu die Hetzereien der sogenannten „Eiferer" (Zeloten) rissen das Volk aus einem Aufruhr in den andern, und forderten die Gewalt der Bedrücker nur desto mehr heraus. Es kam endlich soweit, daß die Hauptstadt zerstört wurde, Tausende verhungerten, Hunderttausende im Feuer oder unter dem Schwerte der Feinde umkamen, und die nicht gefangen wurden, sich in wilder Flucht nach allen Seiten zerstreuten. Zum dritten Male ging das mit Jehovahs Zusagen gesicherte Eigenthum des auserwählten Volkes verloren. Die Ländereien wurden von den Eroberern an fremde Einwanderer überlassen.

Aber selbst in der Zerstreuung ruhte der Eifer des Jehovah-Volkes nicht. Hatte es doch Gottes Verheißungen für sich, und sprachen doch seine Prediger mit großer Gewißheit von dem Messias, der sein Volk aus aller Schmach wieder erlösen und trotz aller Feinde und Widerwärtigkeiten groß machen werde. — Vom westlichen Afrika bis nach Klein-Asien entzündete dieser Glaube auf's Neue alle Gemüther, und verzehrend wälzte sich der Lavastrom Aufruhrspeiender Vulkane nach allen Seiten: aber immer wieder nur zum Verderben der Nation. Um ihr endlich alle Hoffnungen zu nehmen, verboten Roms Machthaber den Sabbat, straften die Beschneidung als ein Verbrechen, und erbauten auf den Trümmern Jerusalems eine dem Jupiter geweihte Stadt. In dieser letzten Noth

(132 nach Chr. G.) rief ein Mann Namens Bar Cochba (Sternensohn), den die Rabbiner selbst für den rechten Messias erkannt hatten, das zerstreute Volk noch einmal zu den Waffen. Jerusalem wurde von seinen Männern glücklich wieder erobert, Palläſtina durch Heldenmuth und — Gräuelthaten frei; aber nur auf kurze Zeit. Planmäßige Vernichtung des jüdischen Volkes war nun der letzte Beschluß der Römer, entsetzliches Blutbad und die gänzliche Verödung des Landes waren seine Vollziehung. — Jehovah hatte sein Volk verlassen, jenen dem Abraham, Isaak und Jakob gegebenen Schwur zurückgenommen und das gelobte Land anderen Nationen überlassen, die ihn nicht einmal kannten, noch viel weniger verehrten. —

Doch die rechtgläubigen Juden betrachten seitdem all' das Mißgeschick, welches „den Auserwählten" zu Theil wurde, noch immer nur als ein vorübergehendes Strafgericht für den so oft bewiesenen Ungehorsam gegen Gott, und verzweifeln nicht an ihrer Zukunft, an der einstigen Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit, am Leben im heiligen Lande der Verheißung, an der Größe der Nation. —

„Sich ein Bestimmtes einzubilden, dieses allein verlangen, einzig dafür leben, das ist der Menschen göttlichstes Vermögen; die Liebe nur und Jugend kann es." (L. Schefer.)

Als sich einst das auserwählte Volk in seinem lieben Canaan, so viel nur immer möglich war, von andern Nationen abgesondert und nach dem Willen seiner Gesetzgeber eingerichtet hatte, waren auch schon die ersten Keime einer mächtigen Abneigung gegen Alles, was den Namen „Fremd" führte, gelegt und im kräftigsten Triebe begriffen. Nicht nur Macht, Ansehen, Handel, Sitten und Grundsätze, sondern auch Wissenschaften, Künste und gemeinnützige Erfahrungen waren auf höhere Eingebung Gegenstand israelitischer Verachtung geworden. Das Volk Gottes entwickelte sich aus sich selbst und ging seinen ganz besonderen Weg. Die Staatsverfassung war eine religiöse und darauf eingerichtet, die Nationalität unvermischt, rein zu erhalten und ihre ewige Dauer zu begründen. Immer und immer mahnten die Wächter des Gesetzes an den großen Bund, den Jehovah mit den Vätern geschlossen hatte,

an die glänzenden Verheißungen, an den einstigen Ruhm und Beruf des Volkes. Dieser Glaube wurde daher Blut des israelitischen Körpers und was zuerst nur einfache Befolgung des gesetzgeberischen Willens war, gestaltete sich mit der Zeit zur Gewohnheit. Was dann die Gesetzgebung nicht vermochte, vollendeten die traurigen Schicksale, welche das Gottesvolk aus den Händen anderer Nationen empfangen mußte. Es kam endlich so weit, daß der Israelite zum lebendig gewordenen Fremdenhaß wurde, der nicht sterben sollte, ein ewiger Jude. —

Dies ist auch der einzige Schlüssel zur Lösung des großen Räthsels, wie ein kleines Volk, wissenschaftlich und künstlerisch ungebildet, einseitig (blos religiös) entwickelt, eigensinnig in seinem Glauben verharrend, von seinem Gott gestachelt, begeistert und doch am Ende verlassen, von den traurigsten Schicksalen, die man nur erdenken könnte, betroffen, sich dennoch zu einem weltgeschichtlichen Standpunkte erheben konnte, der seines Gleichen nicht findet.

Zwar hinderte der so mächtig gewordene Fremdenhaß nicht, daß die Nation mehrmal in die Verhältnisse anderer Völker tief hineingedrängt wurde, und manches Unjüdische ganz unbemerkt in sich aufnehmen mußte. Schon die egyptische Knechtschaft und dann später die babylonische Gefangenschaft hatten ihren Einfluß auf den religiösen Glauben nicht verfehlt. Daher die beständige Hinneigung des Volkes zum freudigen Götzendienste und der lebendige Feuereifer der ernsten Prediger (Propheten). Um so mehr mußten die Juden nach der gänzlichen Zerstreuung des Volkes Manches annehmen, was ihnen widerwärtig war. Aber der Haß wurde darum nicht milder, die Mahnungen der Religionslehrer nicht nachgiebiger, das Gesetz hörte nicht auf. — In einer ihrer Schriften lautete es z. B.: „Verflucht sei, wer seinen Sohn griechische Weisheit lehrt.“ — „Alle Israeliten sind des ewigen Lebens theilhaftig, schrieb der berühmte Rabbi Akiba, ausgenommen Jene, welche die Bücher der Fremden lesen.“ — Ebenso war es verboten an Fremde von den eigenen Kenntnissen irgend etwas mitzutheilen. Nur schweres Geld konnte manchmal einen einzelnen Juden bewegen, seiner Nation untreu zu werden, und einen Nichtjuden z. B. in der hebräischen Sprache heimlich zu unterrichten. — „Es ist verboten, heißt es in den alten Vorschriften jüdischer Religion, einem Nichtbeschnittenen die Ge-

heimnisse des Gesetzes zu offenbaren; wer es thut, verschuldet soviel, als wenn er die ganze Welt zerstört hätte." —

Haß erzeugte wieder Haß. Jedes Jahrhundert, ja die Geschichte jedes kleinen Zeitabschnitts, den die zerstreuten Splitter dieser Nation durchlebt haben, berichtet von Bedrückungen aller Art, die sie trafen. Sie waren Sonderlinge und wurden als solche behandelt. Gleichsam elastisch dehnten sie sich aus, oder zogen sich zusammen, je nach der Stärke der auf sie wirkenden Gewalt, und je mehr die Wuth der Bedrücker zu Zeiten anwuchs, desto fester wurde die Scheidewand, welche die Bedrückten als Volk Gottes vor nationalem Untergang schützte. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus hat, als er von der Befestigung Jerusalem's sprach, gesagt: die Gründer hätten die häufigen Kämpfe des auserwählten Volkes vorhergesehen, und darum diese Stadt so sehr zu schützen gesucht. Man kann gewissermaßen dasselbe von dem gesammten Staate der Juden sagen. Die Leiter und Gesetzgeber haben Feindseligkeiten von Seiten aller Nationen gewollt und erwartet, und daher trafen sie mit großer Vorausberechnung alle dazu nöthigen Maßregeln.

Im 5. Buch Moses, Cap. 7. ist geboten: „Du (Volk Israel) wirst alle Völker verzehren, die der Herr, dein Gott, dir geben wird." — „Du sollst ihrer nicht schonen und ihren Göttern nicht dienen. Wirst du aber in deinem Herzen zu dir sagen: Dieses oder jenes Volk ist größer, als ich bin, wie kann ich seiner Herr werden: so fürchte dich nicht vor dem Herrn. Gedenke, was der Herr, Dein Gott, Pharao und allen Egyptern gethan hat. Also wird er allen Völkern thun, vor denen du dich fürchtest." — „Er wird sie ausrotten vor dir, einzeln nach einander; wird ihre Könige in deine Hand geben, und Niemand wird dir widerstehen, bis du sie alle Alle vertilgt haben wirst." — „Du bist ein heilig Volk Gott, deinem Herrn. Dich hat er erwählt zu seinem Eigenthum aus allen Völkern, die auf Erden sind." —

Propheten Wort, Gottes Wort, und so seltsam es klingen mag, es muß erfüllt werden ein Glaube, der Berge versetzen (oder wenigstens doch befestigen oder bewahren) könnte. — Inmitten des brausenden Zeitstromes steht das Gesetz Jehovah's nun noch, ein Felsen, und läßt die Wogen an sich heran branden. Was Wunder, wenn die, welche an ihm hangen, in stürmischen Tagen viel zu ertragen haben!

Ob der Felsen unterwühlt, zerbröckelt, oder auch nur abgewaschen wird, das bemerkt, wer Jahrtausende denkend beobachtet. —

Das vorzüglichste Gesetz, welches die Absonderung des jüdischen Volkes bezweckte, war das über Reinigung. Ihm gemäß war jeder Nichtjude ein Geschöpf niederer Art, an sich verächtlich, Auswürfling und werth, vom Erdboden vertilgt zu werden. Desto höher stand aber der „reine Beschnittene" in den Augen Jehovah's. Vor ihm gilt ein jeder einzelne Israelite gerade so viel, als alle Völker der Welt zusammengenommen, die einst waren oder noch sein werden." So versicherten wenigstens die Ausleger des Gesetzes, und wem war lieber es zu glauben, als dem, den es anging. Rabbi Akiba hat gesagt: „Auch die Aermsten in Israel muß man als Leute von hohem Stande (königlicher Abstammung) ansehen, die ihr Vermögen verloren haben, denn sie sind und bleiben Kinder Abrahams, Isaaks und Jakobs, (denen Gott die einzigen Verheißungen gemacht hat.)" — In 4. Esdr. 6, 55. sagt der Prophet zu Gott: „Unsererwegen hast du die Welt erschaffen; wir sind dein Volk, das du erwählt hast, als erstgebornes, einziges, geliebtes; die übrigen Völker aber, die von Adam abstammen, hießest du nichts bedeuten; dem Speichel gleich sind sie gemacht," u. s. w. — Selbst im Briefe Pauli an die Römer (3, 1) tritt dieser Hochmuth der Nation, wenn auch in etwas milderer Form hervor: „Was haben denn die Juden voraus, oder was nützt die Beschneidung? Zwar viel, fast zu viel nach Allem: ihnen vorzüglich ist anvertraut worden, was Gott geoffenbart hat." —

Wie natürlich war es, auch die Ewigkeit der mosaischen Gesetzgebung zu behaupten. Ihr innerer Werth war einst wirklich groß. An sich verdient sie jene Hochachtung, welche ihr in der Völkergeschichte gespendet wird, denn sie war auf ihre Zeit gut berechnet, tiefdurchdacht und segenbringend für die Nation, die aus egyptischer Knechtschaft befreit, in einem eroberten Lande sich behaupten und entwickeln sollte. Aber man machte daraus das Größtmöglichste, denn man fürchtete, daß der Staat untergehen würde, wenn sein Gesetz nicht die vollste Verehrung des Volkes hätte. — Wer viel haben will, muß Zehnfaches begehren. Daher ist in dem Plane der mosaischen

Gesetzgebung noch nicht zu viel ausgesprochen, wenn es heißt: „Himmel und Erde werden vergehen, ehe der kleinste Buchstabe (das i) oder auch nur ein Titelchen des Gesetzes fällt.“ — „Das Buch Deuteronomium (zweite Gesetzgebung) — so lautet es in alten Rabbinerschriften — kam, legte sich vor dem Herrn nieder, und sagte: O Herr des Weltalls, in mich schriebst du dein Gesetz: doch wankt bereits hie und da Dein Testament (Zeugniß), ja wohl schon ganz und gar. Denn siehe, Salomo will das i aus mir vernichten. Antwortete der heilige Hochgelobte: Salomo und Viele seinesgleichen werden vergehen, doch nicht einer deiner Buchstaben.“ — „Der Buchstabe i, den der Herr aus dem Namen unserer Stammmutter Sarai (1 Moses 17, 15) genommen hat, legte sich vor dem Herrn auf das Angesicht, und sagte: Ewiger Herr, Du hast mich ausgerottet aus dem Namen dieser heiligen Frau. Antwortete der hochgelobte heilige Alte: Bisher warst du im Namen des Weibes und zwar an seinem Ende, von nun an wirst du im Namen des Mannes und zwar an seinem Anfange sein. Daher kommt es, das Moses den Namen Hosea Jehosua (Josua 4. Mos. 13, 17) nennt.“ —

„Das Gesetz, das der Israeliten wegen geschaffen worden ist, sieh, es wird fortdauern in alle Ewigkeit. Daher hat auch keiner der Propheten das Recht, daran irgend eine Neuerung vorzunehmen.“ —

5. Moses 18. „Und wenn du (auserwähltes Volk) der Stimme des Herrn gehorchen, und seine Gesetze halten wirst, so wird dich dein Gott zum Höchsten aller Völker machen,“ u. s. w. —

„Seltsam ist Prophetenlied, doppelt seltsam, was geschieht.“ — Die jüdische Nation hat keine Heimath, wie man zu sagen gewohnt ist, aber die ganze Erde, auf der sie zerstreut ist, bildet ihr Vaterland. Sie hat keine einigende Hauptstadt und keinen Tempel, aber in allen Erdgegenden ist der Jude derselbe. Sie hat eigentlich keine Sprache mehr, (denn die alt-hebräische ist so gut wie todt), aber der Ausdruck ihres Gesetzes ist in allen Sprachweisen der einzige, uralte. Sie hat kein Canaan, ja sie hat hie und da wenig oder gar keinen Schutz des Landes, welches sie, nur als Eindringling geduldet, bewohnt, aber das

ist eben ihres Lebens Odem, und sie besitzt dabei mehr als „die Thore ihrer Feinde.“ Wer sie verfolgt oder bedrückt, hilft dazu, daß die Absicht der mosaischen Gesetzgebung, das Propheten-Wort und Lied erfüllt werden. Hassend und gehaßt, sich absondernd und abgesondert, demüthig duldend, übermüthig herrschend, despotisch behandelt, und doch in der Noth zu Hülfe gerufen, hat sich der kleine, unansehnliche Jude bereits eine weltgeschichtliche Bedeutung bewahrt, wie Niemand Anderer. Während die berühmtesten und größten Völker der Erde dahin sind, lebt noch Judäa im Bund mit Jehovah. —

Der Prophet richtete sein Lied nur auf die Zukunft ein; Vergangenheit berührte ihn nicht. Das Gesetz Jehovah's wird ein ewiges sein, es war aber nicht ein solches. Mit dem Volke ist es erst in der Zeit geworden.

Den ältesten Urkunden (oder vielmehr ihren Ueberresten) gemäß war die ursprüngliche Religion der Hebräer wie fast allgemein bei allen Völkern anzunehmen sein möchte, der einfache Feuer- und Götzendienst. In Gestalt einer Feuerflamme geht der Herr (1. Mos. 15) zwischen den zerstückelten Opferthieren (Kuh, Widder, Ziege, Tauben) hindurch, und Bilder menschenähnlicher Götter werden in den Wohnungen verehrt oder als Orakel befragt. 1. Mos. 31, 19. „Da Laban fortgegangen war, die Schafe zu scheeren, stahl Rachel ihres Vaters Götzen.“ — Der gottesfürchtige Gideon machte (Richter 8, 27) von dem eroberten Golde ein überzogenes Bild, womit das Volk Götzendienst trieb. —

(Richter 17, 4) „Da nahm seine (Micha's) Mutter 200 Silberlinge und brachte sie zum Goldschmied; der machte ihr ein Bild, das war darnach im Hause des Micha, und so hatte der Mann ein Gotteshaus, machte einen Leibrock und ein Heiligthum, und füllte seiner Söhne Einem die Hand, daß er sein Priester ward.“ — 18, 4.) Dieser sagte: So und so hat Micha an mir gethan, und hat mich gedinget, daß ich sein Priester sei. Da sprachen sie zu ihm: Lieber, frage Gott, (das silberne Bild), daß wir erfahren, ob unser Weg auch wohl gerathen werde. Der Priester antwortete: Ziehet hin in Frieden, euer Weg ist recht vor dem Herrn.“ — Da-

gegen versichert Zacharia 10, 2: „Die Götzen reden eitle Mühe.“ —

Steine, bei nomadischen Völkern gewöhnliche Zeichen eines geschlossenen Bundes, werden häufig aufgerichtet und mit Oel gesalbt. (1. Mos. 28, 18 und 35, 14) — Auch Spuren von Menschenopfern sind (1. Mos. 14, 18 u. 22, 1—16) vorzüglich aber in der Gesetzgebung Mosis sichtbar, die jene allgemeine Sitte abzustellen trachtete. — Daß z. B. Jephta im B. d. Richter 11, 30 sich durch ein Gelübde verbindet Jehovah ein Opfer zu bringen, und dieses an seiner eigenen Tochter vollbringt, wird nicht so erzählt, als wäre es etwas Auffallendes. —

Daß das Volk in der egyptischen Knechtschaft dem Lichtdienst ergeben war, ist mehr als wahrscheinlich. Schon der eine der göttlichen Namen, Zebaoth, deutet darauf hin. Man dachte sich Gott an der Spitze eines „Sternenheeres,“ wie er gegen die Mächte der (egyptischen) Finsterniß streitet, um sein Volk in das „Lichtland“ zu führen. — Bei Beschwörungen himmlischer Kräfte wurde auch kein anderer, als dieser Name (Zebaoth) gebraucht. — Die Feuersäule war das Sinnbild des Göttlichen, und der Herr erschien meist nur im Feuer. —

Ebenso wenig fehlt es an Merkmalen des einstigen Thierdienstes, namentlich einer religiösen Verehrung der Schlange. 4. Mos. 21, 5. „Das Volk murrte wider Gott und Moses — da sandte der Herr feurige Schlangen unter dasselbe. — Bereuend baten sie, daß der Herr die Schlangen von ihnen nehme — da sprach Gott zu Moses: Mache eine eherne Schlange, und richte sie zum Zeichen auf: wer gebissen ist und sie anblickt, soll leben.“ — Aber im 2. B. d. Kön. heißt es (18, 3): „König Hiskia that, was dem Herrn wohlgefiel — er that ab die Höhen, und zerbrach die Säulen (des Götzendienstes) und rottete die (heiligen) Haine aus; er zerstieß die eherne Schlange, welche Moses gemacht hatte, denn bis zu dieser Zeit hatten ihr die Kinder Israel geräuchert, und man hieß sie Nehusthan.“ —

Die Führer des Volkes bemühten sich nach allen Kräften, den Lichtgott zum einzigen, alleinigen zu machen, aber ihrer Mühe gelang es nur im Laufe langer Jahrhunderte. Das Volk hatte zwischen zwei ganz verschiedenen Religionen zu wählen; die Eine lockte aus den Nachbarreichen zur Befolgung an: sie gebot den sinnlichen, mit allerhand Vergnügungen ver-

einigten Dienst Baals (des Herrn); die Andere trat zu Hause auf, Sittlichkeit und Ordnung strenge im Namen Jehovah's gebietend, und hatte nichts Reizendes an sich. Daher war das Volk in Zweifel, wem es den Vorzug geben sollte, und verfiel oft und gerne in Abgötterei. Demzufolge wird auch der Leser alt-jüdischer Prophetenschriften nichts häufiger finden, als die Versicherungen, daß Jehovah mächtiger, größer und besser sei, als die Götter anderer Völker, deren Dasein man zugab, deren Ansehen man jedoch zu zerstören suchte. — Erst dann, als nach dem Unglück in der Gefangenschaft ein geregeltes Priesterthum eingeführt wurde, kam auch der Glaube an Jehovah zu vollen Ehren, und erhielt die jüdische Religion jenen dreifachen Haltpunkt, der sich so dauerhaft bewährte, nämlich den Glauben an die gänzliche Erlösung aus der Knechtschaft, an das Bündniß zwischen dem Volke und seinem Gotte, und an den Beruf zur Weltherrschaft." —

„Tief verhüllt und leise
Schreitet diese Macht einher,
Für das Ungefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr ungefähr."
(Tiedge.)

Ob wir ferner noch, ob unsere Nachkommen das Recht haben werden, jenen dreifachen Judenglauben, was er bisher war, eine Macht zu nennen, ist bereits sehr zweifelhaft geworden. Erlösung, Bund mit Gott und Weltherrschaft sind Titel des alten, seltsamen Prophetenliedes, nicht des Neuen. Vieles von dem, was jetzt — doppelt seltsam — geschieht, hat andere Titel. —

Die Geschicke des Judenvolkes sehen so planmäßig aus. Man pflegt auch oft von einem Plane Gottes zu sprechen, nach welchem das auserwählte Volk geführt wurde. Thatsache ist, daß die Menschen, welche eines solchen Planes Gottes für ihren religiösen Glauben bedurften, denselben verfaßten, in die jüdische Geschichte übertrugen, und aus derselben wieder hervorsuchten. —

II.

„Ein Pergament, beschrieben und beprägt,
Ist das Gespenst, vor dem sich alle scheuen.“ —
(Göthe.)

Dem alten Glauben gemäß war schon der Führer aus egyptischer Knechtschaft, Moses, des Volkes Erzieher, Gesetzgeber und Stifter der nach seinem Namen benannten Religion, auch zugleich Erfinder des hebräischen Schriftwesens, und hat die Vorschriften, welche ihm von Jehovah persönlich übergeben worden sein sollen, aufgezeichnet. —

Gegen die Sagen eines Volkes ist so lange nichts einzuwenden, als sie für das ausgegeben werden, was sie sind: Sagen. Will man sie aber zu Beweisen der Geschichte machen, so nimmt man an, daß sie ausgemachte Thatsachen enthalten. Dann hören sie auf, Sagen zu sein, dann aber müssen Inhalt und Quelle erwiesen werden. —

Vorläufig fehlen genügende Beweise, daß die sogenannten Mosaischen Schriften auch wirklich von Moses abstammen. Es ist nicht einmal hinreichend Grund vorhanden, zu glauben, daß zu jener Zeit, in der man Moses leben läßt, irgend eine jener Schriften zu Stande gekommen sei, die — auch nur dem Namen nach — bekannt ist. Selbst die ersten muthmaßlichen Spuren ungeschriebener Ueberlieferungen fallen in eine spätere Zeit. Die eigentliche Schriftstellerei dagegen giebt sich erst zu Anfang jener Periode kund, in welcher das Volk Israel Jehovah's Monarchie abschaffte, und Könige aus seiner Mitte wählte. Das war aber mindestens erst 500 Jahre nach Moses Lebzeiten der Fall. —

In den ältesten jener heiligen Religionsschriften, die in Uebersetzungen und Verunstaltungen mancherlei Art der Gegenwart erhalten sind, geschieht auch Erwähnung einiger andern Werke, die später verloren gegangen sein müssen, als: des Buches „von den Kriegen des Herrn“, des „Buches der Frommen“, des „Buches der Redlichen.“ Im 4. Buch Mos. 21, 14 heißt es: „Daher spricht man im Buche von den

Kriegen des Herrn" u. s. w.; oder Josua 10, 13. „Da standen Sonne und Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden gerächt hatte. Steht es nicht also geschrieben im Buche der Frommen? Also stand die Sonne mitten am Himmel" u. s. w.; oder 2. Sam. 1, 18. Siehe, es steht geschrieben im Buche der Redlichen: „Die Edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen, u. s. w.

Unter gläubigen Gottesgelehrten ist der Streit über die wahre Zeit der Entstehung der heiligen Religionsschriften, die unter dem Namen „das alte Testament" bekannt sind, noch nicht zu Ende. Die Meinungen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen könnten, lassen sich der Hauptsache nach in Folgendes kurz zusammenfassen:

Ihre gegenwärtige Abfassung fällt in den Zeitraum von 800 Jahren, die der zweiten Zerstörung Jerusalems (durch die Römer) vorhergegangen sind. Das, was sie berichten, bezieht sich zwar auf ältere Begebenheiten, wie es in jeder geschichtlichen Schrift der Fall ist; aber es zeigt sich dabei das Eigenthümliche, daß die Verfasser auch Begebenheiten, Sagen oder Meinungen ihrer Zeit, also solche, die jünger waren, in die entfernte Vergangenheit zurück versetzten, und als völlig ausgemachte Thatsachen alter Zeit behandelten. Dieser Umstand, der nur nach genauer Untersuchung der alten Schriften sichtbar hervortritt, verbietet, daß man sich ihrer da als Beweismittel bediene, wo es sich um geschichtliche Wahrheit handelt. —

Es sind die fünf Bücher Moses aus mehreren kleinen, in verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern und lange nach Moses geschriebenen Bruchstücken zusammengesetzt, die sich schon in ihrer Schreibart von einander ebenso unterscheiden, wie etwa Briefe verschieden gebildeter Menschen des jetzigen und vergangenen Jahrhunderts. — Den Ursprung der vier ersten Bücher kann man nach ihrem innern Gehalte — aber auch wieder nur theilweise — jener Zeit zuschreiben, in der die Spaltung des jüdischen Volkes in zwei Königreiche vorbereitet und vollendet wurde; das fünfte, genannt „zweite Gesetzgebung" (Deuteronomium), entstand erst unmittelbar vor der babyloni-

schen Gefangenschaft. Hierzu kommt noch, daß die damalige ursprüngliche Gestalt dieser fünf Bücher mit der Zeit eine ganz andere wurde, als die ist, in welcher sie heutigen Tages vorliegen. —

Ebenso ist das Buch Josua aus vielen kleinen Theilen zusammengesetzt, die ungeschichtlicher Darstellungen voll sind, und verschiedenen Zeiten und Verfassern angehören. — Die Bücher der Könige sind erst nach der babylonischen Gefangenschaft, die Bücher der Chronik noch später geschrieben worden. Da wurden auch die vielen wahrhaft schönen Sprüche, Lieder, Gebete und Dichtungen gesammelt, welche von verschiedenen meist unbekannten Verfassern herrühren. Die Ueberschriften, Eintheilungen und Titel derselben (wie z. B. an den Psalmen), sind offenbar unächt, und in viel späteren Zeiten beigefügt worden. — Der fromme Glaube geht hierin mit der wissenschaftlichen Prüfung nicht mehr Hand in Hand. —

Im Volke herrscht fast allgemein die Ansicht, daß die heiligen Bücher des alten Testaments alle, wie aus einem Gusse, durch Eingebung des Gottesgeistes entstanden seien, während erwiesen ist, daß nicht einmal die Sammlung aller der zerstreuten Schriften in gleicher Zeit geschah, sondern mehrmal wiederholt, und erst etwa 130 Jahre vor der zweiten Zerstörung Jerusalems vollendet wurde. Joseph Flavius, Pharisäer, Schriftgelehrter und Geschichtsschreiber, der sich während der Belagerung der heiligen Stadt im römischen Heerlager befand, und das traurige Schicksal seiner Nation mit ansah, hat in seinem interessanten Geschichtswerke ein Verzeichniß von zwei und zwanzig der heiligen Religionsschriften für die Nachwelt aufbewahrt, und dieses Verzeichniß ist das Erste, welches man als sicher annehmen kann. —

Den größten geschichtlichen Anhaltepunkt geben die Schrifetn der Propheten, die vor und während der Fremdherrschaft Babylons's verfaßt wurden. Der Geschichtschreiber wird sie aber dennoch unbefriedigt aus der Hand legen, weil sie der Thatsachen nnr vorübergehend erwähnen, und sich mehr mit der Warnung und Zurechtweisung des in Gefahr gänzlichen Untergangs schwebenden Volkes beschäftigen.

Ueberhaupt haben die gesammten Schriften des alten Testaments einen andern und zwar nicht geringen Werth, wenn man den streng historischen Standpunkt ganz verläßt, und nur die Glaubens- und Sittenlehren beobachtet, wie sie zu einer

gewissen Zeit z. B. vor der Zerstreuung des Volkes durch die Römer, im Judenlande herrschend waren. Für diesen Zweck der Betrachtung des alten Judenthums haben sie sogar eine einzige, unersetzliche Bedeutung. —

Sich dagegen in Streitigkeiten über Namen, Verfasser, Entstehungszeit ꝛc. solcher geheiligten Alterthümer einzulassen, scheint weder gegenwärtige noch zukünftige Aufgabe menschlicher Bildung zu sein. — Die jüngst vergangenen Zeiten haben darin ihr Bestmöglichstes schon geleistet.

„Es ist genug gezankt worden, laßt uns einmal lernen.“ — Dabei ist aber nöthig, daß man bloß von dem, gewiß nicht unrichtigen Grundsatze ausgehe: Das alte Testament gibt Zeugniß von der einst herrschenden Religion und Sittlichkeit der jüdischen Nation. Aber mehr nicht. —

Zwar ist diese Genügsamkeit vorläufig im Allgemeinen nicht zu hoffen, aber desto mehr wird sie — Allen des schönen Friedens wegen — zu wünschen sein. —

Eine zweite Quelle, aus der die Meinungen und Ansichten über altjüdische Religionszustände fließen, bilden jene Schriften, welche nach der Zerstreuung des heiligen Volkes verfaßt worden sind, und die man füglich das Neue Testament der Juden nennen kann. —

Nach der Rückkehr aus babylonischer Gefangenschaft waren die Juden gewitzigt genug, um endlich an der mosaischen Verfassung fest zu halten. Die Nichtachtung des Gesetzes hatte sie in Unglück und Knechtschaft gebracht. Je mehr sie nun nach Unabhängigkeit, Ruhm und Macht strebten, desto fester klammerten sie sich an die alten Offenbarungen und Verheißungen an. Bald traten gelehrte Männer auf, welche nicht nur die Hochachtung des alten Gesetzes wahrten und ausdehnten, sondern auch überall, wo es nothwendig schien, Belehrungen und Erklärungen beifügten. Lücken, welche das Alte Testament übrig gelassen hatte, wurden mit unglaublichem Fleiße ausgefüllt, und kurze, einfache Aussprüche desselben in der scharfsinnigsten, oft aber auch abgeschmacktesten Weise ausgedeutet. Daraus nahm man dann jene Vorschriften für das religiöse und bürgerliche Leben, in denen sich die Nation bisher wunderbarer Weise erhalten hat. —

Schon vor der römischen Zwingherrschaft hatte sich ein Verein von Schriftgelehrten gebildet, der zum Zwecke hatte, das mosaische Gesetz zu erklären und zu schützen. Darin wurden besonders zwei Männer, Hillel und Schamai, durch gelehrte Forschungen berühmt, und da sie in einigen Sachen ungleicher Meinung waren, sind sie Häupter und Anführer zweier Schriftpartheien geworden, die sich bis in die späten Zeiten hinein — oft blutig — bekämpften. — Von ihren gelehrten Meinungen scheint vor der Zerstörung Jerusalems nichts aufgeschrieben worden zu sein. So lange die Nation ihren Tempel hatte, ging von ihm alle religiöse Belehrung mündlich aus; als er aber verbrannte, mußte sie allerdings aufgeschrieben und den Auserwählten in der Zerstreuung zugemittelt werden.

Ueber 400 Jahre verwendeten Tausende von gelehrten Männern alle ihre Kräfte darauf, um eine vollständige Sammlung aller religiösen und bürgerlichen Vorschriften zu Stande zu bringen. Sie ward vollendet und ist unter dem Namen Talmud bekannt. Ihre Bedeutung ist eine so große, daß die Meinung fast allgemein ist, an ihr hätten die Juden das einzige feste Band gehabt, dem sie die Erhaltung ihrer Nationalität verdankten. Sie ist übrigens auch als der eigentliche Ausdruck jüdischer Bildung und Sittlichkeit zu betrachten, und legt alles Gute und Schlimme aus dem damaligen geistigen Streben des auserwählten Volkes offen an den Tag. —

Der erste, ältere Theil des Talmud — wahrscheinlich um das Jahr 220 nach Chr. G. vollendet — heißt Mischna (das wiederholte Gesetz), und besteht aus sechs Hauptabtheilungen, die von Rechten und Erzeugnissen der Feldwirthschaft, von religiösen Festen, von Frauen und ihren Rechten, von Gerichtssachen, von Heiligthümern und von der Reinigung handeln. Da man bald erkannte, daß in dieser Mischna nicht die ganze Ueberlieferung der alten gelehrten Aussprüche enthalten sei, so arbeitete man an einem zweiten Theile, welcher das Fehlende ergänzte, oder das Vorhandene näher erklärte. Dieser heißt Gemara. — Er veruneinigte indessen die Schriftgelehrten, weil er auf zwei verschiedene Arten abgefaßt war. Die Rechtgläubigkeit der Juden kam dadurch in einen langwierigen und undankbaren Zweifelkampf. Außerdem entstanden noch verschiedene andere Zugaben und Erklärungsschriften (Tosafta, Midraschim, Targumim u. a.) aus denen man die religiösen Meinungen des alten Judenthums kennen lernen kann.

Ihr Werth ist dadurch gehoben, daß sie zum Theil aus älteren, verlorenen Werken hervorgegangen sind. —

Einige Beispiele, wie einst Schriftgelehrte die „geheimnißvollen Aussprüche der heiligen Gesetzgebung erklärten:

In einer ihrer Schriften (Sifra) sind 13 Arten angegeben, wie man die Bedeutung eines Satzes oder Wortes auffinden kann. Davon waren aber vorzüglich drei im Gebrauche.

Die erste war eine Art Rechenkunst. Jeder Buchstabe des alten (hebräischen und griechischen) Alphabets bezeichnete nemlich eine Ziffer, a 1, b 2, g 3 u. s. w. Um nun den geheimen Sinn eines Namens zu erfahren, nahm man seine Buchstaben heraus, setzte an ihre Stelle die gehörigen Zahlen, addirte dieselben und hielt die Summe fest. Nun suchte man ein anderes Wort, das die gleiche Summe enthielt, und wenn es zu den Ansichten der gelehrten Herren paßte — wurden die zwei Namen umgetauscht. Z. B. im 4. B. Moses 12, 1 heißt es: Mirjam und Aaron redeten wider Moses, daß er eine M o h r i n (aus Aethiopien) zur Frau genommen hatte." Den Schriftgelehrten wollte es ebenfalls nicht gefallen, daß gerade Moses, der Ueberbringer des göttlichen Gesetzes, gegen dasselbe gehandelt haben sollte. Die Sache, dachten sie, muß sich wohl anders verhalten, der Name M o h r i n muß etwas Geheimes zu bedeuten haben. Sie rechneten also, und fanden die Summe 736. Ein anderes Wort: „S c h ö n g e s i c h t" gab dieselbe Summe 736. Sie setzten daher frisch dieses statt jenem, aus der häßlichen Ausländerin wurde eine schöne Frau, und Mirjam und Aaron hatten vielleicht nur aus Versehen gemurrt. —*)

Die zweite Art der geheimen Deutung bestand darin, daß man die einzelnen Buchstaben eines Namens herausnahm, und anstatt eines jeden derselben ein ganzes Wort setzte, das mit solchem Buchstaben anfing. Z. B. Der Name A d a m enthielt

---

*) Auch in den älteren Schriften christlicher Gelehrten findet sich diese sonderbare Auslegungskunst, die freilich nicht selten aus großer Verlegenheit half. So z. B. bei I r e n ä u s: Das Wort „Taube" enthält in seinen Buchstaben die Zahl 801, die 8 bedeutet o, die 1 a, also o und a, oder ao. In der Offenbarung Johannis nennt sich der Messias das a und o: also — wurde gefolgert „ist derselbe bei der Taufe in G e s t a l t e i n e r T a u b e herniedergefahren." —

3 Buchstaben a, d, m, (die Vokale in der Mitte des Wortes wurden nicht gerechnet). A bedeutete nun Adam, D David und M den Messias; daraus folgerte man nun, „daß die Seele des Messias durch Adam und David gewandert sei.“ —

Die dritte Art war eine Verdrehung oder Versetzung nach dem Ausspruche: „Die Ersten werden die Letzten, die Letzten aber die Ersten sein.“ Man setzte z. B. für den ersten Buchstaben des Alphabetes, a, den Letzten, t, für den zweiten, b, den Vorletzten, s, für den dritten den Drittletzten u. s. w. Jeremias sagt 25, 26: „König Sesach soll nach Diesen (genannten Königen) trinken,“ und 51, 41: „Wie ist Sesach so gewonnen und die Berühmte in aller Welt so eingenommen? Wie ist Babel so zum Wunder worden“ u. s. w. — Die Schriftgelehrten fragten sich, wer Sesach sei, und was Jeremias mit diesem Namen habe bezeichnen wollen? — Sie nahmen ihre Kunst zu Hülfe und vertauschten die Buchstaben. Anstatt S setzten sie B, anstatt des zweiten S noch einmal B, anstatt des Ch das entsprechende L und siehe da, es ward das passende Wort „Babel,“ der Name jener hochmüthigen Königsstadt der Unterdrücker, von der Jeremias so häufig spricht. Es ist auch wohl möglich, daß der Prophet selbst dieselbe Spielerei des Wortwechsels getrieben hatte. Wie dem auch sei, jedenfalls wußten die gelehrten Herren den unbekannten Namen zu deuten. —

Kein Wunder, wenn sie überhaupt, bei solchen Erklärungskünsten, mancherlei Sinn aus den Worten der vorliegenden Urkunden heraus tüftelten, und sich dann auf ihre geheimen Kenntnisse viel einbildeten. Sagt man doch, daß Manche aus ihnen selbst die Sprache der Thiere verstanden haben. Es ist das jedenfalls zu glauben, wenn auch nur auf diese ihre Künste Rücksicht genommen wird. —

Ob der eigentliche Text durch solche Erklärungen nicht gelitten habe, kann keine Frage sein. Man sieht es wenigstens an jenen Uebersetzungen, die mit dem Urtexte, wo er eben theilweise noch vorhanden ist, verglichen werden können. — Wie es in seinem Interesse lag, drehte Jeder die Worte. Die alten Schriftgelehrten waren z. B. sehr eitel und eingebildet, daher deuteten sie alles Mögliche zur Ehre ihres Standes. So heißt es (nach Lutherischer Bibelübersetzung) im 1. Buch Moses 49, 10: „Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen“ u. s. w. Einige der alt-

jüdischen Schriftgelehrten übersetzten die Stelle so: „Es wird der Fürst vom Hause Juda nicht genommen werden, noch der Schriftgelehrte von den Söhnen der Söhne in Ewigkeit.“ —

Ebenso 1. Moses 25, 27: „da nun die Knaben groß wurden, ward Esau Jäger und Ackersmann, Jacob aber ein frommer Mann, und blieb in den Hütten“ (bei der Mutter, zu Hause). Die Schriftgelehrten übersetzten folgendermaßen: „Beide Knaben wuchsen heran, Esau wurde ein Jäger, der hinauszog auf das Feld, Jacob dagegen ward ein vollkommener Mann, der das Haus der Lehre (die Schule der Gelehrten) besuchte.“ —

Dann 1. Mos. 37, 3: „Israel (Jacob) hatte Joseph lieber, als alle seine Kinder, darum, daß er ihn im Alter gezeugt hatte“ u. s. w.

In der gelehrten Uebersetzung heißt es dagegen: „Israel liebte den Joseph mehr, als seine andern Söhne, weil er ein Weiser war.“ —

Und Richt. 5, 9: „Mein Herz ist zugethan dem Regenten Israels, die freiwillig sind unter dem Volke.“ Bei den Gelehrten lautet diese Stelle so: „Ich bin gesandt, zu preisen die Schriftgelehrten Israels, welche, so lange die Verfolgung währte, nicht aufhörten, das Gesetz auszulegen.“ —

Welche Freiheiten sich dann erst noch die Erklärer heraus nahmen, kann man denken. Die Stelle Hesekiel (Ezechiel) 36, 38: „Wie eine heilige Heerde, wie eine Heerde zu Jerusalem auf ihren Festen, so sollen die verheerten Städte voll Menschenheerden werden, und sollen erfahren, daß ich der Herr bin“ — wurde (im Targum) folgendermaßen umschrieben: „Wie ein heiliges Volk, wie das Volk, das sich vereinigt, das nach Jerusalem zieht zur Zeit des Osterfestes: so sollen die Städte Israel, die vorher zerstört waren, wieder voll werden von Männern des Hauses Israel.“ —

Oder Habakuk 4, 17: „Der Feigenbaum wird nicht grünen und wird kein Gewächs sein auf den Weinstöcken; die Arbeit am Oelbaum wird fehlen, die Aecker werden keine Nahrung bringen, Schafe werden aus den Hürden gerissen werden, Rinder nicht in den Stallungen sein.“ — Die Uebersetzung der Schriftweisen lautet nun so: Nicht dauern soll das Reich Babel, noch die Herrschaft über Israel fortführen, erschlagen werden die Könige Mediens, die Helden Ja-

vans sollen nicht bleiben, ausgerottet werden die Römer, sie sollen keine Steuer mehr eintreiben von Jerusalem.*)" —

Wem sollte es noch im Mindesten auffallen, daß die heilige Schriftgelehrsamkeit der Alten das bunteste Gemisch von Glaubensmeinungen auf die Nachwelt vererbt hat, und daß sich diese im Laufe der Zeiten ganz gewaltig in einander verwickelt haben.

„Wer sich einmal verstrickt in's Gespinnst theologischer Weisheit,
Der kommt nicht mehr heraus, der ist auf immer kaput."
(Feuerbach.)

Unter allen Völkern der Erde ist das jüdische einzig und allein gewürdigt worden, zu erfahren die Offenbarungen Gottes. So sprachen — einzelne Menschen, und Millionen beteten es ihnen nach. Warum? Weil jene es sagten und einfach hinzufügten, daß es so und nicht anders sei. —

Die Offenbarung Gottes soll dreifach in ihrer Art gewesen sein: geschrieben zu lesen, gesprochen zu hören und lebendig fortgepflanzt. —

Schon die ersten Menschen hörten Gottes Stimme und Mahnung; der Altvater Noah erhielt sogar mündliche Gebote. „Unsere Rabbinen lehren, daß den Kindern Noahs sieben Gebote befohlen worden sind: Gericht zu halten, dem Namen Gottes nicht zu fluchen, Abgötterei zu meiden, Unkeuschheit und Ehebruch zu fliehen, vom Blutvergießen sich zu entfernen, nicht zu rauben und kein Glied eines lebendigen Thieres zu essen." — („Den Heiden — sagten die Auserwählten — wird es möglich selig zu werden, wenn sie wenigstens diese sieben Gebote beobachten." —) Am glänzendsten und reichhaltigsten

*) Im Briefe an die Galater findet sich (4, 23 ff.) etwas Aehnliches. Ohne den eigentlichen Grund seiner Glaubensansicht anzugeben, behauptet der Schreiber dieses Briefes: „Der von der Magd (Hagar) war, ist nach dem Fleische, aber der von der Freien (Sarai) nach der Verheißung geboren. (1. Mos. 16—17). Diese Worte bedeuten etwas. Denn das sind die zwei Testamente: Eines von dem Berge Sinai, das zur Knechtschaft gebieret und die Hagar ist. Denn Hagar heißt in Arabien der Berg Sinai, und langet bis gegen Jerusalem, das zu dieser Zeit und dienstbar ist, mit seinen Kindern. Aber das Jerusalem, das droben, ist die Freie (Sarai) sie ist unser aller Mutter. Denn es steht geschrieben: „Sei fröhlich, du Unfruchtbare" u. s. w. —

theilte sich die Gottheit dem Moses auf dem Berge Sinai mit. Hier wurde der heilige Geist auf einmal für alle Zeiten ausgegossen. „Alle Propheten (der späteren Jahrhunderte) standen unter dem Berge Sinai, wo ihnen die Kraft der Weissagung verliehen wurde.“ Daher sagte der viel später lebende Jesaias (48, 16): „Zu jener Zeit, wo es geschehen ist (die Mittheilung des Gesetzes), war ich auch da (am Sinai) und nun sendet mich der Herr.“ — Das war nun auch eine der gelehrten Erklärungen. —

Zu diesem Glauben mag übrigens die Bibel selbst Veranlassung gegeben haben, denn 4. Moses 11, 17 heißt es: „So will ich (Jehovah) herniederkommen, und mit dir (Moses) daselbst (auf Sinai) reden, und deines Geistes, der auf dir ist, nehmen und auf sie (die 70) legen, daß sie mit dir die Last des Volkes tragen.“ — (11, 35). „Da kam der Herr hernieder in der Wolke, redete mit ihm, und nahm des Geistes, der auf ihm war, legte ihn auf die 70 ältesten Männer, und da der Geist auf ihnen ruhte, weissagten sie und hörten nicht auf.“ — (Zum bessern Verständniß muß noch bemerkt werden, daß die Juden an ein Vorleben [Präexistenz] der Seelen glaubten.)

Diese Offenbarungen Gottes (Weissagungen) erhielten die Juden also von Moses und den Propheten entweder schriftlich oder mündlich; die mündlichen gingen von Einem (es versteht sich Schriftgelehrten) zum Andern über. — Um zu beweisen, daß neben der Bibel auch der Talmud göttlichen Ursprunges sei, urtheilte man folgendermaßen: „Im 2. Buch Moses 24, 12 steht geschrieben: „Der Herr sprach zu Moses: Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe steinerne Tafeln und Gesetze und Gebote, die ich geschrieben habe, die du sie lehren sollst.“ Was soll das heißen? Die Tafeln bedeuten die zehn Gebote, das Gesetz geht auf die Bibel, die Gebote sind die Mischna (der erste Theil des Talmuds) und die du sie lehren sollst bezeichnet die Gemara (zweiter Theil).

Der Talmud behauptet ferner, daß, seitdem die letzten Propheten gestorben sind, der heilige Geist aufgehört habe in Israel zu wirken; doch sei die Bath Kol, „die Tochter der Stimme“ geblieben, und aus Wolken, im Heiligthum, aus Häusern oder Höhlen (freilich nur von Gott-Begnadigten allein) zu hören gewesen. „Es wird erzählt — heißt es in der Ge-

mara — Jünglinge seien zum Streit hinabgezogen nach Antiochien, da hörte Jochanan, der Hohepriester, eine Stimme aus dem Heiligthum erschallen: Die Jünglinge haben im Kampfe gesiegt. Man schrieb die Zeit genau auf und es zeigte sich, daß es um jene Stunde geschehen war." — „Es wird erzählt: Als die Aeltesten einst in das Haus Gadia zu Jericho traten, ging eine Tochter der Stimme aus, welche sprach: Ist unter Euch ein Mann, welcher des heil. Geistes würdig wäre? aber dieses Geschlecht ist seiner nicht würdig." —

Um die Aussprüche gewisser Schriftgelehrten als wahr zu bekräftigen, mußte unter andern höchst sonderbaren Wundern auch die Bath Kol wirksam auftreten. So erzählt z. B. der Talmud: Rabbi Eliezer gerieth eines Tages in gelehrten Streit mit seinen Genossen. Nachdem er alle Gründe in der Welt für seine Meinung erschöpft, wurde dieselbe doch von den Andern nicht angenommen. Da rief er: So möge denn dieser Baum hier beweisen, daß ich recht habe. Augenblicklich ward der Baum mit der Wurzel ausgerissen und 100 Ellen weit weggeschleudert. Aber die andern Rabbinen erwiderten: Von einem Baume darf man keinen Beweis nehmen. — Nun, so möge diese Wasserleitung für mich zeugen, sagte Eliezer. Sogleich wich die Wasserleitung zurück. Die Rabbinen antworteten: Auch Wasserleitungen beweisen nichts. Jetzt sagte Eliezer: Wenn die Wahrheit für mich ist, sollen es die Wände dieser Schule bestätigen. Kaum hatte er das Wort gesprochen, als die Wände sich zum Falle neigten. Da bedräuete sie Rabbi Josua (einer von den Anwesenden): „Wenn die Schüler der Weisen einander überwinden, was geht das euch an." Deshalb stürzten die Mauern nicht vollends ein, um den Rabbi Josua zu ehren, aber sie richteten sich auch nicht wieder auf, damit der Ehre Eliezers nichts entginge, sondern gebeugt blieben sie stehen bis auf diesen Tag. Endlich berief sich Rabbi Eliezer auf die Entscheidung des Himmels: „Wenn das Recht auf meiner Seite ist, soll der Himmel für mich zeugen." Sogleich ging eine Tochter der Stimme aus und sprach: „Was habt ihr mit Rabbi Eliezer? Immer ist das Recht auf seiner Seite." —

Die Bath Kol ward aber — wie gesagt — nur den Begnadigten zu Theil, und es mag sich nicht selten getroffen haben, daß auch Andere, Nichtbegnadigte, z. B. ruhmlose Rab-

binen, besonders bei zweifelhaftem Vornehmen, das Bedürfniß einer solchen entscheidenden Stimme fühlten. In solchen Fällen wußten sie sich zu helfen. Es wird z. B. erzählt: daß die Schriftgelehrten in Verlegenheit, was zu thun sei, irgend ein Kind aufforderten, den ersten besten Bibelspruch, der ihm einfiele, herzusagen. Je nachdem nun die zufällige Antwort des Kindes paßte, wurde sie für eine entscheidende Mahnung von oben, für eine „Tochter der Stimme" angesehen. —

Im Talmud heißt es: „Der Priester habe den Vorrang vor einem Leviten (Tempeldiener), der Levite vor einem andern Israeliten; der gemeine Israelite vor einem Mamser (unehelich oder in Blutschande Gebornen), der Mamser vor einem Knechte (bekehrten Holzhauer und Wasserträger), der Knecht vor einem Ger (Fremdling, Proselyten), der Ger aber vor einem freigelassenen Sklaven (auf ihm ist der Fluch Canaans). Dies gilt — sagt diese heilige Schrift weiter — wenn die benannten Personen einander im Uebrigen gleich (d. h. Ungelehrte) sind. Ist aber der Mamser (sonst das größte Schimpfwort) ein Schüler der Schriftgelehrten, und der Hohepriester ein Unwissender, so hat ein solcher Mamser den Vorrang vor einem solchen Hohenpriester." —

Den wahren Rangadel gab also die Gelehrsamkeit, wobei die Geburt nichts zur Sache that. —

Die Schriftgelehrten, früher hießen sie Pharisäer, später Schüler der Weisen und Rabbinen — bildeten als solche einen besondern Verein, der größer war als jener der Priester und der Essener. Jos. Flavius behauptet, sie seien in den Zeiten Herodes des Großen 6000 Mann stark gewesen, und mächtig genug, um Königen zu trotzen. *)

Eine Zeit lang wetteiferten sie mit dem Priesterthum, das den Geburtsadel des Landes bildete. (Der ganze Stamm Levi war Jehovah zum Dienste geweiht.) Die größere Hochachtung des Volkes neigte sich jedoch ihnen zu. — Im letzten Erlösungskampfe standen sich diese zwei Partheien offen feindlich

*) Im Ev. Joh. (7, 47 ff.) werden sie eben auch als die Parthei im Lande geschildert, welche große Gewalt über das Volk besaß, und allenthalben den Ton angab. —

gegenüber. Den Leviten war es nämlich um Erhaltung des Tempels und ihres Amtes zu thun, darum wollten sie Frieden um jeden Preis und versuchten sogar, Jerusalem heimlich in die Hände der Römer zu spielen. Die Pharisäer eiferten dagegen für die Erfüllung biblischer Verheißungen (für die Wahrhaftigkeit ihrer eigenen Behauptungen), und die Hitzigsten aus ihnen (Zeloten) brachten das Volk so in Wuth, daß es die verrätherischen Priester selbst umbrachte. — Mit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels hörte endlich das geordnete, geschlossene Priesterthum ganz auf, und die Schriftgelehrten erhoben sich nun unbehindert zum alleinigen, ausschließlichen Ansehen, das nach und nach sogar in Hoffahrt und Uebermuth ausartete. —

Sie zählten sich ohnehin schon lange in eine Klasse mit Moses, mit den Patriarchen und Propheten und verlangten gleiche Achtung. Dann gingen sie noch weiter. „Als Rabbi Elieser krank war, kamen vier Aelteste ihn zu besuchen. Da sagte der Eine: Du hast mehr um Israel verdient, als die Tropfen des Regens, denn diese nützen nur der Gegenwart, ein Rabbi aber nützt jetzt und in aller Zukunft. Jener antwortete unter Andern: Ein Rabbi ist mehr werth als Vater und Mutter" u. s. w. — Sie setzten sich sogar den Königen gleich. „Rabbi S. kam und rief den Anwesenden (Rabbinen) zu: „Seid gegrüßt, meine Könige!" Sie fragten: Woher beweisest Du, daß die Rabbinen Könige sind? Er antwortete: weil geschrieben steht (Sprüchw. 8, 15): „Durch mich regieren die Könige." — *) Muß ein Rabbiner noch so kümmerlich leben, so steht er doch über den Königen der Erde, denn die Erforschung des Gesetzes giebt höhern Ruhm als alle alle Thaten. Daher heißt es auch im Talmud: „Es ist ein schwereres Verbrechen, etwas wider die Schriftgelehrten zu sagen, als wider die Worte des Gesetzes." — „Wer die Worte der Schule Hillels übertritt, ist des Todes schuldig," (während man einzelne Gebote Gottes ohne Todesstrafe übertreten durfte.) — „Wer sagt, die Gebetriemen (von denen der

*) Daher ist erklärlich, warum z. B. (Luc. 23) der Rabbi von Nazareth auf die Frage des Pilatus, ob er König der Juden sei, antwortet: Ja, ich bin ein König, und warum Pilatus, der wahrscheinlich den Sinn dieses Namens wußte, ohne darin eine Verletzung der schuldigen Rücksicht auf die kaiserliche Majestät Roms zu erblicken, den auf Hochverrath Klagenden erwiederte: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen." —

Eine während der Andacht um den Kopf, der Andere um den linken Arm geschnürt werden mußte,) seien Nichts, geht straflos aus, obgleich er das Gesetz Mosis (5. Mos. 6, 8) übertritt: wer aber sagt, es müssen fünf Käpselchen an den Gebetriemen hängen (darin Denkzettel aufbewahrt sind), und also zu den Worten der Schriftgelehrten etwas hinzufügt (welche nur vier Käpselchen vorschreiben), der ist (des Todes) schuldig." — „Auch wenn der Rabbine lehren würde — behaupteten die Schriftgelehrten — die linke Hand sei die Rechte, und die Rechte sei die Linke, so muß man ihm doch glauben." —

Es war aber nicht der Hochmuth allein die Veranlassung solcher gewagten Behauptungen, sondern auch die Meinung, daß die Fortdauer des gesammten Volkes durch das Ansehen seiner Gesetzgeber gesichert werden müsse. Man verlangte daher auch die größtmöglichste Hochachtung nicht nur für das alte Gesetz sondern auch für seine Erklärung. Wäre nemlich Jedem erlaubt gewesen, sich seine beliebigen Ansichten über Religion zu bilden, so hätte es soviel Sinne als Köpfe gegeben, und die Nation wäre in sich selbst bald zerfallen. Und weil das Volk die Gebote Gottes ohnehin bereitwilliger annahm, als die Satzungen der Schriftgelehrten, so verlangte man für diese mehr Ansehen als für jene. Daher sagen die talmudischen Schriften: „Wer in der Bibel studirt, der thut etwas, das eine Tugend oder auch keine Tugend ist; wer in der Mischna studirt, der thut etwas, das eine Tugend ist; wer aber in der Gemara studirt, der thut etwas, das die größte Tugend ist." —

Welche Macht die Schriftgelehrten über den gemeinen Mann ausübten, läßt sich denken. „Sie waren ihm Gehirn und Herz, Stab und Waffe, Rath und Trost, Richter und Arzt." Es gab keine religiösen Gebräuche, bei denen nicht ein Rabbi nöthig war; es war kein Freudenfest vollkommen, bei dem er fehlte. Kein Laie konnte auf die Welt kommen, beschnitten, erzogen, belehrt werden, sich verloben, heirathen, Vieh schlachten, Brod backen und sterben, ohne den Rath oder Beistand solcher Gottesmenschen. — Ihre Gewalt wurde durch den Schlüssel versinnlicht, den man einem jeden Rabbi, wenn er ordinirt (ordentlich eingesetzt) wurde, mit dem Amt „zu lösen und zu binden" übergab. *)

---

*) Jes. 22, 22: „Und ich will die Schlüssel zum Hause David auf

Für die Schriftgelehrten war es eine Lebensfrage, ob die Leute das, was ihnen als „Schrift," („heilige Schrift,") „Gottes Wort," „Offenbarung des heiligen Geistes" angepriesen wurde, auch dafür hielten. Was die Schrift, war dann auch der Schriftgelehrte. Daher galt es, zuerst das Ansehen der Schrift vollkommen ausbauen, und dann ihren Glanz auf sich hin strahlen lassen. Daß ihnen beides gelang, wird Niemand bestreiten. Ihre Pergamente sind (wenigstens theilweise) noch heute „jene Gespenster, vor denen sich alle scheuen." —

So groß aber auch das Ansehen der Schrift war, die Schriftgelehrten mußten immer mit dem erborgten Ihrigen nachhelfen. „Im Ganzen ist das schriftliche Wort ein armer Teufel, der sich nur mit der eignen Kraft durch die Welt schlägt, (wenn er deren hat), während das mündliche oder lebendige Wort (der Schriftgelehrten) durch die Rekommandation Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt." — (L. Feuerbach.)

Lebte der Jude im Geiste seiner Bibel, so lebte er eigentlich nur im Geiste seiner Schriftgelehrten. —

Es war ihr Schade nicht, wenn die Schriftgelehrten ihr eigentliches Verdienst von sich ablehnten, und sagten: „Nicht wir meinen oder wollen dies, sondern Gott; er hat es uns nur geoffenbart. — Was mußte aber der h. Geist da Alles auf sich nehmen! —

Mit welcher Hartnäckigkeit das alte Ansehen der jüdischen Schriftgelehrten noch heute gewahrt wird, weiß man.

„Wir wissen, daß unsere Worte von Gott sind". — Sie sprechen das mit einem Eifer, als wenn sie Unrecht hätten. —

---

seine Schulter legen, daß er aufthue, und Niemand zuschließe, daß er zuschließe, und Niemand aufthue," u. s. w. — Matth. 16, 19: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein" u. s. w. — Luc. 11, 52: Weh euch, Schriftgelehrte, die ihr den Schlüssel der Erkenntniß habt. Ihr kommt nicht hinein und wehrt denen, so hinein wollen." —

„Das Wort Offenbarung kann nicht auf etwas angewandt werden, was auf Erden geschieht, — sagt Th. Paine *) — und worin der Mensch selbst handelnde Person oder Zeuge ist. Folglich fallen alle geschichtlichen und erzählenden Theile der Bibel nicht in den Begriff und Umfang des Wortes Offenbarung, und sind also auch nicht das Wort Gottes.“ —

„Als Simson mit den Thoren von Gazo fortlief, (B. d. Richter 16), wenn er es je that, (und ob er es that oder nicht, kann gleichgültig sein), oder als er seine Delila besuchte, oder seine Füchse fing, (B. d. Richter 15) oder irgend etwas sonst that — was hat die Offenbarung (Gottes, des heiligen Geistes) mit diesen Dingen zu schaffen? Wenn dieselben wörtlich geschehen sind, so konnte er selbst sie erzählen; oder sein Secretär, wenn er einen hielt, konnte sie niederschreiben, wenn sie des Erzählens oder Niederschreibens werth waren; und wenn sie erdichtet waren, so konnte sie die Offenbarung nicht wahr machen; und mögen sie wahr sein oder nicht, so werden wir weder besser noch weiser, wenn wir sie wissen.“ — „Wenn wir die Unendlichkeit jenes Wesens betrachten, welches das unbegreifliche Weltall, woran das schärfste Menschenauge nur einen Theil entdecken kann, ordnet und regiert: so sollten wir uns schämen, solche armselige Mährchen (den jüdischen Schriftgelehrten nachzubeten und sie) das Wort Gottes zu nennen.“ —

„Der Mensch wird überwitzig, wo seine gründlichen Kenntnisse nicht ausreichen,“ sagt Lichtenberg, das mag den Bemühungen des Judenthums auch gelten, mit denen sie von „Gottes Wort“ sprachen. —

„Aber der heilige Geist ist bei diesen Offenbarungen doch wirksam gewesen.“ — Ganz recht (sagt Lessing) nemlich dadurch, daß er einen Jeden angetrieben hat zu schreiben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen, (oder wie er es verstanden hat.) —

---

*) Zeitalter der Vernunft I. 51.

III.

„In seinem Jehovah malte sich der Jude." —

Hat schon Jemand Gottes Gestalt gesehen oder nicht? — Das war eine der größten Streitfragen judaischer Gelehrten. Der tödtende Buchstabe der Schrift sprach dafür, ihr lebendig machender Geist dagegen. —

Die Menschheit hatte aber nie eine große Auswahl von Gestalten, die sie der Gottheit andichten konnte, weil nur sehr wenige zum Gedanken paßten. Die menschliche blieb die einzige befriedigende, vorzüglich, so lange die geistige Bildung und Einbildung der Gottgläubigen noch in der Wiege lagen. — Wenn Gott auch im Feuer, im Lichte, in der Wolke, im Winde oder in der Stimme aus Höhen und Tiefen erschien, so blieb das Bedürfniß der Gläubigen eigentlich doch unbefriedigt. Es war dem Kinde nicht genug, Spuren zu sehen, daß der Vater in seiner Nähe walte, es mochte denselben auch umfassen können. Und das war am Ende zu entschuldigen. —

Die heil. Schrift ist über jene große Streitfrage mit sich selbst im Widerspruche. Das Volk nahm, was ihm bequemer war, den Buchstaben. Die Schriftgelehrten grübelten. Daß Gott erschienen sei, war gewiß. Aber wie? —

„Neunmal hat sich der Allerhöchste auf die Erde herabgelassen und wird dasselbe noch ein zehntes Mal thun: im Garten Eden, beim Thurmbau zu Babel, in Sodoma, im Dornbusch, (wo er Moses anredete), in Sinai, zweimal in der Felsenhöhle, zweimal im Allerheiligsten der Stifshütte. Die zehnte Erscheinung wird im zukünftigen Zeitalter sein." — Dieser Glaube der Schriftgelehrten beruhte auf Aussprüchen der Mosaischen Bücher, worin aber die Erscheinung Jehovas außerdem noch öfter angezeigt ist (wie z. B. 1. Mos. 12, 7; 17, 1; 18, 1; u. a. m.)

Daß die Israeliten am Sinai Jehovah gehört und auch gesehen haben, wird wenigstens (2. Mos. 19, 9) deutlich ausgesprochen, und nur die Auslegung der Theologen mag im Stande sein, einen „geistigen Sinn" in die einfachen Worte

hineinzulegen. Die rabbinische Erklärung zu der angeführten Stelle lautet: „Die Israeliten sprachen zu Moses: Es ist unser Wunsch, daß wir aus dem Munde unseres Herrn selbst das Gesetz vernehmen. Der Unendliche sagte daher zu Moses: Gieb ihnen, was sie verlangen. Und darum heißt es: „Auf daß dieses Volk meine Worte höre.“ Weiter sprachen die Kinder Israel: „Wir wollen unsern Herrn auch sehen, denn sehen ist besser, als hören. Deßwegen stieg Gott vor den Augen des Volkes am dritten Tage auf den Berg Sinai herab.“

4. Mos. 11, 25 heißt es ebenfalls: „Da kam der Herr hernieder in der Wolke und redete mit ihm.“ —

Dagegen spricht das 33. Kapitel des 2. Buches über die Art, wie es Moses vergönnt war, Gott zu sehen, in ganz eigenthümlicher Weise (V. 20). „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“ (v. 11). „Der Herr aber redete zu Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“ — (v. 22) „Wenn denn nun meine Herrlichkeit an dir vorüber geht, will ich dich in der Felsenhöhle lassen stehen, — wenn ich dann meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nachsehen, aber mein Angesicht kann man nicht sehen.“ —

Die Schriftgelehrten hatten keine geringe Mühe, diese drei verschiedenen Stellen, die nach und neben einander in demselben Capitel stehen, in Einklang zu bringen. Daher sagten auch einige von ihnen, Moses habe nicht Jehovah selbst gesehen, sondern nur den Knoten von seinem Tephillin (Gebetriemen, das Abzeichen des Priester- und Rabbinenthums.) — Andere aber beriefen sich mit Recht auf 4. Mos. 12, 8: „Mündlich rede ich (so spricht Jehovah in der Hüttenthüre zu Aaron und Mirjam) mit ihm, und er sieht den Herrn in seiner Gestalt, nicht durch dunkle Worte oder Gleichnisse.“ —

Es ist natürlich, daß die Frage: Gesehen oder nicht gesehen ganz unentschieden blieb, da die heiligsten aller Urkunden sich selbst in keiner Weise entscheidend aussprachen. —

In späteren Erklärungen hingegen (nemlich im Talmud und seinen Zugaben) neigte sich die Meinung der Schriftgelehrten dahin, daß Gott nicht gesehen werde könne. Im Buche Henoch lautet es: „Ich sah ein Haus im Himmel und darin einen erhabenen Thron, der weiß glänzte wie Reif. Darunter strömten Bäche lodernden Feuers. Unmöglich war es

ihn anzuschauen. Ein Großer im Glanze der Majestät (also doch etwas Gestalt) saß auf dem Throne, seine Kleider waren strahlender als die Sonne, weißer als der Schnee. Kein Engel konnte den Glanz ertragen, anschauen das Antlitz des Herrlichen," u. s. w. —

Wenn übrigens Jehovah in den heiligen Schriften redete, so war seine Sprache hebräisch, und wenn gesagt wird, daß er menschliche Gestalt annahm, so war diese nothwendig keine andere, als entweder die eines Kriegsfürsten, so lange er nemlich die Israeliten im Kampfe anführte, (im Siegesgesang Mosis), oder die eines glanzumgebenen Königs, so lange das Königthum in Israel waltete, oder später die eines Hohenpriesters, und endlich die eines Rabbi, Schriftgelehrten, Pharisäers, wenn es nemlich keine höheren Persönlichkeiten im Volke gab. —

Auch der Jude konnte nichts Vornehmeres ersinnen, als andere Völker; er trug die höchste Menschlichkeit, wie sie sich in der äußerlichen Würde zeigte, auf seinen Gott über, und drückte sich dabei so aus, wie es seiner Einsicht, Bildung und — Sprachfertigkeit eben möglich war. —

Dem gemäß werden Jehovah auch die sonderbarsten Dinge von der Welt zugemuthet, welche die lebendige Phantasie des orientalischen Juden nur immer ersinnen konnte. Schade nur, daß ihm auch Schlechtes oder Ungereimtes nachgesagt wird, und die größte Kunst der Auslegung hier nicht im Stande ist, den klaren Wortlaut mancher Bibelstellen hinweg zu deuteln. — Daß sich die Menschheit in ihrer Gottheit male, scheint nicht nur eine nothwendige, sondern auch nützliche Sache zu sein. Wenigstens traten in allen Religionen, wie der gelehrte Alexandriner Philo sagt, zwei Sätze einander entgegen: Gott ist wie ein Mensch, und er ist nicht wie ein Mensch. — Beides kann veredelnd wirken. Aber das Eine müßte billiger und vernünftiger Weise stets ausgeschlossen werden: Gott könne auch wie ein schlechter Mensch, oder wohl gar noch schlimmer, als ein schlechter Mensch sein. —

---

1. Mos. 1, 31: „Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte (auch die Menschen), und siehe da, es war alles sehr

gut. (Sirach 39, 21: „Alle Werke des Herrn sind sehr gut.") — Aber 1. Mos. 6, 7 heißt es: „Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, von der Erde vertilgen, vom Menschen angefangen, bis auf die Thiere und Gewürme, und die Vögel unter dem Himmel; denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe." —

Nach 1. Mos. 12 macht Abrahm einträgliche Geschäfte mit der Schönheit seiner Frau, und überläßt dieselbe, sie für seine Schwester ausgebend, dem Pharao. Jehovah aber straft nicht ihn, sondern den getäuschten König. (v. 17). „Der Herr plagte den Pharao und sein ganzes Haus mit großen Plagen um Sarai, Abrahm's Weibes willen. Da rief Pharao den Abrahm und sagte: Warum hast du mir das gethan, und mir nicht gesagt, daß sie dein Weib sei?" — Reich beschenkt zog Abrahm ab und versuchte später noch einmal dieselbe List, 1. Mos. 20. König Abimelech ließ sich bereden und nahm Sarai zu sich. „Aber Gott kam zu ihm im Traum und sprach: „Du bist des Todes um dieses Weibes willen, denn sie ist eines andern Mannes Frau. — Abimelech antwortete: „Herr, willst du denn auch ein gerechtes Volk erwürgen? Hat er nicht zu mir gesagt, sie sei seine Schwester, und sie desgleichen, er sei ihr Bruder? Hab ich es doch gethan mit einfältigem Herzen und unschuldigen Händen." — Und der Herr? — Er sprach zu Abimelech: „Ich weiß das; so gieb nun dem Manne sein Weib, denn er ist ein Prophet, und laß ihn für dich (also den Schuldigen für den Unschuldigen) bitten, so wirst du am Leben bleiben," u. s. w. — Aber eben dieser Abrahm war es, dem Gott Verheißungen der höchsten Gnade machte, und 1. Mos. 15, 1 sagte: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und ein sehr großer Lohn," u. s. w. —

Jakob, der Erzvater hatte seinen Bruder betrogen, seinen Schwiegervater bestohlen, den Vater belogen, (1. Mos. 27 u. ff.) aber Gott sprach dennoch (1. Mos. 28) von der Spitze der Himmelsleiter herab zu ihm: „Ich bin mit dir, will dich behüten, wohin du immer ziehest, will dich nicht verlassen, bis daß sich Alles erfüllt, was ich verheißen habe." —

2. Mos. 3, 21. (Gott sprach): „Ich will diesem Volke Gnade geben vor den Egyptern, daß wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet: sondern ein jegliches Weib soll von ihrer Nachbarin und von deren Hausgenossen fordern silberne und goldene Gefäße und Kleider, die sollt ihr euren Kindern

auflegen und den Egyptern entwenden," (vielleicht wenn sie dieselben nicht gutwillig hergaben). — 2. Mos. 12, 35 spricht noch deutlicher: „Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moses (Jehovah) gesagt hatte, und von den Egyptern gefordert silberne und goldene Geräthe und Kleider. Dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Egyptern, daß sie ihnen leiheten und sie entwandten es ihnen." — In den 10 Geboten von Sinai heißt es aber: „Du sollst nicht stehlen," (oder leihen, um nicht wiederzugeben, oder fordern und erpressen.) — Ob die Egypter etwa eine besondere Erlaubniß Jehovahs anerkannten und den Diebstahl der Auswanderer entschuldigten, ist nicht zu ermitteln. Und hätten sie es gethan, würde doch nicht Unrecht zum Recht werden. —

Das 31. Capitel des 4. Buches Moses führt in unsern Bibeln (lutherischer Uebersetzung) die Ueberschrift: „Israel erhält (von Jehovah) den Sieg wider die Midianiter und große Beute", und erzählt Dinge, die man nur in der allerersten Rohheit eines gedankenlosen Glaubens Gott anmuthen konnte.

„Der Herr redete mit Moses: Räche die Kinder Israel an den Midianitern." *) — Da redete Moses mit dem Volke, und sprach: Rüstet unter euch Leute wider die Midianiter, daß sie den Herrn rächen an ihnen." — „Und sie nahmen aus den Tausenden Israels, je Tausend eines Stammes, 12 Tausend gerüstet zum Heer." — „Sie erwürgten Alles, was männlich war, darunter die (fünf) Könige der Midianiter." — „Sie nahmen gefangen die Weiber und deren Kinder, raubten all ihr Vieh, alle ihre Güter und Habe, verbrannten mit Feuer alle ihre Städte, Wohnungen und Burgen, nahmen Alles, was zu nehmen war an Menschen und Vieh, und brachten Alles zu Moses und dem Priester Eleazar." — „Aber Moses ward zornig über die Hauptleute des Heeres und sprach zu ihnen: Warum habt ihr die Weiber alle leben lassen? (Haben sie nicht unser Volk verführt?) So erwürget nun Alles, was männlich ist unter Kindern und alle Weiber, die Männer gehabt haben. Aber die Kinder, die weiblich sind, und Männer nicht gehabt haben, lasset für euch

---

*) Warum? — 4. Mos. 25, 16: Der Herr redete mit Moses: Thut den Midianitern Schaden und vertilget sie, denn sie haben euch Schaden gethan mit ihrer List."

leben."*) — „Lagert euch außer dem Lager sieben Tage, Alle, die ihr Jemanden erwürget, oder Erschlagene angerührt habt; Alles, was Feuer erleidet, sollt ihr durchs Feuer gehen lassen, und mit dem Sprengwasser entsündigen; und sollt eure Kleider waschen, so werdet ihr rein." —

„Der Herr redete weiter mit Moses: Nimm die Summe des Raubes der Gefangenen, Menschen und Vieh, du und der Priester Eleazar, und gieb die Hälfte denen, die im Heere ausgezogen sind, und die Schlachf gethan haben, die andere Hälfte gieb der Gemeinde." Es war die Ausbeute 675 Tausend Schafe, 72 Tausend Rinder, 61 Tausend Esel und (unschuldiger oder unverheiratheter) Frauen 32 Tausend. Davon sollst du (mir) dem Herrn ausheben — von der Beute der Kriegsleute — je von 500 Eine Seele an Menschen, Rindern, Eseln und Schafen, und sollst sie dem Priester Eleazar geben. Aber von der andern Hälfte der Beute — der Gemeinde zufallend — sollst du je von 50 nehmen ein Stück Gut an Menschen, Rindern, Eseln und Schafen und söllst es den Leviten geben." — „Und es geschah, wie der Herr geboten hatte. — Der Antheil des Herrn wurde 675 Schafe, 72 Rinder, 61 Esel und 32 Mädchen. — „Moses gab solche Hebe des Herrn dem Priester Eleazar, wie Jehovah geboten hatte."

Das Volk der Amalekiter war den Israeliten bei ihrer Wanderung in das gelobte Land hinderlich gewesen, und hatte dafür schwer büßen müssen, (2. Mos. 5, 17). Doch wurde diesem Volke noch nach Jahrhunderten die alte Rache nachgetragen. Im 1. Buche Samuel 15 wird erzählt, dem Könige Saul sei der Befehl Gottes zugegangen: „So spricht der Herr Zebaoth: Ich habe daran gedacht, was (das Volk) Amalek einst Israel that, und wie es ihm den Weg verlegte, da dieses aus Egypten zog; gehe hin, und schlage die Amalekiter, und verbanne sie mit Allem, was sie haben. Schone ihrer nicht, sondern tödte Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen, Schafe, Kameele und Esel." — Saul habe aber nicht strenge nach dem Wortlaute dieses Befehls gehandelt, sondern den

*) Was das Wort für euch zu bedeuten habe, möchte 5. Mos. 21, 11 bezeichnen: „Siehst du unter den Gefangenen ein schönes Weib — spricht der Herr in seinen Kriegsregeln — und hast du Lust, sie zum Weibe zu nehmen, so führe sie in dein Haus, lasse ihr das Haar abscheeren, sie sitzen in deinem Hause und beweinen einen Monat lang Vater und Mutter, dann nimm sie zur Ehe." —

besten Theil des Viehes, sogar auch den König der Amalekiter verschont. Da habe Jehovah zu Samuel gesagt: Es reuet mich, daß ich Saul zum Könige gemacht, denn er hat sich von mir abgewandt und hat meine Worte nicht erfüllt." Samuel kündigte in Folge göttlicher Weisung dem Saul an, daß ihn Gott verwerfe, und „hieb zu Gilgal vor Jehovah (eigenhändig) den verschonten König der Amalekiter in Stücke." —

Merkwürdig ist auch das 22. Capitel des 1. Buches der Chronik. Das israelitische Volk war mehrmals auf Anordnung Jehovahs nach männlichen Köpfen gezählt worden, so z. B. 4. Mos. 1, 3; 4, 3; und 26, 2. Moses vollbrachte die Aufgabe einer solchen Volkszählung, ohne daß auch nur die Ahnung einer Sünde, die in dem Zählen der Wesen liegen könnte, ausgesprochen worden wäre. In jenem benannten Buche aber erscheint das Zählen an sich als ein Werk des Teufels, worüber die Gottheit höchst böse werden kann.

„Der Satan gab dem König David ein, daß er das Volk Israel zählen ließ. Und David sprach zu dem Obersten Jacob: Gehet hin, zählet Israel, und bringet mir (die Summe), daß ich wisse, wie viele ihrer sind." — Jacob erlaubt sich, dem Könige Gegenvorstellungen zu machen, (denn über alle Gezählten hat der Teufel Gewalt," aber vergebens. Der König besteht auf seinem Befehle, der endlich auch vollzogen wird. Die Parthei Israel ergab Eilfhundert-Tausend, die Parthei Juda Vierhundert-Siebenzig-Tausend streitbarer Männer.*) Die Stämme Benjamin und Levi waren nicht mitgerechnet worden. „Dem Joab war des Königs Befehl ein Gräuel." — Aber Gott mißfiel er noch mehr; er schlug das Volk mit großer Strafe. „Und David sprach zu Gott: Ich habe gesündigt, daß ich das gethan habe, nun aber nimm weg die Missethat deines Knechtes." Gott aber entsandte einen Boten zu ihm und ließ sagen: „Dreierlei lege ich dir vor, davon wähle dir Eines, das ich dir anthun soll: entweder drei Jahre Theuerung, oder drei Monate Flucht vor dem Schwerte der Feinde, oder drei Tage das Schwert des

---

*) Dagegen spricht — freilich in höchst sonderbarer Weise — dasselbe Buch im 28. Cap. 24. v., Joab habe die Zählung nur angefangen und nicht vollendet, weil der Zorn Gottes bald über das Volk kam, so daß die Zahl dem David nicht bekannt wurde, und auch nicht in das Buch der Chronik aufgenommen werden konnte." —

Herrn, Pest im ganzen Lande." — David sprach: „Mir ist fast ängstlich, (was ich wählen soll), doch will ich lieber in die Hände des Herrn als meiner Feinde fallen. (Darum wähle ich das Dritte.) — Da ließ der Herr Pestilenz über Israel kommen, so daß siebenzig Tausend Mann fielen." — Doch „im Verderben sah der Herr darein, es reute ihn das Uebel und er sprach zum Engel des Rachedienstes: „Es ist genug!" — Nachdem die traurige Gottesthat vollendet war, sprach zwar David zu Gott: Bin ich es nicht, der das Volk zählen hieß? Ich bin es, der gesündigt und das Uebel verschuldet hat. Diese Schafe aber, was haben sie gethan? Herr, mein Gott, laß deine Hand wider mich, und meines Vaters Haus, und nicht wider mein Volk sein." — Doch scheint er hierauf keinen weiteren Bescheid erhalten zu haben, sondern der Engel ließ ihm sagen, er solle in der Tenne Arnans, des Jebusiters, (wo später der Tempel gebaut wurde) einen Altar aufrichten, was denn auch geschah. —

4. Mos. 16. „Korah, Datham und Abiron sammt etlichen andern Männern, 250 an der Zahl, die Vornehmsten der Gemeinde, Rathsherrn und „ehrliche" Leute, versammelten sich, und sprachen gegen Moses und Aaron: „Ihr treibt es zu arg; denn die ganze Gemeinde ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen; warum erhebet ihr euch über die Gemeinde des Herrn?" —

Im Grunde nahmen sie also die Alleinherrschaft Jehovahs wahr, und wollten nicht dulden, daß irgend wer sich erhebe, um die unbedingte Monarchie Gottes zu beeinträchtigen. (Nach andern Auslegungen stifteten sie Aufruhr gegen Jehovah). „Da das Moses hörte, fiel er auf sein Angesicht und sprach zu Korah und Genossen: Morgen wird der Herr kund thun, wer sein sei und ihm opfern soll. Das thut. Nehmt Pfannen, leget Feuer darein und thut Räucherwerk darauf." — „Zu Jehovah aber sprach Moses; Wende dich nicht zu ihrem Opfer; ich habe ihnen nie einen Esel weggenommen, und habe keinem aus ihnen je ein Leid gethan." —

Am andern Tage versammelte sich die ganze Gemeinde wider Moses, und der Herr forderte Moses und Aaron auf, sich von ihr zu trennen, weil er sie plötzlich zu vernichten Willens sei. Diese zwei Männer aber baten: „Ach Gott, der du bist ein Gott der Geister alles Fleisches, darum, daß Ein Mann gesündigt hat, willst Du über die ganze Gemeinde

wüthen? — Gott genehmigte ihre Bitte, „die Erde zerriß, that ihren Mund auf und verschlang sie (die drei Schuldigen). Lebendig fuhren sie hinunter in die Hölle mit Allem, was sie hatten.“ — „Dazu fuhr das Feuer aus von dem Herrn und fraß (auch noch) die 250 Männer, die das Rauchwerk opferten.“ —

Korah und seine Genossen mögen viel verschuldet haben, was soll man aber dabei denken, daß zwei Söhne Aarons darum, daß „sie fremdes Feuer“ vor Jehovah brachten, dieselbe harte Strafe zu erleiden hatten? — So lautet es 3. Mos. 10, 1. „Sie brachten fremdes Feuer vor den Herrn, solches, da er ihnen nicht befohlen hatte. Da fuhr vom Herrn ein Feuer aus, und fraß sie, daß sie starben.“ —

2. Moses 32. Als Moses zu lange auf Sinai blieb, machte „Aaron dem Volke — auf dessen Verlangen einen Götzen, (das goldene Kalb: Sinnbild des Sonnendienstes). „Reißet die goldenen Ohrringe von den Ohren der Weiber, Söhne und Töchter ab und bringet sie mir, daraus die Götter zu gießen, die euch aus Egypten geführt haben.“ So hatte Aaron gesprochen, und dabei ausrufen lassen: „Morgen ist das Fest des Herrn.“ Das Volk stand des andern Tages auf, opferte, aß, trank und spielte. „Jehovah aber sprach zu Moses: Gehe, steige hinab, denn dein Volk ist verderbt. — Ich sehe, daß es ein halsstarriges Volk ist.“ „Nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse. Dann will ich dich (allein) zum großen Volke machen.“ — Moses aber bat um Gnade. „Also gereute es wieder den Herrn, dem Volke solches Uebel gedroht zu haben.“ Moses dagegen stieg herab, versammelte die Leviten um sich, bewaffnete sie und ließ 3000 Mann aus dem Volke tödten, mit der ausdrücklichen Mahnung, weder den Nächsten und Freund, noch den Bruder zu verschonen. — Jehovah aber hat sich dennoch eine besondere Strafe auch vorbehalten. „Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt.“ Und als ob er sich selber nicht ganz traute, sendete er von nun an seinen Engel als Führer nach Canaan. „Damit ich dich nicht unterweges auffresse, will ich mit dir nicht ziehen, denn du bist ein halsstarriges Volk.“ (2. Mos. 33, 3).

Das Alles sind nur wenige, einzelne und geringe Beispiele, welche darthun, wie menschlich, oft sogar unmenschlich das Bild der Gottheit aussah, welches die Juden in ihren hei-

heiligen Schriften ausmalten, die größeren, grelleren und zahlreicheren sind der Aufmerksamkeit des Bibel-Lesers überlassen.

Wer die heiligen Judenschriften unpartheiisch und vorurtheilsfrei durchmustert, wird mitten unter jenen unwürdigen Darstellungen Jehovahs auch gute edle, und schöne Züge, von Meisterhand zart und wahr ausgeführt, vorfinden, wird ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und nur bedauern, daß die ganze Malerei so bunt ausgefallen sei.

Menschliche Hoheit und Gemeinheit, Güte und Barbarei, Innigkeit und Unredlichkeit, Wahrheit und Unsinn, Habsucht, Eigennutz und Klugheit, Muth und Wandelbarkeit, Kleinlichkeit, Laune, oder um es zu sagen: der Juden Tugenden und Laster lieferten die Farben zum Bilde Jehovah's.

Man prüfe einmal nur folgende hochpoetische Bibelstellen nach Herder's freier Uebersetzung:

(Psalm 8.) „Jehovah, unser Herr,
Wie sehr verherrlicht die weite Erde dich,
Sie, die dem Himmel dein Lob entgegen bringt!
Schon in des Kindes und des Säuglings Munde
Erschallet laut dein Lob, dem Feind entgegen,
Auf daß verstumme der tobende Feind.
Denn blick' ich auf zum Himmel, von deiner Hand bereitet,
Auf zu dem Mond, den Sternen, die du schuf'st:
Was ist der Mensch, daß du noch sein gedenkest,
Der Menschensohn, daß du noch für ihn sorgst."

(Psalm 19.) „Gottes Größe preisen die Himmel,
Der Aether verkündet seiner Hände Werk.
Ein Tag strömt zu dem Andern,
Und eine Nacht tönt es zur Andern,
Kein Volk giebt's, keine Sprache, die nicht ihre Stimme hörte.
Ueber die ganze Erde verbreitet sich ihr Schall,
Und ihre Rede zum Weltende hin,
Hin bis zur Sonne, die am Himmel waltet."

(Psalm 90.) „Herr, unsere Zuflucht warst du stets
Von einem Menschenalter bis zum Andern;
Noch ehe gebildet wurden die Berge,
Ehe sie zitternd der Erdkreis gebar,
Vom Anbeginn bis zu der Zeiten Ende bist du, Gott!

Du streckest Menschen nieder in den Staub,
Und rufst der Nachwelt: Kehre wieder! —
(Psalm 102.) „Du bist's, der ehehin die Welt gegründet,
Die Himmel alle sind deiner Hände Werk;
Zwar sie vergeh'n, doch du stehst feste. —
Wie ein Gewand veralten sie;
Du wechselst sie, gleich einem Kleid; sie sind erneut,
Du bist derselbe und deine Jahre enden nie." —
(Psalm Assaph.) „Ich wandle immerhin vor dir,
Du fassest mich bei deiner rechten Hand,
Und leitest mich nach deiner Vorsicht Plan,
Und nimmst mich ehrenvoll einst auf.
Was wünschte ich im Himmel,
Was auf der Erde neben dir?
D'rum schmachte immer diese Hülle hin,
Des Herzens Trost, mein Schutz, bleibt ewig Gott." —
(Jesaias 46.) Jehovah spricht:
„Der Himmel ist mein Thron, die Erde meiner Füße Schemel!
Wo ist der Tempel, den ihr bauen könnt?
Und wo die Stätte meiner Ruh?
(Hiob 26.) „Vor ihm erbeben des Schattenreichs Beherrscher,
Tief unten das Meer und seine Bewohner;
Vor ihm liegt das Todtenreich enthüllet,
Und ohne Decke der Abgrund.
Er breitet den Nordwind aus über den Luftraum,
Und hänget die Erde an Nichts:
In das Gewölke knüpft er die Wogen,
Und unter ihnen reißt die Wolke nicht.
Er breitet seinen Thron darüber aus
Und umhüllet ihn mit Wolken.
Er hat dem Meeresraum sein Ziel gesetzt,
Dem Lichte, wo es im Dunkel sich verliert.
Er peitscht durch seine Macht das Meer,
Und bändigt dessen Stolz durch seine Klugheit.
Ein Hauch von ihm, so ist der Himmel heiter,
Ein Hauch der Rede nur, den wir von ihm vernehmen,
Den Donner seiner Kraft, wer fasset ihn?
(Hiob 38.) „Wo warst du, Mensch, als ich die Erde gründete,
Sag's an, wenn du so weise bist? —
Wer bestimmte ihren Umkreis, weißt du es?
Oder wer zog die Meßschnur über sie?

Worauf stehen ihre Grundpfeiler eingesenkt,
Oder wer hat ihren Eckstein gelegt?" —
„Wer setzte Schleusen dem Meere,
Als es hervorbrach aus der Mutter Schooß;
Als ich zum Gewand es mit Wolken umhüllte,
Und es einwickelte in Nebel;
Als ich meinen Plan an ihm vollführte,
Ihm Damm und Schleußen setzte,
Und ihm gebot: Bis hierher komme, weiter nicht,
Hier sollen brechen die brausenden Wogen." —
„Gebotest du, weil du lebst, dem Morgenroth,
Und wiesest seinen Ort der Dämmerung an,
Daß sie der Erde Enden ergreift,
Und die Räuber von ihr abschüttelt?
(Hiob 35.) „Blick staunend auf zum Himmel, auf zu den Wolken fern von dir.
Sündigst du, was schadest du ihm, häufst du Verbrechen, was schadet es ihm?
Bist du fromm, was nützt es ihm? Was hat er von dir?" —
„Dem Menschen, wie du, lohnt dein Frevel,
Und dem Menschenkind deine Tugend." —

Der Name, den ein Volk seiner Gottheit zulegt, bedeutet in der Regel mehr, als sonst Namen bedeuten, mehr, als die Nothwendigkeit, das höchste Wesen von den andern Niederen zu unterscheiden: er ist zugleich auch ein Ausdruck der Bildung und Denkungsart derjenigen, die sich seiner bedienen. Das Judenthum hat im Laufe der Zeiten, verschiedene Stufen religiöser Bildung erstiegen, und demgemäß zur Bezeichnung des höchsten Wesens verschiedene Namen angewendet. Zwar verbot ihr „Gesetz" den Gebrauch mehrerer Gottes-Namen, aber dieses selbe Gesetz war es, das sein eigenes Verbot zuerst übertrat.

Im 2. Buch Moses 3, 13 wird Folgendes gesagt: „Moses sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme, und zu ihnen spreche: der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesendet — und sie fragen: Wie heißt sein Name? was soll ich ihnen sagen? (Hatte denn Moses, der beständig mit Gott verkehrte, selbst noch keinen Begriff von ihm, um erst

nach seinem Namen zu fragen?) — Gott antwortete: „Ich werde sein, der ich sein werde. Also sollst du den Kindern Israel sagen: der: „Ich werde sein" hat mich zu euch gesendet, der Herr, Gott eurer Väter. Das ist mein Name ewiglich." —

Dieser ausdrücklichen Weisung sollte nach rabbinischer Meinung das Wort Jehovah am meisten entsprechen. Darin lag nemlich eine Bedeutung, die sich sowohl dem Befehle anpassen, als auch sonst überall gut anwenden ließ, nemlich: „Gott," „der Beständige und Treue," „der Dauernde," „Unveränderliche und ewig Würdige;" „der da ist, der da war und der da kommt;" „der Anfang und das Ende;" das a und o (Jao), der erste und letzte Buchstabe der Sprache (des Aussprechlichen), „der Glänzende," „Leuchtende," „Vater des Lichtes," (Lichtgott), der in einem Strahlenschimmer wohnt, welchem Niemand (kein Auge) zukommen kann," — u. s. w.*)

Dieser Name wurde als der heiligste und eigentlichste (unter vielen Andern) angesehen. Außerordentliches wußte man von seiner Kraft zu erzählen. Zu der Stelle 2. Moses 28, 30. „Und sollst du in das Amtsschildlein (das die Hohenpriester auf der Brust trugen,) thun Licht und Recht" u. s. w. fügt eine erklärende, heilige Schrift der Rabbiner (Targ. Jerus.) bei: „Darin eingegraben und eingeprägt ist der große und heilige Name, durch den die 310 Welten erschaffen sind. Wer immer diesen heiligen Namen in Stunden der Noth aus dem Ge-

*) Eigentlich ist die gelehrte Welt über das, was der Name Jehovah (auch Jave, Jah, Jahvo, Jao) strenge zu bedeuten habe, nicht recht einig. (Jave klingt beinahe wie Jovis, der griechische Name des Allerhöchsten der Götter.) Auffallend ist, daß die Orakelsprüche des Apollo in Griechenland den Namen des höchsten Gottes ausdrücklich Jao nannten. (So bei Macrobius Saturn. 1, 18.) — Unter einer alten Bildsäule der egyptischen Gottheit Isis las man die Worte: „Ich bin, was ist," und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte Inschrift: „Ich bin alles, was ist und war und sein wird, und kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." — Im Tempel des Schlangengottes Serapis trugen Priester den Namen Jao oder Ihaho an der Brust und Stirn. — Für den Laien muß beiläufig noch bemerkt werden, daß die Hebräer in ihrer Schrift keine Vokale zeichneten, und der Name Jehovah nur mit den vier Zeichen J, h, v und h geschrieben wurde. Daher konnte man sie auch Ihavoh und Ihaho, Jahvo und Jao aussprechen. — Ob die Juden den Namen nicht schon aus Egypten mitgebracht haben, ist allerdings noch zu beweisen. —

dächtnisse hersagt, wird gerettet, und werden ihm die Geheimnisse offenbar.“ —*)

Durch die Kraft dieses Namens, sagte man, hat Moses den Egypter getödtet. Salomo, dessen hohe Weisheit zum Sprüchwort geworden, soll die Zeichen desselben in einem Ringe eingegraben bei sich getragen haben. — Daher mag auch das strenge Verbot gekommen sein: „du sollst den Namen Gottes nicht (zu Zauberkünsten und Hexereien) mißbrauchen.“ — Nur der Hohepriester durfte einmal im Jahre, am großen Versöhnungsfeste, diesen heiligen Namen aussprechen. —

So erklärt sich auch das Wort des Jeremias 14: „Ach, Herr, hilf uns, um deines Namen willen.“ — „Du bist ja doch unter uns, und wir heißen nach deinem Namen,“ (das Volk, das immer sein wird). — „So spricht der Herr von den Propheten, die in seinem Namen (durch dessen Kraft) weissagen,“ u. s. w. — Oder Joel 2, 26: „Daß ihr ge-

---

*) In einer der von Juden verfaßten Schmähschriften, welche gegen den Rabbi von Nazareth verbreitet wurden, wird erzählt, dieser Jeschu habe durch die Kraft des Gottesnamens, dessen er sich mit Hülfe Beelzebubs bemächtigt hätte, die berühmten Wunderheilungen vollbracht. Damals — heißt es da — war der unaussprechliche Name Gottes im Tempel eingegraben auf dem Eckstein (demselben, auf welchem nach 1. Moses 28. Jakob geschlafen hatte.) Da aber die Weisen (Schriftgelehrten und dergl.) fürchteten, daß etwa wißbegierige Jünglinge diesen Namen lernen möchten und die Welt damit zerstören könnten — was Gott verhüten wolle — so machten sie zwei eherne Löwen, die sie vor dem Eingang des Allerheiligsten aufstellten. Wenn nun Jemand dort hineingegangen war, und den heiligen Namen gelernt hatte, so bellten ihn beim Herausgehen die Löwen an, und verursachten, daß seinem Geiste aus Furcht und Bestürzung der Name entfiel und vergessen wurde. — Da sich nun von Jeschu das Gerücht verbreitet hatte, daß er ein unehelicher Sohn sei, (also nach 5. Moses 23, 2. nicht in die Gemeine, noch weniger in den Tempel kommen sollte) schlich er sich heimlich in das Allerheiligste, lernte daselbst die heiligen Schriften, schrieb den unaussprechlichen Namen auf Pergament, und verbarg dasselbe in die Wunde, die er sich in's Fleisch geschnitten und dazu den Namen ausgesprochen hatte (um keine Schmerzen zu haben). Auch machte er, (in Kraft dieses Namens), daß die Schnittwunde über jenem Pergamente wieder fest zusammen wuchs. — Da er nun zur Thüre herausging, bellten ihn die Löwen an, weshalb er den Namen vergaß. Dann begab er sich außerhalb der Stadt, schnitt sein Fleisch auf, nahm die Schrift heraus, und nachdem er die Zeichen genau untersucht hatte, behielt er den Namen“ u. s. w.

Es mag hier diese Sage weiter nichts nachweisen, als den Umstand, daß der Glaube an die wunderbare Kraft des göttlichen Namens ein allgemeiner war. —

nug zu essen haben, und den Namen des Herrn preisen sollet, der Wunder gethan hat unter euch" — (und 5) „Es soll geschehen, daß, wer den Namen des Herrn anruft, errettet wird." — (Daher wohl auch das evangelische Austreiben der Teufel u. s. w. im Namen Gottes). —

Die ältesten gebräuchlichen Namen der Gottheit waren jedoch El, Eloah, oder Elohim. — El bedeutet Größe und Stärke (im Arabischen den Wohlthäter); daher es z. B. in Beth El das Haus des Allmächtigen, (1. Kön. 12, 38) oder in Gabriel, Michael, Raphael und dgl. „dem Allmächtigen angehörig" bedeutet. Zur Verstärkung des Begriffes sagte man auch El El, (gleichsam Gottgott oder Herrherr). Aus El wurde Eloah gebildet, in der vielfachen Zahl Elohim — später im Arabischen oder Muhamedanischen Allah — das in unseren Bibelübersetzungen ebenso wie alle andern göttlichen Benennungen mit „Herr," oder Gott bezeichnet wird, (so z. B. Psalm 50, 1 oder Hiob 3, 23 u. a.) *)

Der Name Elohim — Götter — wurde auch Dämonen, Götzen, Obrigkeiten oder Schatten der Verstorbenen gegeben. So z. B. 2. Moses 21, 5: „Spricht der Knecht: Ich habe meinen Herrn lieb — ich will nicht frei sein, so bringe ihn sein Herr vor die Götter, (Richter), halte ihn an die Thüre oder Pfosten, und durchbohre ihm mit einem Pfriemen das Ohr; dann sei er Knecht auf ewig." — 1. Samuel 28, 13: „Der König sprach zu ihr (der Hexe in Endor): Was siehst du? Das Weib sprach zu Saul: Ich sehe Götter aus der Erde heraufsteigen."

Gott hieß auch Zebaoth, Herr der Sterne, der himmlischen Heerschaaren, Krieger und mit ihrer Hilfe Sieger. (2. Mos. 15, 3.) „Der Herr ist ein rechter Kriegsmann." — (B. der Richter 5, 20.) „Vom Himmel ward wider sie gestritten; die Sterne in ihren Läufen kämpften gegen Sissera." (Anführer der feindlichen Heerschaaren im gelobten Lande Canaan.) — (v. 23.) „Fluchet der Stadt Meros, sprach der Engel des Herrn, fluchet ihren Bürgern, das sie dem Herrn nicht zu Hilfe kommen." — Dazu wird (im B. Sohar) die Erklärung gegeben: „Hier ist ein Geheimniß enthalten, nemlich, als der Hochgelobte der Matrone (dem heil. Geist) die Weltregierung über-

---

*) Auf einer der Freundschafts-Inseln heißt der höchste Gott noch jetzt Alo, Alo. (Cooks Reise.)

geben hatte, waren seine Kampfgenossen Sterne (Engel). Darunter war aber Einer nicht, denn er ist in Ewigkeit verflucht, (bei Jesaias 14, 12: „der vom Himmel Gestürzte“ „Morgenstern,“ „Luzifer“); es kamen auch andere Sterne, welche jener Verworfene anführte, und die alle mit untergingen, — Eine andere Schrift (Midr. Tanchum) sagt zu 2. Mos. 3, 13: „Gott sprach zu Moses: Du verlangst meinen Namen zu wissen? Als Richter der Creatur heiße ich Elohim, und wenn ich mit dem Gottlosen Krieg führe Zebaoth.“ —

In den vielen andern Namen, welche bei Bezeichnung ihrer Eigenschaften der Gottheit gegeben wurden, und die z. B. in den Psalmen häufig vorkommen, wie „der Eifersüchtige,“ „leicht zu erzürnen,“ „der Rächer,“ „Strafende“ u. a., kamen noch diejenigen, welche später von Schriftgelehrten erfunden worden sind, als: „der heilige Alte,“ „der heilige Hochgelobte,“ (Sanctus Benedictus), „der Mann mit dem großen Antlitz,“ „der Alte der Tage,“ „der Ort“ und dergl. — Etwas sonderbar klingt der Name, welcher in unserer Sprache wiedergegeben, „Ort“ bedeutet. „Unsere Rabbiner nennen ihn den Ort, weil jeder Ort seiner Ehre voll ist,“ lautet die Erklärung der Schriftgelehrten. Philo in Alexandrien sagte dagegen, „das höchste Wesen heiße so, weil es außerhalb der Welt gleichsam ihre Gränze sei; denn Gott umfasse Alles (die runde Welt, Erde), werde aber von nichts umfaßt. Daher heiße es im 90. Psalm: „Herr, du bist unser Ort. (Martin Luther übersetzte „Zuflucht.“) —

In einer der jüdischen Religionsschriften neuen Testamentes (Avoda Sara) wird gesagt: „Von den zwölf Stunden, welche der Tag hat, sitzet Gott die drei ersten hin und studirt im Gesetze, (gleichsam wie Schriftgelehrte und Rabbiner); in den nächsten drei sitzt er und regiert die ganze Welt (als König und Richter). Da er aber sieht, daß die ganze Welt schlecht (schuldig) ist, verläßt er den Thron des Gerichtes und setzt sich auf den Stuhl der Gnade. In den nächsten drei Stunden sitzt er und speiset die ganze Welt (ein Bild des besorgten Hausvaters). In den drei übrigen spielt er mit dem (Riesenfisch) Leviathan, wie geschrieben steht (Psalm 104, 26): „du hast den Leviathan geschaffen, daß du mit ihm spielen kannst.“ *)

---

*) In der Lutherischen Uebersetzung lautet diese Stelle ganz anders: „da sind Wallfische, die du gemacht hast, daß sie darin scherzen.“ —

Rabbi Acha der Galiläer hat gesagt: „Seit das Haus des Heiligthums (der Tempel zu Jerusalem durch die Römer) zerstört ist, scherzt der hochgelobte Gott nicht mehr. Und woher wissen wir, daß er nicht mehr spielt? Daher, daß (in Isaias 22, 12) geschrieben steht: „Darum wird der Herr Zebaoth zu der Zeit rufen lassen, daß man weine und klage, sein Haupt scheere und Sackleinwand trage (Säcke anziehe)." — „Was thut nun Gott seit jenem Tage (der Zerstörung) im letzten Viertel des Tages? Er sitzt und unterrichtet die (verstorbenen) Schulkinder wie geschrieben steht (Isaias 28, 9) „Wen soll er lehren die Erkenntniß, wen soll er hören lassen seine Predigt? Die Entwöhnten von der Milch, die von der Mutterbrust abgethan sind." — Was thut Gott bei Nacht?" (Avoda Sara) „Er setzt sich auf den schnellsten Cherub, und reitet durch die 18000 von ihm erschaffenen Welten, wie geschrieben steht (Psalm 68, 18): Zwei Tausend Myriaden Wagen besitzt Gott." *)

Als König der himmlischen Heerschaaren ist Jehovah — im Glauben der jüdischen Schriftgelehrten — von einem Hofstaate der Engel umgeben, den er zusammenruft, mit dem er berathschlagt, dem er Aufträge ertheilt u. dgl. m. So heißt es (in Sanhedrin Bab). „R. Jochanan hat gesagt: Der heilige, hochgelobte Gott thut nichts, bevor er mit dem obersten Hausgesinde berathschlagt hat, wie geschrieben steht (Daniel 4, 14): Solches ist im Rathe der Wächter beschlossen und dieses Begehren ist durch das Wort der Heiligen bestätigt," oder nach Luthers Uebersetzung: „und im Gespräch der Heiligen berathschlagt." — Ebenso (in Sanh. Jerus.): „Nie verrichtet Gott eine Sache, sie sei denn zuvor berathen im obern Gerichthaus. Woraus beweiset man dieß? Aus dem Spruche Daniel 10, 1: „Ein wahres Wort und ein großes Heer!" „Wann ist es ein

---

*) Lutherisch: „Der Wagen Gottes sind viel tausend mal Tausend, der Herr ist unter ihnen (wie in einer Wagenburg) im heil. Sinai." — Das Hin- und Herfahren der Gottheit ist ein durchaus biblischer Begriff. Z. B. (1. Moses 11, 5): „Da fuhr der Herr hernieder (zum Bau) um zu sehen die Stadt und den Thurm, so die Menschenkinder machten." Und 1. Moses 18, 21: „(Der Herr sprach:) Ich will hinabfahren und sehen, ob sie (Bewohner von Sodom und Gomorra) das Alles gethan haben, (dessen sie angeklagt sind)." — Daher wohl auch feurige Rosse und Wagen häufig, wie z. B. in dem wunderbaren Gesicht 2. Kön. 6, 18. — bei der Himmelfahrt des Elias 2. Kön. 2, 11 oder Sirach 48, 9 u. a. vorkommen. —

wahres Wort? Wenn darüber berathschlagt ist im obern Gerichtshause.“ — „Rabbi Elieser hat gesagt: Ueberall, wo geschrieben steht, Jehovah Elohim, da ist Gott und das obere Gericht gemeint.“ — „Rabbi Judan hat gesagt: Wenn Gott Gutes giebt, berathschlagt er mit Niemand, wenn er aber nimmt (wie z. B. dem Hiob 1, 21), berathschlagt er mit dem oberen Hof. Dieß erhellet daraus, daß in obiger Stelle (Hiob 1, 2) bei dem Namen Gottes jenes Wörtchen steht, welches und bezeichnet: Vajehovah (und der Herr). Darüber lehrt R. Eliefer, überall, wo in der Schrift der Buchstabe Und vor Jehovah stehe, sei Gott und sein Gerichtshaus gemeint.“ — „Der Grund, woraus dieses bewiesen wird, ist 1. Könige 22, 23: Und Gott hat Böses über dich geredet,“ d. h. im Rathe Gottes ist deiner Uebelthaten Erwähnung geschehen.“ u. s. w.

Eine auffallende Bibelstelle, in der sich Gott selbst mit dem Teufel bespricht, ist im B. Hiob 1, 6 zu lesen: „Es begab sich auf einen Tag, da die Kinder Gottes (die Engel) kamen, und vor den Herrn traten, war Satan auch unter ihnen. Der Herr aber sprach zum Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn: Ich habe das Land durchzogen. Der Herr aber sagte zum Satan: Hast du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Seinesgleichen ist nicht im Lande, schlecht (schlicht) und gerecht, gottesfürchtig, meidet das Böse, und hält noch fest an seiner Frömmigkeit; du aber hast mich bewogen, daß ich ihn ohne Ursache verdorben habe. Satan antwortete (höhnisch): „Haut für Haut; Alles, was Einer hat, läßt er für sein Leben. (Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast du doch ihn, sein Haus und Alles, was er hat, rings umher verwahrt. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande). Aber recke deine Hand aus, und taste an Alles, was er hat, was gilt's, er wird dich ins Angesicht segnen. (Ein Sprichwort der Juden für das schimpfliche: „Zornig ins Gesicht speien.“) — Der Herr (nicht beleidigt) zum Satan sprach: Sieh, alles was er hat, sei in deine Hand gegeben, allein an ihn selbst lege deine Hand nicht. Da ging der Satan aus von dem Herrn, schlug Hiob mit bösen Geschwüren,“ u. s. w. — *)

Die Engel sind, — dem alten Judenglauben gemäß —

*) Der Prolog im Himmel in Göthe's Faust ist wohl dieser biblischen Darstellung nachgebildet.

Diener Gottes, die seine Befehle vollziehen, und Beisitzer seines Gerichtes, die das Recht der Bestimmung haben.*) „Drei Schlüssel hat sich Gott jedoch in allen Fällen vorbehalten — so sagte man — und überträgt sie zur Vollziehung seines Willens an keinen seiner Diener: „die Schlüssel des Lebens, des Regens und der Auferstehung vom Tode." — (Daß hier der Regen eine so große Bedeutung hat, liegt in der Beschaffenheit des Landes, das die Israeliten einst bewohnten. Daher verheißt auch die Gottheit in 3. Mos. 26, 4: „So will ich euch Regen geben zu seiner Zeit" und 5. Mos. 11, 13: „Werdet ihr meine Gebote hören" u. s. w. „so will ich eurem Lande Regen geben, Frühregen und Spätregen, zu rechter Zeit, daß du einsammelst Getreide, Most und Oel.")

Zu den alltäglichsten Beschäftigungen Gottes wird in allen heil. Schriften des jüdischen Alterthums fast einmüthig das Anhören der Lobgesänge gezählt. Besonders werde, so meinten die Schriftausleger, der Anbruch des Tages („Morgenwache") mit Lobgesang gefeiert, obwohl (nach dem Buche Sohar) fünf Chöre der Engel auch bei Nacht (in den drei Wachen) Hymnen singen. —

War auch, nach dem Glauben der Schriftgelehrten, die Weltschöpfung völlig fertig geworden, so verlangte doch die Regierung des Alls vielfache Zeit und Anstrengung von Seiten Gottes und der Engel, die zu ihren Verrichtungen beständig abgesendet werden mußten. Der Umfang dieser Beschäftigung läßt sich aus der theologischen Annahme ermessen, daß die Zahl der dienenden Engel endlos sei. „Aus jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes geht, wird ein Engel erschaffen, wie geschrieben steht" im Psalm 33, 6, sagt Rabbi Jonathan." — Da ferner ein jeder von ihnen „nur ein einziges Geschäft und niemals zwei" verrichtet, so ist die Abordnung (Expedition) dieser zahllosen Geschäftsträger ein ganz besonderes Wunder, welches die Gottheit beständig vollbringt. — Es ist kein Ding auf der Welt, (heißt es im Jalkut Chadasch,) auch nicht ein Kräutlein, über welches nicht ein Engel gesetzt sei, und Alles geschieht nach dem Befehl des-

*) Auch in der christlichen Judenschrift, Offenbarung Johannis, beschreibt der Verfasser den Thron Gottes, um welchen 24 Aelteste versammelt sind, die die höchsten Rathschlüsse mit lautem Beifall begrüßen. Sie sitzen auf Stühlen, wenn sie Gericht halten, u. s. w. —

selben Vorgesetzten.“ — So erzählt auch unter andern der Talmud: „Zu der Zeit als der gottlose König Nebukadnezar die drei frommen Männer in den feurigen Ofen werfen ließ, ist Jorkemo, der Fürst (Engel) des Hagels, vor den heiligen Gott getreten, und hat gesprochen: Herr der Welt, ich will hinabfahren, den Ofen kalt machen und die Gerechten erlösen. Da rief Gabriel: Du bist der Fürst des Hagels, (das Feuer geht dich nichts an), ich aber, der ich der Fürst des Feuers bin, will den Ofen inwendig kalt, auswendig aber heiß machen.“ — *)

Eine große Arbeit erwartet den heiligen hochgelobten Gott noch am Ende der Zeiten: das Weltgericht, das nach Behauptungen der Schriftgelehrten wenigstens 100 Jahre, — also viel länger als die Schöpfung — dauern und sich über alle Menschen, besonders aber über die Nichtbeschnittenen, ausdehnen wird. In der Avoda Sara heißt es u. A.: In der künftigen Welt wird der hochgelobte Gott das Gesetzbuch in seinen Busen nehmen, und von dem Throne des Gerichtes herabrufen: Wer dieses Gesetz erfüllt hat, der komme her und empfange seinen Lohn. Sogleich werden alle Völker bunt durcheinander herbeiströmen. Aber Gott wird ihnen befehlen einzeln und in Ordnung heranzukommen. Zuerst wird das römische Reich auftreten. Der Herr fragt sie: Was habt ihr in der Welt gethan? Sie antworten: Herr der Welt! wir habeu viele Marktplätze eingerichtet, Bäder gebaut, Gold und Silber gesammelt, und zwar Alles zu Gunsten der Kinder Israel, damit sie sich ungestört mit dem Gesetze beschäftigen können. Aber der Herr antwortet: Ihr Elenden, was ihr gethan habt, das habt ihr für euch gethan; ihr habt Marktplätze eingerichtet, um liederliche Frauen darin zu haben, ihr habt Bäder gebaut eurer Wollust wegen, und was das Gold und Silber betrifft, so gehört dasselbe mein, wie geschriebeu steht (Hagg. 2, 9): Mein ist Beides, Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth.“ Ist Einer unter euch, der dieses (das Gesetz)

---

*) Im Buche der Offenbarung Johannis kommt ein Engel (aus der Unterwelt) vor, der beordert ist über die Heuschrecken (9, 11); ein Anderer, der aus dem Altar ging und Macht über das Feuer hat (14, 18); ein Dritter, der in der Sonne steht, mit großer Stimme schreit, und zu den Vögeln spricht: „Kommt, versammelt euch zu dem Abendmahl Gottes“ (19, 17); dann Viere, denen die Weisung zugekommen ist, Erde und Meer zu beschädigen (7, 2) u. dgl. m.

erfüllt hat? — Sogleich gehen die Römer fort mit Heulen und Klagen. Nach ihnen kommt das persische Reich." u. s. w. u. s. w.

In den alten Religionsschriften der Juden finden sich auch Sätze, welche darthun, daß man einst, wenigstens in der Geheimnißlehre der Schriftgelehrten, Gott als mannweibliches Urwesen darstellte.

Grübelnde Beobachter der Natur kamen leicht zu dem Glauben, daß die Entstehung und Neubildung der Geschöpfe nur dann geschehe, wenn sich die Geschlechter vereinigen. Als die Gottheit die ganze Welt aus sich selbst erschuf — dachten sie — muß auch wohl eine solche geschlechtliche Vereinigung Statt gefunden haben.

In der That zeigt sich bei vielen alten Völkern ein solcher Glaube. Ihr Gott Schöpfer hat in der Regel neben oder in sich die weibliche Kraft — in Indien hieß sie Sakti — mit welcher er nicht nur mannweiblich, sondern auch geschwisterlich zusammengewachsen ist. So hatte — in der gläubigen Vorstellung — Gott Brahma seine Schwester und Frau Brahmani, Gott Indra die Indrani, Gott Ruthra die Ruthrani, Gott Kala die Kali u. s. w. als Mitschöpferin zur Seite. — Nur da, wo die Menschen das weibliche Wesen als etwas Unvollkommenes und Unreines verachteten, und dasselbe ihren höchsten Gottheiten nicht zumuthen wollten, trat eine kleine Veränderung dieser Vorstellung ein. An die Stelle der Gottesfrauen kam da ein zweites männliches (aber doch entgegengesetztes) Wesen, welches als Bruder der Gottheit die weibliche Mitwirkung ersetzte. So z. B. waren — im Glauben der gelehrten Hindus — Gott Wischnu (bedeutet Feuchte) und Gott Siwa (bedeutet Feuer) Brüder, die miteinander die Erhaltung der geschaffenen Welt durch Fortpflanzung der Wesen besorgten, eine Glaubensansicht, die jedenfalls den Erscheinungen in der Natur abgelauscht war. Aus der Wärme und Feuchte entsteht alles Sichtbare. —

Bei den Juden konnte der Glaube an ein mannweibliches Gotteswesen im Allgemeinen nicht wohl aufkommen, weil das Gebot, „nur an Einen Gott zu glauben" und die Mißachtung des weiblichen Geschlechtes vorwalteten. Nichts destoweniger drang er in die Geheimlehren vieler Schriftgelehrten ein, die sogar in der Bibel einen festen Anhaltspunkt zu finden wußten. Im 1. Buche Mosis 1, 26 und 27 heißt es: Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das

uns gleich sei," — und er schuf den Menschen ihm zum Bilde, ein Männlein und Fräulein." — Die Schriftgelehrten mußten fragen: Zu wem sprach Gott, als er sagte: Lasset uns machen? Wenn der geschaffene Mensch, Adam, zuerst Mann und Frau in Einem, ein Bild Gottes war, mußte nicht in dem Schöpfer die Vereinigung der Geschlechter früher vorhanden sein? — Ausdrücklich sagt die Bibel, daß der neuerschaffene Mensch anfangs Mannweib war, und daß erst später das Weib aus ihm herausgenommen wurde. *)

Die Gelehrten in ihren Forschungen fanden bald, zu wem Gott gesprochen hatte: Lasset uns machen. Es war „sein Geist," der im Hebräischen weiblichen Geschlechtes gedacht wurde. **)

Vom heiligen Geiste Gottes ist in den Religionsschriften der Juden oft — wenngleich nicht immer mit gleichen Benennungen — die Rede, und zwar so, daß er von Jehova ausdrücklich unterschieden wird, und als eine zweite Persönlichkeit des Einen Gottes erscheint. Schon bei der Weltschöpfung ist er in voller Thätigkeit. „Er schwebt über dem Wasser," wie ein Vogel brütend, oder auch wie der warme Aether, das Wasser zertheilend, (auftrocknend), während sich Gott damit beschäftigt, die Dinge werden zu lassen. — Der heilige Geist brachte auch Welten hervor (Psalm 33, 6), und schuf den Men-

---

*) „Gott nahm eine Rippe aus dem schlafenden Adam und bildete daraus das Weib." Das alt-hebräische Wort, welches hier mit „Rippe" übersetzt ist, bedeutet auch noch „das Becken des Körpers." Dieser letzte Begriff eignet sich zur Erklärung besser als der sinnlose eines bloßen Rippenknochens. Die Bibelstelle erhält dadurch ihr Verständniß, daß Gott „das weibliche Wesen", das in Adam steckte, und mit ihm erschaffen war, aus ihm herausnahm. —

**) Der Kirchenschriftsteller Hieronymus schreibt (in seinem Commentar zu Isaias 40, 11): „Die Hebräer behaupten, und es ist darüber nicht der mindeste Zweifel, daß „der heilige Geist" in ihrer Sprache weiblichen Geschlechtes genannt werde." — „Daher sagen sie, in der Stelle (Psalm 123, 3): siehe, wie die Augen der Magd auf die Hände der Herrin gerichtet sind" u. s. w. — bedeute das Wort „Magd" die Seele des Menschen, das Wort „Herrin" aber den „heiligen Geist." — „Und auch in jenem Evangelium, welches die Nazaräer (Judenchristen) das der Hebräer nennen, spreche der Herr (Christus): „da nahm mich meine Mutter, der heilige Geist, bei einem meiner Haare, und führte mich auf den Berg Tabor." — (Das Evangelium der Hebräer, von dem hier die Rede ist, war älter, als die vier gegenwärtig bekannten, ist aber verloren gegangen. Einige der alten Kirchenschriftsteller kannten es, und führten gelegentlich Stellen daraus an, wie Hieronymus hier.) —

schen (Hiob 33, 4); er legte Träume aus (1. Mos. 41, 38), und warnte die himmlischen Urmenschen vor Lastern (1. Mos. 6, 3); er leitete die Künstlerhand Bezaleels (2. Mos. 31, 3) und begeisterte den treulosen Bileam (4. Mos. 24, 2); er schuf den gefühllosen König Saul zur allgemeinen Bewunderung in einen Dichter und Sänger um; er ist (als Weisheit) Freundin Gottes, steht an dessen Thron und hilft bei der Weltregierung; er wird von Gott gegeben, genommen, da und dorthin gesendet oder zurückberufen, belebt in Kraft eines göttlichen Befehles die Propheten, u. dgl. m. — Noch deutlicher sprechen sich die Rabbinen aus, wenn sie solche Bibelstellen erklären. Im Buche Sohar wird Gott als ein männliches, der heilige Geist als ein weibliches Urwesen in unzweideutiger Weise dargestellt, während außerdem behauptet wird, „die dieser (biblischen) Schöpfung vorangegangenen Welten hätten darum keinen sichern und dauerhaften Bestand gehabt, weil der Alte (Gott), dessen Name geheiligt sei noch nicht Gestalt angenommen habe, eine Gestalt, die sich in beiden Geschlechtern darstellte.“ —

Daß bei den gelehrten Juden zur Zeit der Entstehung und Verbreitung des Christenthums, ein solcher Glaube schon geherrscht habe, sieht man auch deutlich aus den Streit- und Zankschriften jener Zeit, in denen derlei Ansichten bekämpft und widerlegt werden. So heißt es in Einer derselben, (1 B. Rekognitionen): Glaubet doch ja nicht, es gebe zwei unerschaffene Gottheiten, oder Eine, die getheilt ist in Zwei, oder wie die Gottlosen sagen — eine männliche und weibliche Erzeugung der einen Gottheit selbst.“ — „In Gefahr sind die Kinder der Gottlosen, die es richtig zu begreifen glauben, (während sie den ewigen Gott lästern), indem sie ihn für mannweiblich halten.“ — In einem andern Buche (Clementinen) wird die „Irrlehre“ selbst angeführt und widerlegt: „Nach der Lehre der heiligen Schrift — sagte der Gegner — sind offenbar zwei Schöpfer, denn es heißt ja: Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde“ u. s. w. Dagegen wird erwiedert: „Es ist nur Einer, der das zu seiner Weisheit (zum heiligen Geiste) gesagt hat. Ihr, als seinem Geiste, wohnt er beständig bei; sie ist mit ihm als Seele verbunden, wird aber von ihm ausgestreckt, wie eine Hand, welche die Welt schafft. Deshalb ward auch nur Ein Mensch gebildet, aus dem dann (erst später) das Weibliche hervorging.“ Es wird hier bestritten, daß es zwei Urgottheiten gebe, aber zugegeben, daß der Eine

Gott sich in zwei Erscheinungen (und zwar mannweiblich) geoffenbart habe. — *)

Von dem Glauben an Gott Vater und Gott Mutter hatte man zum Glauben an Gott Sohn nicht mehr weit. Andere Völker hatten bereits eine solche Dreieinigkeit, darin war der Sohn entweder die erschaffene Welt oder der Urmensch: doch in den Geheimlehren der Rabbinen sowie in den Schulen der Alexandrinischen Philosophen ist das Erzeugniß göttlicher Zweieinigkeit ein Wesen, das in griechischer Sprache „Logos" heißt. In's Deutsche und Lateinische wird dieser Name nur halbgenau mit „Wort" übersetzt. („Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott selbst war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht." — — „Und das Wort ist Fleisch geworden, hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit." (Evang. Johannis) — Es hatte dieses „Wort" jedoch mehr zu bedeuten. — Der jüdische Gelehrte Philo verstand darunter den „Sohn Gottes." — Er schrieb in geheim dunklen Worten: „Der ewige Logos des ewigen Gottes ist das Haupt der Welt, unter welchem das Weltall, wie die Füße und übrigen Glieder des Leibes angebracht sind; und über der Welt steht er, beständig über sie hingehend, doch nicht deshalb, weil er Herr ist, sitzt er über die Welt hingehend; denn sein Sitz ist neben Gott, seinem Vater: sondern weil er der Welt zu ihrer Vervollständigung nöthig ist," u. s. w. —

Das Bild einer göttlichen Drei ist übrigens in dem Rabbinerbuche Sohar am deutlichsten ausgemalt. Rechts ist der

---

*) So könnte man sich vielleicht auch die Bibelstelle 4. Mos. 28, 11—13 erklären. Jehovah begehrt für sich ein Opfer von Semmelmehl, das nach Jeremias 7, 18 von Ehesegen wünschenden Frauen in der Neu- und Vollmondszeit der Göttin Mond dargebracht zu werden pflegte. Jeremias sagt: „Die Kinder lesen Holz, (spricht der Herr,) die Väter machen das Feuer an, und die Weiber kneten den Teig, daß sie der Melecheth des Himmels (Ehegöttin Mond) Kuchen backen, und Trankopfer den fremden Göttern geben, und mir Verdruß machen," u. s. w. — In der oben angeführten mosaischen Stelle wird geboten (derlei) Kuchen dem Herrn, „für ihn zum Speiseopfer," darzubringen. „Des ersten Tages eurer Monate sollt ihr dem Herrn ein Brandopfer bringen, zwei junge Farren, einen Widder, sieben jährige Lämmer ohne Wandel (makel- und fehlerlos), und je drei Zehenten Semmelmehl zum Speiseopfer mit Oehl gemengt" u. s. w. —

Vater, „die rechte Säule," „der Alte der Tage," „der Mann mit dem großen Antlitz;" links die Mutter, „der heilige Geist," „die linke Säule," „die Weisheit," und in der Mitte der Sohn, „die mittlere Säule," „der Mann mit dem kleinen Antlitz," „die Erkenntniß," endlich auch „Zerschneider der Welt" genannt, (ein besonderer Ausdruck der Geheimlehre, der sich auf die unendliche Zertheilung des Weltstoffes in kaum wahrnehmbare Gegenstände bezieht.) —

Auch eine andere Judenschrift, (die älter ist, als alle vorhandenen christlichen Urkunden), das Buch Henoch, spricht umständlich und deutlich über den dreieinigen Gott. (Kap. 60:) „Der Herr der Geister (der höchste Gott) setzt hier den Auserwählten („Sohn" auch Sohn des Mannes," „Sohn des Weibes" genannt) auf den Thron der Herrlichkeit." — „Dann wird der Auserwählte rufen alle Kräfte des Himmels, alle Heiligen u. s. w. alle Engel der (beiden) Herren, nemlich des Auserwählten und der andern Kraft, welche auf Erden über den Wassern schwebte an jenem Tage, (heilg. Geist;) vereint werden sie ihre Stimme erheben" u. s. w. — (Kap. 48.) „Ehe die Sonne und die Zeichen (der Nacht) geschaffen wurden, ehe die Sterne des Himmels gebildet waren, wurde der Name des Auserwählten (schon) angerufen vor dem Herrn der Geister. — Er wohnte bei ihm, ehe die Welt geschaffen war." u. s. w. —

Daher haben einige Schriftgelehrte die drei Männer, welche dem Abraham (1. Moses 18.) erschienen sind, und sich von ihm haben bewirthen lassen, für den Einen Gott erklärt.

Aus demselben Grunde erzählt sogar der Kirchenschriftgelehrte Origenes, sein hebräischer Lehrer habe behauptet, daß die Juden auch jene zwei Seraphin, welche in Jesai.6, 3. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth" rufen, für den eingebornen Sohn Gottes und heiligen Geist halten."

Der Glaube an eine göttliche Dreieinigkeit ist demnach zwar in den Geheimlehren jüdischer Schriftgelehrten deutlich genug ausgesprochen, aber daraus folgt nicht, daß die Masse des Volkes davon wußte, oder gar denselben theilte. Dafür war es ja Geheimlehre. —

Merkwürdig bleibt aber immer, daß selbst die denkendsten und geistreichsten Männer des jüdischen Alterthums, wenn sie von Gott etwas aussagen wollten, nur auf Menschenmalerei (Familiengemälde) verfielen.

„Ich sehe da ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart

unterrichteter und gebildeter Menschen; wie mochte es erst aussehen im großen Publikum.“ (Göthe.)

Dem großen Haufen war es mindestens gewiß eben so schwer wie einem jeden Schriftgelehrten, sich die Gottheit ohne menschlichen Unsinn vorzustellen. Ob das nicht am Ende verzeihlich ist? — Aber so Schlimmes wußte kaum ein Volk des heidnischen Alterthums seinen Göttern nachzusagen, als der Jude seinem Jehovah: und das ist kaum zu entschuldigen. Wahrlich ein schlechter Dank für den heiligen Bund, für die Erlösung aus egyptischer Knechtschaft, für alle die Verheißungen! —

Man spricht mit Schaudern von der Grausamkeit und Rohheit mancher Völker vergangener Zeiten, von dem unheilvollen Uebermuthe kampf- und sieggewohnter Barbaren: aber die oberflächliche Erzählung dessen allein, was die Israeliten unter Anführung und auf Befehl Jehovah's in Vernichtung der Bewohner Canaans geleistet haben, reihet sich an das Unerhörte. —

„Man sagt: Die Heiden haben ihre Laster den Göttern beigelegt; der jüdische Gott dagegen ist jähzorniger, gemüthloser, grausamer, willkührlicher, als je der olympische Zeus der Griechen gewesen.“ (Fr. v. Raumer.)

Es wird oft genug das Gemüth des Menschen zum Zeugen angerufen, daß — um nur eines Beispieles zu erwähnen — der Befehl an Abraham, sein einziges, langersehntes Kind mit eigner Hand zu schlachten, von einem gütigen Menschenvater nicht ausgegangen sein könnte. M. Luther sprach einmal (in seinen Tischreden) davon, wie dem Abraham zu Sinne gewesen sein müßte, da er seinen liebsten Sohn opfern wollte: „Welch ein Herzklopfen wird er da gehabt haben, daß er sein einziges Kind hat würgen sollen. Er wird der Sarah nichts davon gesagt haben: derselbe Gang wird ihm sauer angekommen sein. Wahrlich, ich wollte mit Gott disputiren, wenn er mir solches anmuthete.“ —

Der einfachste Menschenverstand muß sich sagen, der wahre Gott könne es nicht gewesen sein, dem man Ungerechtigkeit, Willkühr, Laune, Rache u. dgl. m. andichten durfte. — Die alt-jüdischen Religionsurkunden sprechen aber auch noch von Bosheit, Albernheit und Unsittlichkeit. — In diesem Sinne wäre wahr, was im Briefe an die Hebräer gesagt wird (10, 31.): „Schrecklich ist es, in die Hände des (eines solchen)

lebendigen Gottes zu fallen." — Darum wird auch jedes Kind fragen müssen: Glaubten die Juden an den wahren Gott? — Oder vielmehr: Kann das der wahre Gott sein, an den sie glaubten? —

In den alt-jüdischen Schilderungen der Gottesbefehle und Gottesthaten liegt eine Offenbarung, aber eine menschliche: es offenbart sich darin klar und deutlich, der einstige Charakter der jüdischen Nation. Mit ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung bessert sich auch der Gottesbegriff. Daher sind die groben Laster und Ausschweifungen des demoralisirten Volkes der Anfang, die versöhnenden und künstlichen Geheimnißlehren schlauer Schriftgelehrten das Ende des Jehovah-gemäldes zu nennen. Wie grob sind z. B. die ersten Vorstellungen der nomadisirenden Horden Israels, und wie ganz anders spricht sich später das mildere und gütigere Dichtergemüth in den Psalmen, im Buche Hiob, Sirach u. A. aus! —

„Schönes nur (und Vernünftiges) geziemt von Göttern zu verkünden Sterblichen." — (Pindar.)

Wo das aber nicht geschieht, verweigert die Vernunft Glauben und Gehorsam. Von einer göttlichen Offenbarung kann dann keine Rede sein. Selbst als Stoff zur Geschichte werden die alten Vorstellungen bedenklich.

„So manches spricht die Sage tief bedeutungsvoll,
Doch wenn ihr sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht ihr sie zum Mährchen, zwecklos toll,
Und den lebendigen Geist in ihr macht ihr zu nichte." —
(Sallet.)

Wenn man aus all den (angeführten) Verirrungen der alt-jüdischen Menschengott-Malerei das Eigentliche, Wesentliche und Urspüngliche hervorsucht, so findet man auch bei den Juden

„das Eine aller alten Völker, wie es sagten aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, Jedes in seiner Sprache. — (S. 91.)

Das Volk Jehovah's sagte es in der Seinen, anfangs roh, wie seine Vorstellungs- und Ausdrucksweise, dann nach und nach immer feiner und — verwickelter, wie seine Bildung war. —

Was Alles mit der Zeit und durch die Grübeleien der Gotterfüllten Schriftgelehrten aus Jehovah geworden ist,

zeigen allerdings die angeführten Beispiele von Geheimlehren. Wenn man aber in den ältesten Religionsurkunden genau nachliest, was er ursprünglich und eigentlich gewesen, dann sieht man, welch einen langen Weg der Gestaltung sein Begriff im Glauben des Volkes zurücklegen mußte, um nur einigermaßen „Gott im Geist und in der Wahrheit" zu werden. — Von daher bleiben auch gewisse Merkmale übrig, die vom Ursprunge der Gottes-Idee zeugten. So z. B. das Licht.

War das jüdische Volk nicht ursprünglich ein Nomadenvolk, und ist es nicht aus der weitverzweigten Völkerfamilie der Semiten hervorgegangen? — Was ist begreiflicher, als daß es anfangs auch die gemeinsame (semitische) Naturreligion hatte, deren Hauptsache die allgemeine, einfache und leichte Verehrung des Sonnenlichtes war. Licht ist die Allen empfindbare Quelle des Lebens und Wohlseins. „Ohne Licht war ja Alles wüste und leer." (1. Mos. 1.) Die geheiligten Religions-Urkunden der Juden bezeugen auch, daß nicht nur ihre ursprüngliche Religion eine Lichtreligion war, sondern daß sie es auch dann noch blieb, als sich der allgemeine Lichtgott nach und nach zum besonderen Jehovah in eben dem Maaße umgebildet hatte, wie das Volk zu einer getrennten, absonderlichen und eigenthümlichen Juden-Nation wurde. —

War aber die Gottheit, die man später Jehovah (S. 149.) nannte, früher das sinnlich empfundene höchste Wesen, und ward sie nach und nach erst ein geistig gedachtes: so konnte man doch auch später das Eine nicht unterlassen, wenn man sie beschreiben wollte oder mußte, immer wieder von Licht, Glanz, Feuer und dergleichen zu sprechen *). —

*) Daß Jehovah ursprünglich eine Lichtgottheit war, und als solche von den Juden ebenso verehrt wurde, wie es nicht nur bei allen semitischen Völkerschaften, sondern überhaupt und im Allgemeinen mit Lichtgöttern Sitte und Gebrauch war: davon findet, wer die Mühe des Nachforschens nicht scheut, schon in der Bibel allein zahlreiche Beweise. Die Sagen und Klagen, daß sich das Volk den Sonnengöttern und ihrem Dienste geweiht habe, wiederholen sich nicht allein in dem ganzen Schriftwerke, sondern erstrecken sich bis tief herab in die Zeiten der Könige von Juda und Israel.

„Aarons Söhne werden (3. Mos. 10) vom Feuer, das aus Jehovah fährt, ergriffen und verzehrt, weil sie fremdes (nicht anbefohlenes, sondern götzendienerisches) Feuer dem Herrn darbrachten und Strauchwerk darauf legten." — Von Baal Peor, dem Lichtgotte der Moabiter, an den sich das israelitische Volk hängte, ist 4. Mos. 25 und Hosea 9, 10 die Rede. — Das goldene Kalb (2. Mos. 32) ist nichts anderes als die

Darstellung des allgemeinen Sinnbildes der goldenen Sonne. Ochsen, Stiere, Kälber (Stier als Frühlingsstern) waren bei allen alten Völkern dem Lichte geweihte Thiere. Daher ist begreiflich, was die Worte in dieser angeführten Bibelstelle sagen sollen: „Auf, macht uns Götter, die vor uns hergehen," (wie die Feuersäule in der Wüste, wie das glänzende Licht des Tagessternes u. s. w.) — „Das sind Deine Götter, Israel, die Dich aus Egypten geführt haben." — Ebenso bestimmt, wo nicht stärker, sprechen Josua 24, 23 — Ezech. 20, 7 — Amos 5, 25. Dieser sagt: „Habt ihr vom Hause Israel mir in der Wüste die 40 Jahre lang Schlacht- und Speiseopfer gebracht? Ja wohl. Ihr truget den Sichut (die Hütte Molochs, das Zelt des Stiers), euern König, und Chiun, euer Bild, den Stern eures Gottes, welchen ihr euch selbst gemacht hattet." — Daß die gleiche Verehrung auch dem Monde, der weiblichen Lichtgottheit, dargebracht wurde, zeigen viele Bibelstellen, in denen von Astharoth, neben Baal, als dessen Gattin die Rede ist. Bei andern semitischen Völkerschaften hieß sie Astarte, die Gattin des Lichtgottes. (Zu Babylon war es Melitta, in Arabien Alilat, in Assyrien Semiramis u. s. w.) — Unter den darauf bezüglichen Stellen sind zu nennen: B. d. Richt. 2, 13 — 10, 6; 1. Sam. 7, 3—12, 10. — Der Dienst dieser Göttin forderte unter Anderm den Tanz und die langen (weiblichen) Gewänder der Priester.

Ein sicheres und allgemeines Zeichen des Lichtdienstes war das Menschenopfer und dessen Ersatz, die Beschneidung. —

Nicht als Prüfung des Gehorsams konnte (1. Mos. 22) an Abraham der Befehl ergehen, sein Kind zu schlachten, wenn die Kinderopfer nicht ohnehin üblich waren. „Deine Fülle und Thränen — heißt es an dieser Stelle — sollst du nicht verziehen, deinen ersten Sohn sollst du mir geben. —

Bei Ezech. (20, 26) wird gesagt: „Ich (Jehovah) verwarf sie mit ihrem Opfer, da sie alle Erstgeburt mit Feuer verbrannten."

(2. Chronik 33, 6): „Er (Manasse) ließ seine Söhne durch's Feuer gehen (dem Sonnengotte zum Opfer) im Thale Hinnom."

Andere Beweisstellen sind Richt. 11, 30 — 1. Sam. 15, 33 — 3. Mos. 28, 28 — 5. Mos. 13, 13 — u. 20, 16 — Ezech. 23, 39. —

Alle Erstgeburt sollte Gott geheiligt sein, und wenn sie ihm nicht wirklich dargebracht wurde, mußte eine Ablösung derselben erfolgen. 2. Mos. 13. „Heilige mir alle Erstgeburt unter Menschen und Vieh, denn sie sind mein." (— 34, 20): „die Erstgeburt deiner Söhne sollst Du auslösen, und daß Niemand vor mir leer erscheine."

Bei allen Völkern traten an die Stelle der Menschenopfer zuerst einzelne Gliedertheile des menschlichen Körpers, Blut, Haare, Nägel, Haut, und als dies auch zu unbequem wurde, Thiere, namentlich die der Sonne geweihten Kälber, junge Widder, Lämmer. (In Tauris z. B. und in Aricia begnügte sich die Menschenopfer heischende Göttin Diana mit der blutigen Geißelung ihrer Priester.) Die Baalspriester (1. Kön. 18, 28) ritzten sich am Altare blutig. Beim Tode von Verwandten pflegte man Hauteinschnitte zu machen. Bei den Israeliten traten in solche Stellvertretung ein die Haut der männlichen Kinder und das Lamm (Osterlamm.)

Die Beschneidung hatte vorzüglich diesen geheimen Grund, nemlich die Aufopferung eines Theils (jenes Körpergliedes, dessen Dasein lebenbedingend ist), damit nicht das ganze Leben gefordert wurde (1. Mos.

17, 23 — 2. Mos. 5, 25). In Egypten pflegten die Priester nur sich und nicht die Laien zu beschneiden. Weil Israel, das ganze Volk, ein Gott geweihtes, priesterliches war — wie es in 2. Mos. 19, ausdrücklich heißt — darum mußten Alle beschnitten werden. —

Das Osterfest war eigentlich ein Sonnenfest, welches von den alten (vorzüglich semitischen) Völkern im Frühlinge, der Geburtszeit des neuen Lichtes, gefeiert wurde. Der jüdische Name Passah (Ostern) bedeutet eigentlichst „Durchbruch", „Aufgang", „Auferstehung", und bezieht sich auf das Wiedererscheinen der Lichtgottheit nach trüber Winterszeit. Das Lamm, welches da geopfert wurde, (Agni Seite 93, auch Widder) stand in vielfacher Beziehung zu dem Tagesgestirn, wenn es in das Himmelszeichen des Widders eintrat. —

Wie bei allen Lichtverehrern wurden auch bei den Israeliten der Gottheit Berge geweiht: sie sind dem Lichte näher; da scheint es zu wohnen; (Jehovah auf Sinai, auf Zion u. A.). Wer auf Berge stieg, war dem Allerhöchsten näher. Hier konnte man mit ihm sprechen. (Moses). — Der Israeliten Jehovah war vorzüglich ein Gebirgsgott. —

Die meisten Könige von Juda und Israel waren Licht- (Javeh) Verehrer. — Saul ließ z. B. (1. Sam. 14, 33) vom Volke Ochsen zu Ehren der Gottheit schlachten und deren Fleisch genießen, wobei er einen Altar („den ersten") errichtete. — David bediente sich bei verschiedenen Gelegenheiten (1. Sam. 21, 9, — 23, 6, — 30, 7) des goldenen Stierkleides der Priester, genannt Ephod, als wunderkräftigen Mittels, und ließ (2. Sam. 12, 31 — 21, 6. 9) zu Ehren Molochs große Metzeleien „gebannter" Feinde vornehmen. Vor die Bundeslade, welche sogar (1. Sam. 14, 18) als Gottes Orakel befragt wurde, und die Niemand ansehen sollte, wurden nur die gewöhnlich dem Sonnengotte geweihten Rinder gespannt, (1. Sam. 4, — 1. Kön. 18, 25) und der König tanzte, nach Art eines Sonnenpriesters, vor derselben einher. Salomo, der den goldenen Götzendienst mannigfach unterstützte, (1. Kön. 11, 5—7; 2. Kön. 23, 13), baute einen Tempel, dessen innere und äußere Einrichtung, Verzierung und Ausstattung vorzüglich Sonnenlicht-Bedeutung hatte, z. B. die zwei 10 Ellen hohen goldenen Cherubime, (1. Kön. 6, 23), Reitvögel Jehova's (S. 153. ebenso wie die Greife des griechischen Sonnengottes Apollo); die Löwen (1. Kön. 7, 29 und 36) im Tempel, wie auch am königlichen Throne; (1. Kön. 10, 19,) die allgemein beliebten Sinnbilder des Lichtes, Granatäpfel, als Säulenknäufe und goldene Kugeln; die zwei Obelisken vor dem Tempel (1. Kön. 7, 15. 22.), in Egypten als Nachbildungen der Strahlenkraft gewöhnlich; der siebenarmige Leuchter; das riesige Becken „Meer" genannt, (1. Kön. 7, 23) 10 Ellen weit, auf zwölf Rindern stehend; u. dgl. m. — Spätere Könige pflanzten sogar „Sonnenrosse" am Eingange des Tempels auf, wie aus 2. Kön. 23, 11 ersichtlich ist, und an den Pforten desselben saßen Weiber (Ezech. 8, 14) den Tod des Thamuz (im Winternebel begrabenen Sonnenjünglings) beweinend, oder (2. Kön. 23, 7) Zelte für die Lichtgöttin Asthera webend, während das Volk Israel, (Ezech. 23, 39), wenn es seine Kinder dem Sonnengotte geopfert hatte, unbefangen in den Tempel trat. — Wie die Sonnengottheit unter der Regierung der Könige verehrt wurde, weisen zahlreiche Bibelstellen nach, als z. B. 1. Kön. 12, 28; — 2. Kön. 16, 3—16; — 17, 10; — 21, 7 — Jeremias 22, 9; 25, 3; 44, 16; — Ezech. 8, 3—11; — 16, 39 u. A. m.

IV.

Himmel und Hölle, Welt und Teufel, siehe da, großes Spielzeug kleiner Theologen. —

Hätten die Verfasser altjüdischer Religionsschriften jene Naturkenntnisse besessen, welche die Gegenwart auszeichnen, gäbe es in den Händen der Juden (und Christen) gewiß auch eine ganz andere Bibel. Vieles von dem darin enthaltenen, geheiligten „Gotteswort" hätte dann der Offenbarungsgeist anders, Manches gar nicht ausgesprochen, und den Schriftgelehrten zweier Jahrtausende wäre manche sauere Mühe der Erklärung, mancher Verdruß, Zank, Zweifel, manche — Lüge erspart worden. —

Und je mehr sich in Zukunft die Naturwissenschaften vervollkommnen, desto stärker wird jenen Schriften der Vorwurf gemacht werden, daß sie von einem sehr unwissenden oder mindestens sehr verschwiegenen Geiste eingegeben worden sind.

Das Bereich dessen, was man da Welt nannte, war für die Sehkraft des einstigen Menschenauges ziemlich eine Kleinigkeit. Man beurtheilte sie einfach nach dem Augenschein. So offenbarte sie der heilige Geist der Israeliten. — Die Erde, heute nur der kleinere unter den vielen, großen Planeten Eines der zahllosen Sonnensysteme, war — für den damaligen Glauben — der Hauptplatz, die Grundlage des Ganzen. Ueber ihr schwebte das Gewölbe eines siebenfachen Himmelsgebäudes. Sonne, Mond und Sterne waren bloß oben befestigt, und nichts weiter, als freundliche Lichter, bestimmt den Tag zu erhellen, die Nacht zu verschönern. Sonne und Mond bewegten sich, aber sie blieben auch auf Josuas Befehl stehen. —

Die Welt, in Himmel und Erde sichtbar bestehend, wurde für groß, sehr groß befunden, nur der Maaßstab war etwas klein. Man maaß sie nach Länge und Breite. „Die Welt ist 60 Mal so groß, als das ganze Mohrenland, (heißt es in den alt-rabbinischen Erklärungen,) dieses 60 Mal

so groß als Egypten und dieses ist 400 Meilen lang und breit.“ —

(Wenn hier 400 nicht die Weltzahl bedeutet und ein Geheimniß (wie Seite 84) die Sache ganz ungewiß läßt, so lautet die Rechnung auf etwa 1½ Millionen Meilen Länge und Breite. Unsere Naturforscher dagegen geben den Durchmesser nur allein des Sonnensystems, zu dem unsere Erde gehört, auf 3600 Millionen Meilen an. Und doch ist dies unser Sonnensystem erst nur ein Tropfen im Weltenmeere. —)

Dieser einfache Glaube der Juden drehte sich um eine höchst magere und kurze Nachricht ihrer Bibel (1. B. Moses 1. u. 2. Cap.), die noch dazu so unklar war, daß sich die Meinungen der Schriftgelehrten erst mühsam zum Verständniß derselben empor helfen mußten. Sie thaten es, so gut es nur immer gehen mochte. — Wenn sie jedoch aufrichtig gewesen wären, hätten sie sich nebenbei auch über den „Geist der Offenbarung“ beklagen müssen, daß er nicht nur gar so wortarm und zurückhaltend, sondern obendrein gar noch zweifelhaft, unstät und ungenau war, und daß er vielweniger die natürliche Wißbegierde befriedigte, als vielmehr unnöthiges Gezänke und peinliche Uneinigkeit bei denen veranlaßte, die das „Wort Gottes weiter zu predigen hatten. *)

In jener biblischen Nachricht ist die Anordnung und Reihefolge der entstandenen Weltdinge das Bedenkwürdigste. „Im Anfange machte Gott Himmel und Erde.“ — „Die Erde war wüste und leer.“ Da schuf er zuerst das Licht und darauf die Himmelsveste (indem er die Finsterniß abtrennte, und das Wasser oben von dem Wasser unten schied). Dann sonderte sich das Wasser der Erde vom festen Lande ab, und wuchsen auf diesem Gräser, Kräuter aller Art. —

---

*) Noch jetzt bemühen sich zahllose Theologen, dem Geiste der Offenbarung in der Schöpfungsgeschichte nachzuhelfen. Obwohl ihnen sonst an dem „eitlen und thörichten Menschenverstande“ wenig gelegen ist, so wird es ihnen immer doch sehr lieb, sagen zu können, die Aussprüche der Bibel stimmen mit dem überein, was der Menschenverstand lehre. Es ist nicht zu läugnen, daß Manchem aus ihnen gelingt, diese Harmonie in höchst geistreicher Weise darzulegen. So z. B. Ennemoser: Geist des Menschen in der Natur. Stuttgart 1849. S. 21 u. ff. wo sehr gut nachgewiesen wird, wie die biblische Schöpfungsgeschichte mit unseren Naturwissenschaften übereinstimmt. — Da taugt „Meister-Verstand“ doch noch etwas, wohl viel, anderswo ist er dagegen höchstens nur eine Schwäche des Menschen, wo nicht sein Unglück. —

Darnach entstanden erst die Lichter des Himmels, Sonne, Mond und Sterne, dann Fische und Vögel, Thiere, vorzüglich Gewürm, endlich der Mensch. —

Die Menschwerdung selbst wird in derselben Nachricht etwas mehr erläutert und zwar in doppelter Weise, anders im 1. und anders im 2. Capitel. Im Ersten heißt es (v. 26 nach Luthers Uebersetzung): „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen (in vielfacher Zahl) machen, ein Bild, daß uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere, und über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh, die ganze Erde, über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen — ein Männlein und Fräulein, segnete sie" 2c. Und sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. „Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag. Also ward vollendet der Himmel und die Erde mit ihrem ganzen Heer — und Gott ruhte am 7. Tage." — Im folgenden Capitel dagegen lautet es, so (v. 7): „Gott der Herr machte den Menschen (in einfacher Zahl) aus dem Erdenkloß, und blies ihm den lebendigen Odem in die Nase. Also ward der Mensch eine lebendige Seele." — (v. 16): „Und der Herr gebot dem Menschen, (da er noch allein war,) und sprach: du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten, aber vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sollst du nicht essen, (denn das wäre dein Tod). — Darauf erst (v. 18) sprach Gott: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei." —

Jedoch muß der Mensch zuvor eine große Thierschau vornehmen, und „einem jeglichen Vieh, Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen" geben. (Wie lange der arme Adam bei dieser übermenschlichen Arbeit zugebracht habe, brauchen die Schriftgelehrten nicht zu wissen.) — Aber für ihn ward dabei (noch immer) keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. — „Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, nahm eine seiner Rippen, baute daraus ein Weib und brachte sie zu ihm." „Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen,

darum daß sie vom Manne genommen ist." „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen, (fügt prophetisch der selbst vater- und mutterlose erste Mensch hinzu), und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein Ein Fleisch." —

Doch den ersten Wohnort der neugeschaffenen Menschen giebt die heilige Urkunde ziemlich genau an, (1. Mos. 2, 8: Nachdem Alles vollendet und gut war), „pflanzte Gott der Herr einen Garten in Eden (im Paradiese) gegen Morgen (Sonnenaufgang), und setzte den Menschen darein, den er gemacht hatte. — „Und es ging aus von (diesem) Eden ein Strom, den Garten zu wässern, der sich in 4 Hauptwässer abtheilte. Das Erste heißt Pison, es fließt um das ganze Land Hevila, (da findet man Gold und Edelsteine); das Andere heißt Gihon, und fließt um ganz Mohrenland; das Dritte heißt Hidekel, und fließt vor Assyrien: das Vierte heißt Phrat." —

Nach dieser Beschreibung also wäre die asiatische Hochebene von Kaschemir das Urheimathland des Menschenthums gewesen; dafür geben es wenigstens die Naturforscher aus, während fast alle neueren „Gottesgelehrten" ihrer Meinung nur ungerne beistimmen. Hier in diesem wunderbaren Erdstriche, sind nemlich die vier genannten Ströme zu finden und haben zum Theil noch dieselben Namen: Pison, der allen Hindus geheiligte Ganges, vom heiligen Berge Meru kommend; Gihon, der Oxus, welchen die Araber noch heute also benennen; Hidekel ist der Tigris, von dem auch Daniel (10, 4) spricht, und Phrat ist Euphrat. — Man nennt das Land dieser vier Ströme noch immer „das Paradies" von Indien, weil es der Berge wegen eine sehr gemäßigte Luft und das vortrefflichste Wasser hat, weil der Boden voll Ueppigkeit ist und die herrlichsten Pflanzen erzeugt, weil das Land mit Thiergeschlechtern aller Art, vorzüglich mit Hausthieren bereichert ist, u. dgl. m.

Ob hier der erste Mensch (in einfacher oder zweifacher Zahl) wirklich gelebt hat, ist für den Gläubigen eine gleichgültige oder überflüssige Frage, denn er denkt nicht an seine Erde, wenn er vom Paradies spricht. Das aber ist gewiß, daß die Gegend dieser vier genannten Flüsse, wenn sie das einstige Bibel-Paradies der Menschen gewesen ist, es jetzt auch noch ist, und zwar nicht vom heiligen Geiste blos geoffenbaret, sondern täglich neu geschaffen, ein Eden wie sich es die üppigste Phantasie nur immer träumen kann. Die vielen glücklichen Menschen, welche hier gelebt haben und noch leben, haben gewiß

nie etwas davon bemerkt, daß (nach 1. Moses 3, 24) „ein Cherub mit flammendem Schwerte die Menschheit von hier ausgetrieben hat, und den Garten bewacht, zu bewahren den Weg zum Baum des Lebens.“ —

Unter den verschiedenen alt-rabbinischen Erklärungen der Schöpfungsgeschichte machen sich auch folgende bemerklich:

(Pirke Eliezer 3): „Durch zehn Und ist die Welt entstanden; sie sind: Und Gott sprach, es werde Licht; und Gott sprach, es werde das Gewölbe (des Himmels); und Gott sprach, das Wasser fließe zusammen; und Gott sprach, die Erde bringe Kräuter hervor; und Gott sprach, es gebe Lichter; und Gott sprach, das Wasser erzeuge Gewürm; und Gott sprach, die Erde sei fruchtbar; und Gott sprach, laßt uns einen Menschen machen; und Gott sprach, seht ich gab euch; und Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ — Hier brauchten die Rabbiner offenbar zehn schöpferische Und, und schafften dieselben mit Gewalt herbei, während ihrer (der schöpferischen) im Bibeltexte eigentlich kaum acht sind. — Man that es indessen nicht ohne gewichtige Ursachen. Die Schöpfungszahl Zehn mußte wenigstens den zehn Geboten von Sinai entsprechen, die den Gelehrten Grundlage aller Religion waren. —

„Sieben Dinge, meinten die vielwissenden, jüdischen Gottesgelehrten weiter, sind schon vor der Welt erschaffen worden: das Gesetz, die Buße, der Garten Eden, die Hölle, der Thron der Herrlichkeit, das Haus des Heiligthums und — der Name Messias.“ —

Dagegen wurden zehn Dinge gleich nach Gründung von Himmel und Erde gebildet. (Pirke Asoth): „Zehn Dinge sind erschaffen worden am ersten Freitage in der Abenddämmerung: der Schlund, (in welchem Korah und Genossen versanken), der Mund des Brunnens, (welcher die Israeliten in der Wüste begleitete), das (menschlich redende) Maul der Eselin Bileams, der Regenbogen, der Zauberwurm Schamir, (mit dessen Hülfe Salomo den Tempel baute,) Schrift und Abschrift des Gesetzes und die zwölf Tafeln.“ — Einige Rabbiner fügten noch das Grab Mosis, den Widder Abrahms und die erste eiserne Zange (Beißzange) hinzu. (Wie hätte sonst der erste Schmied irgend

ein glühendes Eisen zu einer Zange bearbeiten können, wenn er nicht schon eine solche gehabt hätte.) —

Von Adam sagten die alten Religionslehrer, er sei ursprünglich Mannweib und ein Riese von ungeheurer Größe gewesen. „Er reichte von der Erde zum Himmelsgewölbe, wie geschrieben steht 5. Moses 4, 32. — „R. Jeremias, Eliesers Sohn, hat gesagt: Gott hat den Menschen mit zwei Angesichtern erschaffen, weil (im Psalm 139, 5) geschrieben steht: „Vorn und hinten hast du mich gebildet." —*) In der Bereschit Rabba steht geschrieben: „In derselben Stunde, in welcher Gott den ersten Menschen bildete, hat er ihm zwei Angesichter anerschaffen, dann sägte er ihn auseinander, und machte ihm zwei Rücken." — (Wenn im 2. B. Moses 2, 21 von einer Rippe des Adam die Rede ist, aus der das Weib gebildet wurde, so verstanden die Schriftforscher in ihrer Geheimlehre das darunter, was wir in unserer Sprache am besten „Gerippe" nennen könnten. „Gott nahm das Weib aus dem Mannweibe Adam," ist daher der Sinn des alten Glaubens.) — (S. 158).

Nachdem Adam gesündigt hatte, machte ihn Gott wieder klein, indem er seine Hand auf ihn legte, weil es im Psalm 139, 5 heißt: „Du hast mich vorne und hinten gebildet und (dann) deine Hand auf mich gelegt." —

Im Buche Sohar wurde einst nachgewiesen, daß Gott dem Menschen drei Seelen anerschaffen habe, die Nephesch oder thierische Seele, den Ruach oder Geist (Hauch), und die Neschamah oder vernünftige und heilige Seele. Dieser Glaube bezog sich auf jeden Menschen, denn die Seelen wurden Alle am Tage der allgemeinen Schöpfung fertig gemacht. Die Thätigkeit der Thierseele, meinte man, sei das Begehren, die des Geistes das Reden, die der heiligen Seele für den Himmel zu leben. Der Mensch erhält diese drei Seelen nicht auf einmal, sondern nach einander und bedingnißweise, die erste mit der Geburt, die zweite etwa im 13. Lebensjahre, die dritte, wenn er gerecht ist, im zwanzigsten; ist er das nicht, so bleiben die zwei Seelen ohne Neschamah, welche an einem verborgenen, nur Gott bekannten Orte allein verweilet. — Die Geheimlehre der jüdischen Schriftgelehrten wußte noch von einer ganz besonderen (vierten, israelitischen) Seele, die nur den Beschnit-

*) Luther's Uebersetzung lautet hierin anders: „Du schaffest es, was ich vor oder hernach thue."

tenen und nur für den Sabbath verliehen werde, „damit sie denselben freudig und inbrünstig feiere.“ Sohar sagt z. B. (zu Levitikus S. 182): „Am Sabbathe wird dem Menschen noch eine überflüssige Seele gegeben.“ Sie kömmt am Anfange des Sabbaths und fliegt am Ende desselben wieder fort. — Lange erhielt sich dieser Glaube und war Veranlassung mancher sonderlichen Gebräuche. Die leckeren Mahlzeiten am Sabbath wurden mit der gastlichen Anwesenheit der Sabbathsseele entschuldigt. „Man fastet nicht am Sabbath wegen der überflüssigen Seele.“ „Das Geheimniß der Wollust des Sabbaths ist, diesen Gast zu belustigen, damit er — den Segen beim Essen spreche.“ —

Besseren Sinn hatte die Meinung einiger andern Geheimlehrer, nach der Gott alle Menschenseelen paarweise, Männlein und Fräulein erschaffen habe, die sich aber auf der Erde nur dann finden, wenn die Menschen das Gesetz erfüllen. Der gottlose Israelite nimmt z. B. eine Frau, aber diese Frau hat nicht jene Seele, die mit der Seinen zugleich erschaffen worden ist; die Eheleute können sich mit einander nicht vertragen und das ist die Strafe der Sündhaftigkeit. Der fromme Israelite dagegen findet seine Seelenhälfte schon in diesem Leben, und ist mit ihr glücklich. —

Die Rabbinerschriften nennen unter den erschaffenen Wesen auch zwei Ungeheuer, Behemoth und Leviathan, die hier als Auswüchse orientalisch-religiöser Phantasie eine Erwähnung verdienen. Da heißt es (im Targum Jerusch.): „Am fünften Tage schuf Gott die großen Ungeheuer des Wassers, den (Schlangenfisch) Leviathan und sein Weibchen, welche bereitet sind für den Tag der Tröstung,“ (für den Tag des großen Gastmahls in den Zeiten des Messias.) — (Pirke Elieser): „Am sechsten Tage schuf Gott den (wilden Ochsen) Behemoth, der auf tausend Bergen liegt; er weidet alle Tage tausend Hügel ab, (während das Gras über Nacht wieder anwächst,) und trinkt aus den Gewässern des Jordan.“ — (B. Henoch 58, 7): „An jenem Tage sollen zur Speise ausgetheilt werden ein weibliches Ungeheuer, dessen Name Leviathan ist, und das da wohnt in den Tiefen des Meeres, und ein männliches Ungeheuer, dessen Name Behemoth, welches,

auf seinem Bauche sich bewegend, die unsichtbare Wildniß inne hat, (im Osten des Gartens, wo der Auserwählte und Gerechte wohnen soll). Ich (Henoch) bat einen Engel mir zu offenbaren die Bedeutung dieser Ungeheuer. Er antwortete: Du, Menschenkind! willst Geheimnisse erforschen! Doch der Engel des Friedens sagte: diese beiden Thiere sind durch die Macht Gottes vorbereitet, um einst Speise zu sein." — *)

Die Bibelstellen, welche Schriftgelehrte für diesen Glauben anführten, sind im Buche Hiob, in den Psalmen und im Propheten Jesaias enthalten, (Hiob 40, 10): „Siehe, (spricht Gott zu Hiob aus einem Wetter,) der Behemoth, den ich neben dir erschaffen habe, frißt Heu, wie ein Ochse; seine Kraft ist in seinen Lenden und sein Vermögen im Nabel seines Bauches; seine Knochen sind wie festes Erz, seine Gebeine wie eiserne Stäbe. Er ist der Anfang der Wege Gottes, der greift ihn an mit seinem Schwerte. Die Berge tragen ihm Kräuter, und alle wilden Thiere spielen daselbst. Er liegt gerne im Schatten, im Rohr und Schlamm verborgen. Sieh, er schluckt in sich den Strom, und achtet das für nicht viel; er läßt sich dünken, als wolle er den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen." (Hiob 41, 1): „Kannst du den Leviathan ziehen mit dem Hamen, und seine Zunge mit einem Stricke fassen? Kannst du ihm eine Angel in die Nase legen, und mit einem Stachel die Backen durchbohren? Kannst du mit ihm spielen, wie mit einem Vogel? — Wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Schrecklich stehen seine Zähne umher; seine Augen sind wie die Augenlieder der Morgenröthe," u. s. w. —

Die Beschreibung dieses Thieres geht durch das ganze 41. Capitel, und mußte für den andächtigen Bibelleser eine besondere, geheimnißvolle Bedeutung haben, wenn sie anders nicht ganz nutzlos sein sollte. — Zauber der menschlichen Phantasie! Wohin geriethest du oft? — Warum bliebst du nicht immer Freundin des Verstandes, du, die den Menschen so sehr zu beglücken und zu trösten vermag! — Warum leitetest du ihn so oft und so leicht zur grundlosen Schwärmerei hin um ihn dann, wenn er nüchtern geworden ist, Wahres und Falsches mit einander verlieren zu lassen! —

*) Noch heutigen Tages versprechen gläubige Juden-Eltern dem Kinde, wenn es gottesfürchtig, gehorsam und artig sei, ein Stückchen vom gebratenen Leviathan, bei dem einstigen Gastmahle im Paradiese. —

Die Juden dachten sich die Erde als eine kleine tellerförmige Fläche, rings vom Meere umflossen. Daher mahnt der 13. Psalm: „Danket dem Herrn, der die Erde auf das Wasser ausgebreitet hat.“ In den Zeiten des Isaias war man zweifelhaft, ob sie eine kreisförmige oder viereckige Platte sei. Ihr Platz sollte in der Mitte der Welt, und über ihr, nicht rund um sie herum, ein siebenfacher Himmel sein. *) Die Abtheilungen desselben hießen: Vorhang, Gewölbe, Wolken, Stätte, Wohnung, Aufenthalt und Aether. Die Gottesgelehrsamkeit der damaligen Zeiten scheint hierbei um Namen sehr verlegen gewesen zu sein, da sie die ersten Schlechtesten mit den ersten Besten hinnahm.

Der Vorhang „dunkler als die andern Himmelsfächer, weil der sündhaften Menschheit näher,“ breitete sich des Abends aus und wurde am Morgen zusammengezogen. Daher heißt es bei Jesaias 40, 22): (Gott) der den Himmel ausbreitet, wie einen Vorhang, und ihn ausspannt wie ein Zelt zum Wohnen.“

Das Gewölbe ist jener Himmel, in welchem Sonne, Mond und Sterne befestigt sind, wie geschrieben steht, (1. Moses 1, 16): „Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, daß es den Tag regiere, und ein kleines Licht, daß es die Nacht regiere, dazu auch Sterne, und setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde.“

Die Wolken, höher als Sonne, Mond und Sterne, sind jener Himmelsbogen, wo sich die Mühlsteine befinden, welche das Brod (Manna) für die Gerechten mahlen. Darüber sagt der 78. Psalm (v. 23): „Er gebot den Wolken droben, öffnete die Pforten des Himmels, und ließ Manna auf sie regnen.

Die Stätte ist jene Abtheilung, wo sich das zweite Jerusalem, der himmlische Tempel, der Altar, der große Engelfürst Michael, das Opfer und dgl. befinden.

In der Wohnung, oder im 5. Himmel sind die göttlichen Sänger, die Engelschaaren, die bei Nacht, besonders am frühen Morgen, ihre Hymnen erschallen lassen, bei Tage aber schwei-

---

*) So dachten andere Völker des Alterthums auch. Der griechische Dichter Homer sagte, die Erde sei rings vom Weltmeere umflossen, hinter welchem sich Säulen befinden, auf die der Himmel gestützt sei. — Etwa 160 Jahre vor Chr. G. begann in Egypten die Meinung, daß die Erde rund wie eine Kugel, aber feststehend und unbeweglich sei.

gen, um die Israeliten, die zu dieser Zeit Gott lobsingen, nicht zu stören. —

Im Aufenthalt sind die Schätze des Schnees und Hagels, des (schädlichen) Thaues, der Regentropfen, des Sturmes und der Ausdünstungen aufgesammelt. Dahin wendet sich das Gebet (1. Könige 8, 37): „wenn Theurung, Pestilenz, Dürre, Getreidebrand, Heuschrecken, Raupen, Krankheiten u. dgl. im Lande des auserwählten Volkes wütheten. —

Aether (Araboth) der siebente und letzte Himmel, licht und klar, ist endlich der Ort, wo die Gerechtigkeit, das Gericht des Erbarmens, die Schätze des Lebens, der Friede, der Segen, dann die Seelen der Ungeborenen, Verstorbenen und Gerechten, die heiligen Thiere, die Seraphim, die Engel des Dienstes weilen, wo sich der Glorienthron befindet und (vorzüglich), der lebendige Gott, der ewige König wohnt. — *)

Jeder dieser Himmel ist von dem Andern so weit entfernt, als man in 500 Jahren gehen kann (d. i. soviel „als die Lebensjahre der drei Patriarchen zusammen betragen, Abraham 173, Isaak 187, Jacob 140.) —

Die himmlischen Freuden der Gerechten wußte die orientalische Phantasie besser als alles Andere mit saftigen Farben auszumalen. „Unsere Rabbinen lehren (heißt es im Targ. Jerusch.) das Paradies ist 60 Mal so groß, als die Welt. Es hat sieben Abtheilungen, eine köstlicher als die Andere." — (Jalkud Schimeon): „Rabbi Josua, des Lewi Sohn hat gesagt: Es sind zwei Pforten von Rubinen im Paradies, an denen 600,000 dienstbare Engel stehen; das Angesicht eines Jeden derselben leuchtet wie der Glanz des Himmels. Wenn ein Gerechter ankommt, ziehen sie ihm die Kleider aus, (die er im Grabe getragen hatte,) und umhüllen ihn mit acht Gewändern, die gewoben sind aus der Wolke der Herrlichkeit, setzen ihm auch zwei Kronen auf das Haupt, deren eine von

*) Daher wird wohl auch in den juden-christlichen Schriften von „Himmeln" in vielfacher Zahl gesprochen; so in den Briefen an die Epheser 4, 10; Hebräer 4, 14 und 7, 26. Im 2. Briefe an die Gemeinde zu Korinth spricht Paulus davon, (12, 2) wie er bis in den dritten Himmel entzückt gewesen sei, nur wisse er nicht, ob geistig oder auch körperlich." —

Edelsteinen und Perlen, die andere vom feinsten Gold bereitet ist, und geben ihm acht Myrthenzweige in die Hand. Sie loben ihn und sprechen: Gehe hin und iß dein Brod in Freuden. Sie führen ihn an einen Ort, wo Wasserbäche sind, umgeben von 800 Gattungen von Rosen und Myrthen; da hat ein jeder (Gerechte) über sich einen besondern Thronhimmel (Baldachin, Schirm), je nach seiner Ehre. Aus demselben fließen vier Bäche, einer von Milch, einer von Wein, einer von Balsam und einer von Honig. Da steht ein Tisch von Edelsteinen und Perlen, und 60 Engel umgeben jeden Gerechten, sprechend: Gehe hin und iß Honig mit Freuden. — Der Häßlichste von diesen Gerechten ist dem (egyptischen) Joseph an Gestalt gleich. *) — Auch wird ein Jeder allnächtlich (in den drei Nachtwachen) verjüngt. **) In der ersten Nachtwache wird er klein, geht unter die Kinder, und freut sich mit ihnen. In der zweiten wird er Jüngling, und geht dorthin, wo sich Jünglinge aufhalten, um sich mit ihnen zu freuen. In der dritten wird er alt, geht unter die Alten, und freut sich, wie Alte sich freuen. — In allen Ecken des Paradieses sind 800,000 Gattungen Bäume, deren geringster trefflicher ist, als alle Gewürzbäume. In jeder Ecke stehen 600,000 dienstbare Engel, die mit lieblicher Stimme singen; in der Mitte ragt der Baum des Lebens hervor, dessen Aeste das ganze Paradies beschatten; er hat 500,000 Arten Geschmack (der Früchte), deren keine der Andern gleicht; ebenso ist keiner der 500,000 Arten Gerüche dem Andern gleich. Sieben Wolken der Herrlichkeit sind über dem Paradiese, das von vier Seiten der Welt bewegt wird, damit sein Geruch von einem Ende zum Andern dufte. Darunter sitzen die Lehrjünger der Weisen, (die Schriftgelehrten,) die das Gesetz erklären; ein Jeder hat zwei Thronhimmel über sich, den Einen von Sternen, den Andern von Sonne und Mond, und zwischen jedem ist ein Vorhang gewoben aus der Wolke der Herrlichkeit und inwendig thront die ganze Freude aller 310 Welten," u. s. w. —

Mehr wußte der rabbinische Offenbarungsgeist nicht zu verheißen: er hat sein Möglichstes gethan. —

In sehr menschlicher, aber unedler Weise suchte er diese

---

*) 1. Mose 39, 6. „Joseph war schön und hübsch von Angesicht." —

**) Die germanischen Helden in Walhalla wurden auch durch den Genuß der Aepfel Idunas immer wieder jung. (S. 89.)

Freuden im Paradiese noch durch den Gedanken zu erhöhen, „daß die Hölle vom Himmel nicht weit entfernt sei, und die Auserwählten zusehen können, wie die Verdammten gepeinigt werden.“ — „Wie groß ist der Raum zwischen Hölle und Paradies?“ — „Eine Handbreit,“ antwortet die Schrift Midrasch Koleth. — R. Jochanan hat gesagt, es sei eine Wand dazwischen,“ (durch die man aus einem in den Andern sehen kann. *) —

Hat es irgendwo ein Volk gegeben, daß sich den künftigen Aufenthalt der Seelen anders als irdisch ausmalte? —

Ließ man nur einmal — in seiner Träumerei — die Qualen des Erdenlebens hinweg, so gab das eigentlich schon einen schönen Himmel ab, der wenig mehr zu wünschen übrig ließ. Aber daran hatten die Menschen noch nicht genug; sie vertausendfachten die Annehmlichkeiten, ohne zu bedenken, daß sich dieselben dann in Qualen verwandeln müßten.

Das auserwählte Volk machte es nicht besser. —

Die rabbinische Darstellung des Himmelreiches erinnert an eine Fabel Lessings:

„Ich muß dich doch etwas fragen; sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt es gebe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. — Ist das wahr?“ —

„Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er selbst mag ein solcher Merops sein, weil er nur gar zu gerne den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren.“ —

Der Jude, welcher das Bedürfniß fühlte, ein Himmelreich im Jenseits zu hoffen, begehrte ein besseres Diesseits. —

Warum wurde aber seinen hochwürdigen Schriftgelehrten nicht die Gnade zu Theil, in wahrhaft erleuchteter Weise das

*) Daraus erklärt sich, wie in dem Gleichnisse vom armen Lazarus und reichen Manne Luc. 16, 19 Beide im Wechselgespräche dargestellt werden konnten.

Ueberirdische auch überirdisch darzustellen? — In ehrlicher Bescheidenheit hat dagegen der weise Lehrer von Nazareth zu verstehen gegeben, daß er nicht im Stande sei, über diesen Gegenstand mehr zu sagen, als: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ —

Auch dem gottbegnadetesten Sendling fehlte das Talent, (ebenso wie jedem andern gemeinen Menschenkinde,) ein Paradies der Zukunft zu beschreiben. Wenn er es dennoch that, so beschrieb er seine liebe, gute Erde.

„Ehe noch die Welt gegründet war, schuf Gott für die Gottlosen die Hölle, die einem zweischneidigen spitzigen Schwerte gleicht; Feuerfunken und glühende Kohlen fahren aus ihr, um die Uebelthäter zu bestrafen, welche in ihrem Leben das Gesetz verachtet haben.“ „Abraham schaute die Hölle, und sah, (1. Mos. 15, 17:“ „Sieh, da raucht ein Ofen u. s. w.), wie sie Rauch herauftrieb, glühende Kohlen und Feuerfunken zur Bestrafung der Gottlosen.“ — „Unsere Rabbinen lehren: die Welt sei 60 Mal so groß, als das Mohrenland, der Garten Eden 60 Mal so groß als die Welt, Eden 60 Mal so groß als der Garten, die Hölle aber 60 Mal so groß als Eden, so daß sich die ganze Welt zur Hölle verhält, wie der Deckel zum Topf.“ — (Wie großartig!) — Doch, warum so groß? — „Weil es mehr Verdammte geben wird, als Gerechte.“ —

Da der Himmel siebenfach war, mußte die Hölle es auch sein; wo wäre sonst die Harmonie des Glaubens geblieben! —

Sieben Namen kommen der Hölle zu: „das Scheol,“ „Verderben,“ „Grube der Verwesung,“ „Loch des Geräusches,“ „Koth des Schlammes,“ „Schatten des Todes,“ und „unterste Erde.“ — (Die Flügel der Phantasie scheinen auch hier bei Auswahl der Namen etwas erlahmt zu sein; vielleicht sengte sie die Nähe der Höllenglut.) —

„Drei Thore führen zur Hölle, das Eine in der Wüste, das Andere im Meere, das Dritte in Jerusalem.“ — Wie konnte das erwiesen werden? Es steht also im Gesetze (4. Mos. 16, 33): „Sie (Korah und Genossen) fuhren lebendig hinunter in die Hölle, mit Allem, was sie hatten, und die Erde deckte sie zu.“

(Das geschah beim Durchzuge der Israeliten durch die Wüste.) Ferner (Jonas 2, 3). „Ich schrie aus dem Bauche der Hölle, (aus dem des Seefisches,) und du hörtest meine Stimme.“ — Endlich (Jesaias 31, 9): „So spricht der Herr, der zu Zion (auf dem heiligen Berge) Feuer, und zu Jerusalem einen Feuerheerd hat.“ —

Das Hauptelement der Hölle ist Feuer. „Die Gottlosen werden gerichtet und in die Hölle verstoßen zum ewigen Brande,“ sagt die Schrift Targum Jonath. zu Jesaias 33, 14. — Doch gab es dabei für die Israeliten einige schwache Hoffnungsstrahlen, die den Heiden gänzlich fehlten. „Risch Lakisch hat gesagt, das Feuer der Hölle habe keine (vollständige) Gewalt über die Sünder unter den Israeliten; (damit ist jedoch gemeint, daß sie nicht zur Asche verbrennen.)“ — R. Eliefer hat gesagt, das Feuer der Hölle hat gar keine Gewalt über die Jünger der Weisen, (über Schriftgelehrte, das versteht sich.) — R. Levi hat gesagt: Abraham wird in Zukunft an den Pforten der Hölle sitzen, und gar nicht zulassen, daß ein Beschnittener hineingehe. Was thut er aber mit dem groben Sünder (aus dem israelitischen Volke)? Er nimmt die Vorhäute der Knäblein, die vor der Beschneidung gestorben sind, und setzt sie den Sündern an; dann stürzt er sie in die Hölle hinunter.“

Wie die Qualen der Hölle in späteren Zeiten ausgemalt wurden, ist bekannt. Es hatte den Anschein, als ob Religionslehrer dem „Worte Gottes“ nur durch Höllengedanken jenen Nachdruck, dessen es bedurfte, zu verschaffen im Stande gewesen wären. *) Indessen:

„Man that sehr wohl, die Sünder zu erschrecken,
Sie hielten's doch für Lug und Trug und Traum.“ —
(Göthe's Faust.)

---

*) Die Griechen hielten dafür, daß die Verdammten im Tartarus nicht zu eigentlichen Qualen verurtheilt würden, sondern zur zwecklosen Thätigkeit. Die Fortsetzung eines lasterhaften, götterwidrigen Lebens schien ihnen Strafe genug, besonders da sie nicht enden sollte. —

Bei den Egyptern galt der Glaube, daß das Herz des Todten, wenn es in der Wagschaale der Gerechtigkeit zu leicht befunden worden ist, in das Reich der Finsterniß gesandt wird. In einem der aufgefundenen Gräber (des Ramses IV. — s. Max Dunker: Gesch. des Alterth. I. S. 62 —) ist diese Hölle der Egypter dargestellt. 75 Abtheilungen der-

Da die Juden glaubten, daß alle Menschenseelen am Anfange der Welt mit einem Male erschaffen worden seien, und erst nach und nach — während der ganzen Weltdauer — in die ihnen zugedachten Leiber fahren (gehaucht werden): so mußte es irgend einen Platz geben, wo sich diese noch körperlosen (armen) Seelen unterdessen aufhalten, und die Zeit ihrer Menschwerdung abwarten. Solchen Ort nannte man Guph (Schatzkammer der Seelen), und meinte, der Messias werde und könne gar nicht früher kommen, bevor nicht alle Seelen aus der Schatzkammer zur sehnlich erwarteten Geburt gelangt sein würden. — Wo der Guph sei? — Die Rabbinen fanden keinen geeigneten Platz; denn oben war der Himmel, unter ihm die Erde, unter dieser die Hölle. In die letzteren zwei konnte man gerechter Weise die noch ganz Schuldlosen nicht versetzen, da blieb nun weiter nichts übrig, als ihnen den Himmel selbst anzuweisen. Daher heißt es (im Hag. Bab. 12.): „Im obersten Himmel (Araboth) wohnt Recht und Gerechtigkeit; da sind die Schätze des Lebens, des Friedens, des Segens, und die Geister und Seelen derjenigen, welche einst erschaffen (verkörpert) werden sollen.“ *)

Nach der Meinung der Schriftgelehrten hat Gott nur gute Engel erschaffen, rein heilig, geistig und ewig. Aber durch

---

selben sind eben so viele Dämonen mit Schwertern bewaffnet vorgesetzt. Ueber jeder Abtheilung ist die Sünde bemerkt, für welche, und die Strafe, die der Gequälten Schaar leidet. Ihre Seelen sind schwarz; sie werden an Pfähle gebunden, und von ihren Wächtern mit Schwertern zerfleischt; andere sind mit dem Kopfe nach unten aufgehängt; noch andere, denen der Kopf abgeschnitten ist, ziehen in langen Reihen umher. Andere gehen mit gebundenen Händen und schleifen ihr ausgeschnittenes Herz hinter sich drein. Wieder Andere werden in Kesseln gesotten sammt ihren Fächern, dem einzigen Mittel der Kühlung und dem Sinnbilde der Ruhe, die den Völkern des Orients so heilig ist. —

(Vergl. den Glauben der Germanen S. 26.)

*) Eines ähnlichen Seelenbehälters geschieht in Offenb. Joh. 6, 9 Erwähnung. Der Seher bemerkt da unter dem Altar eine Sammlung von Seelen der um der Religion willen Gemordeten, die darauf harren, gerächt zu werden oder irgend welche Genugthuung zu erhalten, aber vertröstet werden, noch ein klein wenig warten zu müssen. —

Ungehorsam (Neid) sind Einige aus ihnen zum Falle gekommen, indem sie den Himmel eigenwillig verließen, und sich mit dem niederen Geschlechte der Menschen vermengten. Darum spricht der Allerhöchste (im Buche Henoch 15, 2.) zu diesen Abtrünnigen: „Ihr verließet den hohen, heiligen Himmel, der ewig dauert, ihr, die ihr geistig heilig waret, und ein Leben hattet, das ewig ist.“ —

Die Bibel bestätigt diese Meinung, (oder war vielmehr ihre Veranlassung), indem sie bezeugt (1. Moses 6, 1.): „Als sich die Menschen der Erde zu vermehren begannen, und schöne Töchter hatten, sahen die Kinder Gottes (die Engel,) nach diesen Menschentöchtern herab, und stiegen vom Himmel, sich mit ihnen zu vermählen.“ — Das Buch Henoch fügt (7, 6.) hinzu: „Ihre (der Abtrünnigen) Zahl war 200.“ — „Sie zeugten vier verschiedene Arten neuer Geschlechter, darunter Riesen und Dämonen. Die Riesen — 300 Ellen hoch — die allen Erwerb der übrigen Menschen verschlangen, und sich am Ende von Vögeln, Gewürm, Fischen und Thieren aller Art nährten, führten einen entscheidenden Kampf mit Gott und den himmlischen Heerschaaren, in dem sie unterlagen und ganz vernichtet wurden.*) Die Dämonen blieben übrig, und vermehrten sich in außerordentlicher Weise, um — erst zur Zeit des Messias gerichtet zu werden, und dann auch zu vergehen.

Wie es kam, daß die vom Himmel gestiegenen Geister nicht mehr zurückkehrten, wußten die Schriftgelehrten genau anzugeben. „Nachdem sie gesündigt hatten, wurden ihnen Leiber zu Theil; denn wenn ein Engel 7 Tage auf Erden weilt, wird er dick, folglich zu schwer, um sich in die Luft zu erheben.“ — „Als sie bekleidet waren (mit dem Leibe), und die böse Natur in ihnen herrschte, konnten sie, ob sie es gleich wollten, in den Himmel nicht mehr empor fahren, sondern sie wurden verstoßen und in finstere Berge geworfen.“ **)

---

*) In der griechischen Götterlehre findet sich Gleiches. Erde und Himmel vermählen sich und erzeugen gewaltige Kinder, hundertarmige Riesen (Titanen), die selbst ihren Eltern furchtbar werden und einen heillosen Krieg mit Jupiter und allen himmlischen Mächten beginnen, in welchem sie aber auch unterliegen. Die lange schöne Beschreibung dieses Götterkrieges drehte sich um die eine Vorstellung, daß das Unförmliche, Ungebildete, Unbegränzte erst vertilgt und besiegt werden muß, ehe der Lauf der Dinge in sein natürliches Geleise kommt. —

**) Vergleiche S. 25., die alt-germanische Welt der Riesen. —

Das geschah nach dem Zeugnisse des Buches Henoch vor der Sündfluth im Jahre der Welt 1170. — Aber schon das erste Menschenpaar wurde durch die Ueberredungen „der Schlange, die der Teufel selbst war,“ (wie der Talmud versichert,) zum Abfall von Gott verleitet. Daher mußten die Schriftgelehrten annehmen, daß „das böse Wesen so uralt sei, wie die Welt.“

In den eigentlichen Bibelurkunden der Juden geschieht des Teufels fast keine Erwähnung mit einziger Ausnahme des Buches Hiob*), wo (2, 1) der „Satan“ mit Gott eine kecke, vertrauliche und uralter Berechtigung sich gleichsam bewußte Sprache führt. (Seite 154) — Sonst verrichtet noch Jehova selbst all' das, was in den neueren Religionsschriften nur dem Teufel zugemuthet wird. Er ist noch Alles in Allem. Gutes und Böses kömmt von ihm. Im 2. Mos. z. B. ist es Gott selbst, der das Herz des Pharao verstockt, und im Buche Samuel plagt und peinigt kein Anderer, als er, den König Saul. —

Nach dem Urtheile der Sachkenner hat sich der eigentliche Teufelsglaube bei den Rabbinen erst nach der Babylonischen Gefangenschaft ausgebildet, und sind triftige Gründe vorhanden, anzunehmen, daß ihn die Juden von den Persern entlehnt haben. Deren Ahriman und der jüdische Satan sind einander so ähnlich, daß man sie wenigstens für Geschwister-Kinder der orientalischen Mutter Phantasie halten muß.**) —

In höchst auffallender Weise nennt das jüdische Buch Sohar den Teufel ebenso, wie die Persische heilige Schrift den Ahriman, nemlich: „Den andern, den zweiten Gott.“ —

---

*) Dieses Werk verräth sich in jeder Weise als ein aus dem Auslande in's Judenthum eingeschlepptes. — Daß es von den Schriftgelehrten als jüdisches oder vielmehr göttliches Werk geachtet wurde, ist eine Sache für sich. —

**) Die Zendavesta der Perser, welche, wie es scheint, den ganzen Erdenkreis mit dem Fluche des Teufelglaubens erfüllt hat, sagt hierüber unter Andern: „In Schlangengestalt sprang Ahriman vom Himmel herab, auf die Erde.“ — „Er zog von Mitternacht gegen Mittag, und bedeckte Alles mit Schwärze wie Nacht. Aus Neid gegen den Schöpfer des Guten ist er böse geworden.“ — „Sein Charakter besteht in Grimm, Zerstörung, Unreinigkeit; seine Helfer sind Schlangen, Kröten, Fliegen, Tiger und Wölfe.“ — „Er nimmt an der Weltregierung Theil, und weiß Alles wie Ormuzd. In der Nacht am wirksamsten, ist er Sklave und König, der sich dieser Erde bemächtigt hat.“ — „Wenn meine Diener auch Stärke hätten, — spricht Ormuzd — wie tausend Pferde, dennoch würde er sie auf den Straßen schlagen, und ihre Heerden rauben.“ — u. s. w.

Von Vielen aus dem Reiche der Schriftgelehrten erhielt der Teufel den schönen Namen „Morgenstern" („Luzifer" „Lichtbringer.") Sie sagten, von ihm spreche Jesaias ausdrücklich (14, 12.) „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen, und meinen Thron über den Sternen Gottes erhöhen, will über die Wolken hinfahren, und gleich sein dem Allerhöchsten. Ja, zur Hölle fährst du u. s. w.*)

Demgemäß war auch der Glaube, daß der Teufel dahin strebe, Gott gleich zu werden, und daß er die Menschen beredet habe, vom „Baum der Erkenntniß" (Erleuchtung) zu naschen.

Die gewöhnlichen Namen des „unreinen Geistes" waren „Samael," „Beelzebul," „Belial," „Satan"**). Aber in den Geheimlehren der Rabbinen wurden ihm ganz bestimmt sieben Namen zuerkannt. Nicht als ob nicht deren noch Mehrere aufzutreiben gewesen wären, sondern man setzte diese Zahl fest, um sie mit den „sieben Engeln des Lichtes," „den 7 heiligen Sternen,") „sieben Mächten der Finsterniß," („7 gebundenen Engeln,") in Einklang zu bringen. Daher sagt der Talmud: „Sieben Namen kommen dem Jezerhara zu. Gott nannte ihn „das Böse," Moses „den Unbeschnittenen," David „den Unreinen," Salomo „den Hasser," Jesaias den „Anstoß," Ezechiel „den Stein" und Joel „den Mann von Mitternacht." —

Im Buche Sohar heißt er außerdem auch Schlange, Bär, Löwe,***) Hund, Esel, (Ochs, Adler).

Gar mannigfache, höchst sonderbare Dinge wußten die heiligen Bücher der Juden vom Teufel und von seinem Reiche zu erzählen. z. B.

„Sechs Dinge (die böse Zahl) werden von Teufeln (Dämonen) gesagt, in Dreien kommen sie mit den Engeln des

---

*) Der glänzend leuchtende, aber nicht wärmende Morgenstern (der zugleich auch Abendstern ist,) kämpft scheinbar mit der höchsten Lichtgottheit an jedem Morgen, und muß stets erblassend verschwinden. Bei den Griechen hieß er Phosphorus (der Licht- oder Feuerbringende).

**) Beel (oder Baal) bedeutet „Herr", Zebul „Götzendienst", oder auch Unflat, Dünger. Daher Beelzebul so viel ist als Herr der Unreinigkeit, des Götzendienstes. (Matth. 10, 25; 12, 34). — Im 2. Briefe an die Gemeinde zu Corinth (6, 15) heißt er Belial. Der Name Samael galt vorzüglich dem Anführer der zahlreichen Satansschaaren. —

***) (1. Petrus 5, 8): „Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht sich Einen, den er verschlinge. Darum seid wachsam und nüchtern." —

Dienstes, in Dreien mit den Menschen überein. Sie haben Flügel, sie können von einem Ende der Welt zum Andern gelangen, und sie kennen die Zukunft wie die Engel. Die Sache verhält sich aber so: Sie horchen hinter dem Vorhang des himmlischen Tempels, in welchem Gott thront, und erlauschen, was er daselbst beschließt. — Die drei Stücke, in welchen sie den Menschen gleichen, bestehen darin, daß sie essen (und trinken), sich vermehren und sterben. —

„Wenn das Menschenauge Kraft hätte, Alles zu sehen, könnte Niemand aus Furcht vor bösen Geistern bestehen. Ihrer sind mehr als unser (der Menschen) und sie umgeben uns allenthalben. — Ein Jeder aus uns hat 10,000 derselben zur Rechten und 1000 zur Linken.“ —

„Das Gedränge am Sabbat in der Versammlung kommt von ihnen her, „auch die Kleider der Rabbinen werden dadurch, daß sich die Dämonen an ihnen reiben, sobald zerrissen und alt. Von ihnen stammt das Wanken der Füße.“ —

„Wer diese Geister sehen will, nehme die Nachgeburt einer schwarzen Katze, die von einer erstgebornen schwarzen Katze geworfen ward, deren Mutter gleichfalls Erstgeburt gewesen ist, verbrenne und zerstoße sie, und thue etwas davon in die Augen, der wird sie sehen.“ —

„Wer die Geister beobachten will, nehme gesiebte Asche, streue sie um sein Bette, dann wird er des Morgens ihre Fußtapfen, wie Hahnentritte darauf erkennen.“ —

„Viele Arten der schädlichen Geister fliegen zur Nachtzeit in der Welt umher, und betrügen die Seelen der Gottlosen, indem sie ihnen Mittheilungen machen, die halb wahr und halb falsch sind.“ — „Ihre Herrschaft gilt bei Nacht.“ — „Daher ist es dem Menschen verboten, Jemanden bei Nacht zu grüßen, weil wir besorgen, es könnte der Teufel sein.“

Die Rabbinen sagen, „man solle nicht in Ruinen treten, um der bösen Geister willen, die sich daselbst aufhalten.“ — „In der Wüste, im Hause des Durstes, heulen sie mit dem Drachen.“ — „Wer in einer Todtengruft übernachtet, auf den steigt der böse Geist herab.“ — „Einen Sperberbaum, der in der Nähe einer Stadt steht, bewohnen nicht weniger als 60 Teufel. — „In allen heimlichen Gemächern der Welt ist ein böser Geist, der von Unflath lebt.“ —

„Rabbi Asai zog sich ein Schaf, das mit ihm auf den besondern Ort ging, damit er da nicht allein sei, und vom

Teufel beschädigt werde; einen Bock nahm er nicht mit, weil ein Bock (der Teufel) sich in den Andern verwandelt.“ —

„Die größere Menge der Teufel wohnt im Norden, denn „von Mitternacht — sagt Jeremias 1, 14. — wird das Unglück ausbrechen.“ — (Bei den alten Germanen, „Nebelheimat.“) — Daher heißt der Teufel auch „Mann aus Mitternacht.“ —

„Wie ist die Art der Teufel? — Sie fahren in den Menschen ein, werfen ihn nieder, und machen ihn besessen.“ — „Die fallende Sucht und allerlei andere Krankheiten, selbst heftige Kopfschmerzen verursacht der unreine Geist.“ „Kardaikus, (der Teufel des Herzweh's) befällt diejenigen, welche zu viel Most aus ihrem Kelter trinken.“

Schweine waren ein Lieblingsaufenthalt der Teufel, (S. 87.) weshalb die Juden auch (ebenso wie Inder und Aegypter), jede Berührung dieser Thiere zu vermeiden suchten.*)

Himmel und Hölle, Welt und Teufel vergangener Zeiten, wohin seid ihr gerathen? Wo kann man euch finden? Vergebens sucht euch heute der Rabbinen denkender Zögling auch außerhalb der heiligen Bücher, auch in den Räumen des Alls. — Nur dem gedankenlosen Gläubigen allein wollt ihr euch offenbaren, einem andern nicht? — Ja wohl, diese Launen hattet ihr immer. —

Wenn es aber irgend einmal wirklich wahr werden sollte, daß der Mensch (Matth. 12. 36.) „von einem jeden Worte, daß er gesprochen, wird Rechenschaft ablegen müssen,“ was dann, ihr Schriftgelehrten des Alterthums? — Wie viel habt ihr gesprochen, um nur die Erde mit Dämonen, die Hölle mit Menschen und das Himmelreich mit Sklaven anzufüllen! —

*) Bei den alten Germanen dagegen war das Schwein ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und wurde der Liebesgöttin zum Opfer dargebracht. Hätten sie die Gottesgelehrten Palästinas um ihre Meinung gefragt, dann würden sie freilich erfahren haben, wovon sie keine Ahnung hatten, daß eben die Fruchtbarkeit, Liebe und Zeugung so wie der Begriff „Welt“ in das Reich des Teufels gehören. —

V.

„Furcht muß den Wald behüten.“ —
(Altes Sprichwort.)

Nur Gesetze, die in hoher Achtung stehen, können ein Volk regieren. Die des jüdischen Alterthums haben in der Menschengeschichte einen dauernden Namen; ihre Vorzüglichkeit ist durch lange Zeit in der sittlichen Kraft des gesammten Volkes bewährt worden. Die Summe jüdischer Verbrechen im Verhältnisse zu denen anderer Völker könnte es am besten nachweisen. —

„Die mosaische Gesetzgebung hat bereits ihren vierthalbtausendjährigen Stiftungstag gefeiert, und noch dauert die von Moses seinem Volke eingehauchte Nationalität fort. Nicht Süd, nicht Nord, nicht Ost, nicht West, selbst nicht die Macht der Zeit hat sie umzuprägen vermocht. — Bietet die Weltgeschichte ein ähnliches Beispiel dar?“ —

„Wie kleinlich erscheinen dagegen die Gesetze späterer Zeit, von denen man soviel Lärm macht. Der Tag bringt sie, der Tag nimmt sie. — Moses hat der Natur selbst ihre Geheimnisse abgelauscht.“ — „Aber es war zugleich auch ein gefährliches Geschenk, das er seinem Volke verlieh. Sie sollten dieselben bleiben, während alle Welt um sie, gehorsam dem Gesetze des Wechsels, sich änderte. Wie der einsame Fels mitten im Rheinsturze, stemmten sie sich den Wogen der Zeiten entgegen; dafür wurden sie unterwühlt, zerbröckelt, gepeitscht. Nichts ist gefährlicher für ein Volk, als sich den wechselnden Verhältnissen nicht anzupassen.“ *) —

Wenn es auch wahr ist, was ein römischer Geschichtschreiber, (Tacitus Hist. V. 4.) mit großem Scharfblicke bemerkte, „daß Moses, um das Volk für alle Zukunft zu befestigen, solche Gebräuche eingeführt hat, die denen anderer Völker widerwärtig sind,“ und wenn dies Mitursache der berühmten Fortdauer Mosaischer Gesetze sein mag: so muß doch auch in ihnen selbst irgend ein wirklicher, guter, dauerhafter Kern vorhanden sein. Dieser Gedanke allein macht die Mo-

*) Gfrörer: Geschichte des Urchristenthums 1. B. S. 194. —

saischen Gesetze einer ernsten Betrachtung werth, selbst wenn sie hier nicht noch andere Rücksicht verlangten, wenn sie nemlich nicht auch zugleich die Grundzüge jüdischer Religion und Sittichkeit wären. Nur ist das Eine nicht außer Acht zu lassen, daß nicht Alles, was unter dem Titel „Mosaische Gesetzgebung" zusammengefaßt worden ist, gleichen Werth hat, sondern das Ruhmwürdigste dieser Satzungen mit allerhand vergänglichen Vorschriften über Tempel- und Priesterdienst, Ceremonien, öffentliches und Privatleben, sowie endlich mit buntfarbigen Sagen und Erzählungen in Verbindung gebracht ist. —

Was die Sprache (Schrift) der Mosaischen Gesetzbücher betrifft, so war sie nach dem Urtheile verständiger Forscher, schon um die Zeit der römischen Oberherrschaft eine todte, (ungebräuchliche), daher nur dem Gelehrten verständlich, der davon dem Volke in heiliger und geheimnißvoller Weise sein Verständniß mittheilte. Im Munde und in der Sitte der großen Menge walteten natürlich mehr die Sagen der Alten und die Strenge der Gesetzvollstrecker, als das geschriebene Wort. —

Für den Urheber, Verfasser und Herausgeber des gesammten Gesetzes galt der Name Moses. Die Hochachtung für ihn ging mit der Heiligkeit des Gesetzes selbst Hand in Hand. Daher war der Mann — so sprachen die Schriftgelehrten — der erste aller Propheten, und hatte für seine Person soviel Werth, als das gesammte Volk; denn im Gesetze selbst steht es geschrieben (5. Moses 34, 10.): „Und es stand hinfort kein Prophet auf, wie Moses, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht." —

In einer der alten Rabbinerschriften (Debarim Rabba 264) wird erzählt: „Als Moses sterben sollte, sprach Gott zu Gabriel: Gehe hin, und bringe mir Mosis Seele. Er aber antwortete: „O du Herr der Welt! Sollte ich denjenigen sterben sehen, der den 60 Myriaden Israeliten an Würde gleich ist? Wie sollte ich ihn erzürnen, der so hoch steht?" — Aber noch mehr: man erhob ihn über die Engel und alle Kreaturen, und ging endlich auf dem gewöhnlichen Wege der Steigerung soweit, aus ihm ein Doppelwesen, halb Gott, halb Mensch zu machen. (So in letztgenannter Schrift): „Was will der Ausspruch (5. Mos. 33, 1) „„Moses, der Mann Gottes"" sagen? Rabbi Abbina hat erklärt: Der untern Hälfte des Körpers nach war er Mensch, der Obern nach Gott selbst." — Rabbi Tanchuma hat gesagt: „Wenn Moses Gott war, wie

konnte er Mensch, wenn er Mensch war, wie konnte er Gott sein? Antwort: Damals, als er nach dem Nil ging, war er Mensch, als aber der Nil in Blut verwandelt wurde, war er Gott. Ebenso damals, als er vor Pharao floh, war er Mensch, und als er denselben vernichtete, war er Gott. Als er in den Himmel empor stieg, war er Mensch, als er aber vom Himmel kam, war er Gott. Denn es steht geschrieben: Alle zitterten und bebten, ihm zu nahen." — Die Sache ging noch so weit, daß die Engel gegen ihn eifersüchtig wurden. „Rabbi Josua hat erklärt: Als Moses in den Himmel kam, riefen die Engel des heil. Dienstes in Gegenwart des Hochgelobten aus: Herr der Welt, was will der vom Weib Geborene unter uns? Gott antwortete: Er kömmt das Gesetz in Empfang zu nehmen." (Hierauf machten die Engel lange Gegenvorstellungen, bis sie sich endlich mit einem Verweise beruhigen mußten.) —

Daß jener Moses, von dem die biblische Sage umständlich spricht, auch gerade so und in Wirklichkeit gelebt habe, wie sie spricht, war unter den Juden keine Streitfrage. Gegenwärtig ist sie es aber, nicht etwa unter jüdischen Gelehrten allein, sondern unter Forschern des Alterthums überhaupt. Die Entscheidung neigt sich bereits nach jener Seite hin, auf welcher behauptet wird, daß der biblische Moses eine Persönlichkeit sei, die nur in der Sage gelebt hat, gerade so, wie viele Andere. Noch sind aber die Akten über diese Frage nicht geschlossen.*) —

---

*) Es ist z. B. auffallend, welche Aehnlichkeit zwischen der Sage von Moses und jener von dem egyptischen Sonnengotte Dionysos besteht. „Beide sind in Egypten geboren, werden als Säuglinge, um der Verfolgung eines Königs entzogen zu werden, in einer Kiste dem Nil übergeben, und durch eine Königstochter im Alter von 3 Monaten dem Wassertod entrissen. Beide haben zwei Ammen (Mutter und Schwester), deren Namen Aehnlichkeit im Klang und in der Bedeutung haben. Beide werden in Arabien erzogen. Beide ziehen an der Spitze eines Heeres, worunter auch Weiber und Kinder sind, nachdem sie das Wasser mit dem Stabe geschlagen haben, trockenen Fußes durch das Meer, während die nachsetzenden Feinde in den Wellen umkommen. (Davon hieß der Sonnengott auch der „Meerdurchwanderer.") Der Unterschied besteht nur darin, daß bei Moses alle Feinde ertrinken, Dionysos aber einen verschont, damit er den Seinen die Nachricht von dem Siege des Gottes verkünde. Beide schlagen einen Quell aus dem Felsen, Moses mit dem Stabe, Dionysos mit dem Thyrsos; Beide haben ihren Namen von den Fluthen, (der aus dem Kasten Gezogene); Orpheus nennt den Sonnengott Myses und Sohn der Buto; Pharao's Tochter, die den Moses

Selig, die da glaubten, ohne zu sehen, zu wissen und zu zweifeln. Das waren die Kinder Israel unter dem Gesetze Jehovahs. Es war durch Jahrtausende die Seele ihres geschichtlichen Lebens. Der sie eingehaucht hatte, hieß nun einmal Moses, und wird — wie auch der Streit über dessen Sein oder Nichtsein entschieden werden mag — so und nicht anders heißen in alle Ewigkeit, d. h. so lange das merkwürdige Gesetzbuch selbst bestehen wird. — Das Werk behält seinen Werth, wir mögen es wissen oder nicht wissen, ob sein Urheber unter dem angegebenen Namen wirklich gelebt habe. —

Die alten Schriftgelehrten übersahen übrigens in ihrer allzugroßen Werthschätzung des Namens Moses Manches, was mit Händen zu greifen war, und gerechte Zweifel in die Richtigkeit des allgemeinen Glaubens hervorrufen mußte. Z. B. Im 5. Buche 34, 1. soll Moses geschrieben haben, daß er gestorben sei im Lande der Moabiter nach dem Worte des Herrn, daß Gott selbst ihn begraben habe im Thale, im Lande der Moabiter, gegenüber dem Hause Peors, daß aber dennoch Niemand habe sein Grab finden können bis auf diesen Tag, daß die Israeliten ihn 30 Tage lang beweint haben, und Josua dann, mit dem Geiste der Weisheit erfüllt, die Zügel der Regierung ergriffen habe," u. dgl. m.

Die Erklärer der Mosaischen Gesetzgebung achteten ferner auch darauf nicht, daß sich die andern (wie man sagt späteren) heil. Schriften, namentlich die der Propheten wenig oder gar nicht auf Moses berufen, was sie doch hätten thun müssen, um die Wirkung ihrer eigenen Aussagen zu verstärken. Das Buch der Richter nimmt (6, 13) nicht die Mosaischen Schriften zu Zeugen, wenn es von den Wundern des egyptischen Auszuges spricht, sondern kennt nur „Erzählungen der Väter." — Das Buch der Sprüchwörter z. B., wenn es gegen

---

rettete, hieß auch Bitha." — (Nach der Bibel hieß sie Thermutis, aber auch jene Buto war Isis oder Thermutis.) — „Noch sonderbarer ist das Zusammentreffen, daß Moses, der Begründer des molochistischen, frühlingssonnigen Osterfestes mit dem sühnkräftigen Genusse des Opferlammes, von den Engeln Melchi genannt wird, und daß Dionysos von dem im Frühling geopferten Stier, dessen Fleisch roh gegessen wurde und sündenvergebend wirkte, Melichios genannt wurde. Beide Namen, Melchi und Melichios kommen dem von Moloch (Sonnengott) gleich. — Beide, Moses und Dionysos sind endlich Gesetzgeber, tragen Lichthörner, u. s. w. (Nork: System der Mythologie S. 231.)

Laster, Ehebruch, Unsittlichkeit eifert, spricht mit keiner Sylbe davon, daß die Gesetze Mosis dieß oder jenes ohnehin strenge verbieten. — Die Propheten ermahnen so oft zum Gehorsam gegen die Gebote Gottes, und nehmen dabei Bezug auf Manche ihrer Vorgänger (wie Jerem. 26, 18 auf Micha, und 48, 29 auf Jesaias 15, 5) deren Worte sie selbst wiederholen: aber Keiner bedient sich der Mosaischen Vorschriften wörtlich. Jesaias und Jeremias (Zwei von den 4 sogenannten „größeren Propheten), sprechen sogar gegen das angeblich Mosaische Gesetz. Der Erstere nennt die „von Gott durch Moses" angeordneten — religiösen Gebräuche eine „eingelernte Menschensatzung." (Der Herr sagt 29, 13): „Ihr Herz ist ferne von mir (Jehovah), und sie fürchten mich nach Menschengeboten, die sie lehren: daher will ich mit diesem Volke auch wunderlich umgehen," u. s. w. Er spricht dann von altehrwürdigen Einrichtungen auf eine Weise, wie sie in dem Gesetze Mosis nicht vorkömmt. (1, 13): „Bringet nicht Speiseopfer so vergeblich. Das Rauchwerk ist mir (Jehovah) ein Gräuel; der Neumonde und Sabbate, wo ihr zusammenkommt, und Mühe und Angst habt, begehre ich nicht." — Jeremias behauptet sogar, daß (bei Gelegenheit des egyptischen Auszuges) gar keine Gesetze über Brand- und Schlachtopfer von Jehovah gegeben worden seien. (7, 22): „Denn ich (Jehovah) habe euren Vätern in jener Zeit, da ich sie aus Egyptenland führte, weder gesagt, noch geboten von Brandopfern und andern Opfern, (obwohl das 3. Buch Mosis vom 1. bis 7. Capitel die umständlichsten Verordnungen über derlei Opfer enthält): aber das gebot ich ihnen, und sprach: Gehorchet meinem Wort, so will ich euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein, und wandeln auf allen Wegen, die ich euch gebiete, auf daß es euch wohl gehe." (Diese Worte sind in den Büchern Mosis nicht enthalten.) — In 8, 8 sagt Jeremias: „Wie möget ihr doch sagen: Wir wissen was recht ist, und haben die heil. Schrift vor uns. Ist es doch eitel Lügen, was die Schriftgelehrten setzen." („Der Lügengriffel der Schreiber macht das Gesetz zur Lüge," heißt es nach einer andern nicht lutherischen Uebersetzung.) —

Nur die Schrift des Propheten Ezechiel, der in babylonischer Gefangenschaft lebte, und dessen Weissagungen erst viel später von der großen Synagoge niedergeschrieben worden sind, führt einzelne Stellen des Mosaischen Gesetzes wörtlich an.

Wie war es aber möglich, daß zwei so ansehnliche Volkslehrer, wie Jesaias und Jeremias, die Mosaische Gesetzgebung verläugnen konnten? — Hat sie nicht in wunderbarer Weise vor den Sinnen des ganzen Volkes Statt gefunden? Hob sich nicht der Berg Sinai bis in die Wolken, und reichte nicht Jehovahs Gestalt bis auf die Erde herunter? Brannte nicht seine Stimme, und begleiteten sie nicht Donner, Blitz unr Posaunen? — Ließ sich ein großartiges Weltschauspiel später läugnen oder nur vergessen, wenn es wirklich aufgeführt worden war? —

Alle diese und ähnliche Fragen beantworten sich, wenn man weiß, was eine vollständige Prüfung des Alters aller Mosaischen Urkunden ermittelt hat, daß eine Sammlung aller vorhandenen Gesetze und Einrichtungen des Volkes Israel erst spät, nach der babylonischen Gefangenschaft, zu Stande kam, daß dann dieser Sammlung der Name und Titel Mosis gegeben wurde, und daß sich endlich eine Heiligachtung derselben nach und nach zur Allgemeinheit entwickelte. — Es ist möglich, daß ein Gesetzgeber Moses geheißen hat, aber der biblische Moses ist weder Verfasser, noch Sammler, noch Herausgeber jenes Werkes, das man die fünf Bücher oder „das Gesetz" Mosis nennt. —

Merkwürdig ist, wie es die jüdische Schriftgelehrsamkeit anstellte, um herauszubringen, daß das Mosaische Gesetz alle Völker angehe, und es nur deren Schuld allein sei, wenn sie durch dasselbe nicht eben so selig werden, wie die Kinder Jehovahs. „Gott hat das Gesetz vom Sinai allen Völkern*) vorgelegt, — heißt es in den Erklärungen aller Rabbinen — er ist erschienen den Kindern Esau des Gottlosen, und hat zu ihnen gesprochen: Nehmt ihr das Gesetz an? Sie fragten: Was steht darin? Antwort: Du sollst nicht tödten. Da riefen sie: Das ist (ja eben) das Erbe, das uns unser Vater

*) Die alten Schriftgelehrten theilten das ganze Menschengeschlecht fast ebenso wie die Neuen in vier Abstammungen, und benannten diese nach den muthmaßlichen Stammvätern. Gegenwärtig pflegt man mit Vorliebe nach der Farbe: eine weiße, eine braune, eine gelbe und eine schwarze Menschen-Race zu unterscheiden.

(Esau) hinterlassen hat. Denn es steht geschrieben (1. Mos. 27, 40). Von deinem Schwerte sollst du leben. — Da erschien Gott den Kindern Ammon und Moab, und sprach: Nehmt ihr das Gesetz an? Sie erwiederten: Was steht darinnen? Antwort: Du sollst nicht ehebrechen. Da sagten sie: Wir stammen alle aus Ehebruch, wie geschrieben steht (1. Mos. 19, 36): So wurden die beiden Töchter Loths Mütter durch den Vater. Wie können wir das Gesetz annehmen? — Hierauf kam Gott zu den Kindern Ismael: Nehmt ihr das Gesetz an? — Was steht darin? — Du sollst nicht stehlen. Da riefen sie: Das ist (ja gerade) der Segen, der unserm Vater (Ismael) zu Theil wurde, wie es heißt (1. Mos. 16. 12): Ismael wird ein wilder Mann sein. Sie nahmen daher das Gesetz auch nicht an. — Als es nun Gott Israel anbot, da ward der Spruch erfüllt (5. Mos. 23, 2): Von seiner rechten Hand ward ihnen das Gesetz im Feuer zu Theil. Sie öffneten ihren Mund und sprachen: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun? (2. Mos. 19, 8.) —

Die Mosaische Gesetzgebung war so ganz eigenthümlicher Art, daß ihre Einführung und Anwendung bei keinem andern, als nur bei dem israelitischen Volke möglich gewesen wäre, weil kein Anderes dazu erzogen worden ist. — So kurz und einfach indessen die Gebote sind — die ganze Sammlung gibt ein nur sehr dünnes Büchelchen ab — so zweckmäßig, berechnet sind sie. Viele von ihnen sind in die dickleibigen Gesetzbücher anderer, späterer Völkerschaften übergegangen, und werden da ihren wohlerworbenen Platz noch ferner mit Ehren zu behaupten wissen. —

In religiöser Beziehung hat die Mosaische Gesetzgebung eine auffallende Sonderbarkeit an sich. Der jüdische Staat war ein Gottesstaat, seine Verfassung eine von Gott gegebene, und dennoch enthalten die betreffenden Gesetze — selbst für rein religiöse Vergehen — keine Androhung von jenseitigen Strafen, von Teufelsqual, Höllenpein, ewiger Verdammniß u. dgl. m. Die Uebertretung irgend eines der Gesetze wurde nur „weltlich" gestraft. Was die Schriftgelehrten aus dem Buchstaben nach und nach herauszuspinnen wußten, gehört nur „zu jenen Täuschungen, die sich die Menschen in ihrem großen Eifer oft zu erlauben pflegten." —

Der Grundsatz: Verbrechen zu strafen, damit sich die Anderen fürchten, und von Wiederholung desselben abgeschreckt werden, ist — wohl mit Rücksicht auf das sittlich verwahrloste Volk — öfter ausdrücklich genannt. (5. Mos. 17, 13—19, 20). Als eine der härtesten Strafen mag diejenige erscheinen, in der es galt Aug um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Fuß um Fuß zu nehmen. (2. Mos. 21, 23—5. Mos. 19, 21—25, 12.) Allein es darf nicht übersehen werden, daß ein solches Verfahren nicht nur Folge, sondern auch Beweis der allgemeinen Gleichberechtigung war. Das Auge des armen Mannes durfte nicht geringer geachtet werden, als das des Reichen. Sein einziger Werth konnte nicht durch irgend eine Geldbuße oder Abgabe ersetzt werden. Die Hand des Arbeiters war vor diesem Gesetze so kostbar, wie die des Arbeitgebers, der Zahn des Hungrigen so nothwendig, wie der des Satten. Der innere Grundsatz eines solchen Strafverfahrens war: Achte das Leben eines Jeden, achte die Werkzeuge des Lebens. — Sklaven machten von dieser strengen Regel zwar eine Ausnahme, ihr Dasein wurde aber nicht viel geringer geachtet, als das der Kinder vom Hause Gottes, denn sie erhielten für den Verlust eines Körpertheiles die goldene Freiheit. (2. Mos. 21, 26.)

Die größte Strafe war Hinrichtung durch Schwert oder Steinwürfe. Die Zeugen des Verbrechens hatten (5. Mos. 17, 7) das Recht, die ersten Steine aufzunehmen, und nach dem Verurtheilten zu werfen, dann folgte das anwesende Volk. Starb ein Verbrecher vor der Vollstreckung des Todesurtheils, so wurde sein Leichnam — zum abschreckenden Beispiel — gesteinigt, verbrannt, oder auf den Galgen gehängt. (Kreuzigung wurde erst später durch die Römer eingeführt). —

In besonderen Fällen wurde Verbannung aus der Gemeinde, aus dem Volke, oder auch Verweisung in bestimmte Städte ausgesprochen. —

Das Prügeln war keine ungewöhnliche Strafe, doch fand dabei die gesetzliche Einschränkung Statt, daß nicht Blut fließen, und die Zahl der Schläge nicht 40 übersteigen sollte. (5. Mos. 25, 2.) Die Vollstrecker pflegten übrigens nur 39 zu verabreichen, freilich weniger aus Schonung, als vielmehr im Aberglauben. (S. 79.) —

Geldstrafen kamen dem Beleidigten zu Gute und waren doppelter Art, entweder für alle Fälle bestimmt, oder dem Er-

messen der Richter und den Forderungen des Klägers überlassen. —

Als Ersatz der Strafe galt zuweilen auch ein Opfer, (3. Mos. 5 Sündopfer genannt.) —

Gestohlenes oder veruntreutes Gut mußte ersetzt werden, oft zwei-, drei- und fünffach, wie das 22. Capitel des 2. Buches Mosis ausdrücklich verlangt. Z. B. „Wenn Jemand einen Ochsen oder ein Schaf stiehlt, es schlachtet und verkauft, so soll er fünf Ochsen für Einen, und vier Schafe für Eines wiedergeben." — „Hat der Dieb nichts, (um die Schuld zu bezahlen), so soll er verkauft werden um seinen Diebstahl." — „Wenn Jemand Geld oder Geräthe zum Aufbewahren übergibt, und sie werden gestohlen, soll sie der Dieb zweifach ersetzen." u. s. w. —

In einem Gottesstaate, wie der israelitische Anfangs war, wurde jede Beleidigung der göttlichen Majestät als Hochverrath gegen die gesammte Nation angesehen, weil der Grund ihrer ganzen Verfassung in der Verehrung Jehovahs und seiner Gebote lag. Alle Verbrechen, die sich darauf bezogen, wurden daher mit dem Tode gestraft. Doch mußten es wirkliche Thaten, und nicht bloß Meinungen sein. Der Glaube war frei. Fremden Göttern (Sonne, Mond u. a (5. Mos. 17, 3) opfern, ihre Bildnisse verfertigen, von ihnen mit Verehrung öffentlich sprechen, den eigenen Gott der Nation dagegen herabsetzen u. dgl., hieß eine Schuld auf sich laden, die — nach genauer Voruntersuchung (5. Mos. 17, 2) — nur mit dem Tode (der Steinigung) gesühnt werden konnte. In wenigen Fällen trat die Verbannung ein. — Die Absicht des Gesetzes war „Vertilgung aus der Gemeinde," damit diese vom bösen Beispiele nicht angesteckt werde. Auf der andern Seite sollte durch diese Strenge auch aller Priesterbetrug verhütet werden. — Wenn eine ganze Stadt Abgötterei trieb, verlangte das Gesetz, daß mit ihr kriegsrechtlich verfahren werde, (5. Mos. 13, 12), Einwohner und Vieh sollten getödtet und alles Eigenthum verbrannt werden. —

Auffallend sind im Gesetze Mosis einige Stellen, welche auch das Lästern der fremden Götter zu verbieten scheinen, wie z. B. 2. Mos. 22, 28. Doch bedeutet der Name „Götter"

in richtiger Erklärung einen vielgebräuchlichen Titel der Obrigkeiten, deren Ansehen auch bei Nachbarvölkern zu wahren die Staatsklugheit forderte. —

Falsche Propheten wurden mit dem Tode bestraft. Ihr Verschulden bestand in Zaubereien, in Weissagung auf den Namen fremder Götter, oder auch in Vorhersagung, die sich nicht erfüllten. Darüber finden sich in der Bibel zahlreiche Bestimmungen. 2. Mos. 22, 18—3. Mos. 19, 31—20, 6, 27—5. Mos. 13—18, 10—20.) —

Ein wichtiger Theil der ganzen Gesetzgebung erstreckte sich über das sittliche, keusche und reine Verhalten der Kinder Israel. Die gröberen Verletzungen wurden mit dem Tode gestraft. Besonders heilig war die Ehe geachtet, wobei allerdings dem weiblichen Geschlechte die größere Verantwortlichkeit zugeschoben wurde. — Dabei war etwas ganz Eigenthümliches die Verordnung des sogenannten Eiferopfers (5. Mos. 5). „Wenn der Mann die Treue seiner Frau in Verdacht nimmt und eifersüchtig wird, ungewiß ob sie schuldig sei oder nicht: so soll er sie vor den Priester bringen. Nach einem Opfer von Gerstenmehl ohne Oehl und Weihrauch enthülle dieser ihr Haupt, halte vor sie ein irdenes Gefäß voll verfluchten bitteren, mit Staub des Fußbodens gemischten Wassers, und beschwöre sie mit dem (wörtlich vorgeschriebenen) Fluch. Die Frau spreche dazu ein doppeltes Amen, und trinke jenes Wasser, nachdem mit ihm auch ein mit jenen Fluchworten beschriebener Zettel abgewaschen worden war; dann wird es sich an ihrem Körper offenbaren, ob sie schuldlos sei. Ist sie es, so wird es nicht schaden, ist sie es nicht, so wird sie schwer erkranken" u. s. w. Bei der Großartigkeit der Ceremonie und der Schauerlichkeit der Fluchworte war allerdings sehr darauf zu rechnen, daß sich das schuldvolle Bewußtsein auch körperlich offenbaren könnte. —

Das Leben der Menschen, als sein höchstes Gut, wurde in gerechter Weise ganz vorzüglich unter den Schutz der Gesetze gestellt. Verschiedene bestimmte Fälle der Verletzung sind angegeben. (z. B. 2. Mos. 21, 12—3. Mos. 24, 17—4. Mos. 35, 17.) — Selbst das Thier, das ein Menschenleben vernichtete, wurde schwer gestraft, (2. Mos. 21, 28), nicht als ob es für zurechnungsfähig gehalten worden wäre, sondern um die Hochachtung des menschlichen Daseins bei den Menschen selbst zu wahren und zu erhöhen. — Um das Le-

ben des Besitzlosen nicht in Gefahr zu bringen, war es verboten, ein Lösegeld für begangenen Mord anzunehmen. Dem Reichen wäre es sonst nicht schwer geworden, den Armen an seinem Leben zu kränken, wenn er das Unbezahlbare hätte bezahlen dürfen. —

Für den Fall, daß der Mörder unbekannt bliebe, verordnete das Gesetz (5. Mos. 21, 1): „Wenn man einen Erschlagenen im Lande findet, im Felde, und der Mörder unbekannt ist, sollen die Aeltesten und Richter hinausgehen, und von der Leiche an die Strecke messen zur nächsten Stadt. Deren Obrigkeiten sollen eine junge Kuh in einer kiesigten Schlucht tödten und opfern. Darauf sollen sie an die Leiche herantreten, und die Hände waschend sprechen: Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen, uud ebenso haben haben es unsere Augen nicht vergießen sehen. Sei gnädig, Herr deinem Volke Israel, und rechne ihm das unschuldige Blut nicht an.“ —

Das Vorrecht, einen Todtschlag zu bestrafen hatte — nach einem unter allen Orientalen üblichen, uralten Herkommen — der erste Verwandte des Erschlagenen. Er hieß der Bluträcher. Nur wenn dieser die Strafe unterließ, durfte die Obrigkeit genugthuend eintreten. — Für den Fall einer absichtslosen oder zufälligen Tödtung nahm das Mosaische Gesetz den unglücklichen Schuldigen gegen die Blutrache dadurch in Schutz, daß es Zufluchtsstätten bestimmte, in die sich der Verfolger retten konnte. (4. Mos. 35, 25—5. Mos. 4, 41—19, 3.) Bis zum Tode des gesalbten Hohenpriesters dauerte das Recht der Blutrache, dann hörte es auf, und der Schuldige durfte aus seiner Zufluchtsstadt ohne Gefahr hervorgehen. Verließ er sie aber früher, so durfte ihm der Bluträcher ungestraft das Leben nehmen. —

Besonders schwere Strafen bestimmte die Mosaische Gesetzgebung gegen ungerathene Kinder, (wobei allerdings die ungerathenen Eltern, nicht wie es sein müßte, auch mit bedacht worden sind.) Das kleine Familienleben war an sich schon ein Abbild jenes Verhätnisses, in welchem das ganze Volk vermöge seiner Staatsverfassung zu Jehovah stand. Dazu kam aber noch ein Beweggrund, den kein weiser Gesetzgeber übersehen konnte: die Sittlichkeit und Ehrwürdigkeit des Familienlebens als erste Bedingung der staatlichen Festigkeit und Kraft. Daher kann es nicht befremden, wenn verordnet war, „daß ein böses Kind, selbst für Eigenwilligkeit und Un-

gehorsam gegen seine Eltern, vor dem Thore der Stadt gesteinigt und so aus der Gemeine ausgerottet werde." (5. Mos. 21, 18—27, 16: 2. Mos. 21, 15 u. 17; 3. Mos. 20, 9.) —

Unter den Lastern fand Trunkenheit die Strafe der Steinigung, wahrscheinlich darum, daß sie im Oriente einen besondern Grad der Gefährlichkeit erreichte, und meistens unverbesserlicher Art war. —

Eine gleiche Strafe wurde — wenn auch aus weniger triftigen Gründen — denen zuerkannt, welche die Ruhe des Sabbats durch irgend eine Beschäftigung störten. Höchst merkwürdig sind darin die Bibelstellen 2. Mos. 35, 1 und 4. Mos. 15, 32. —

Das gerichtliche Prozeßverfahren, wie es Mosis Gesetzbuch vorschrieb, war höchst einfach. Es fand vor dem Thore öffentlich Statt. Die Richter durften nicht Geschenke annehmen, weil durch sie „auch weise Leute blind werden." Advokaten gab es nicht. Zeugenschaft war in der Regel von Wichtigkeit, so daß sie über Schuld oder Unschuld allein entschied. Nur vereidete Zeugen waren zuläßig, und galten deren nur immer zwei oder drei, niemals Einer allein. (So z. B. 4. Mos. 35, 30.) Fanden sich die nöthigen Zeugen nicht, so hielt es das Gesetz für besser, den Schuldigen ungestraft zu lassen, als einen vielleicht Unschuldigen zu strafen. Sobald der Zeugenbeweis gegeben war, verlangte das Gesetz kein Geständniß des Verbrechers, sondern die sofortige Aburtheilung. Daher spricht dasselbe auch nicht von Erpressungen des Eingeständnisses, von Tortur oder künstlichen Verhören. — Die Vollstreckung der Strafe geschah auf der Stelle. — Die Leiche eines Hingerichteten durfte (nach 5. Mos. 21, 22) nicht über Nacht unbegraben bleiben. — Ein besonders edler Zug der Mosaischen Gesetzgebung liegt in der Verachtung aller Angeberei, (Denunciation und Spionirthum.) „Du sollst nicht als Angeber unter deinem Volke herumschleichen, und gegen Blut (Leben) nicht auftreten. Ich bin Jehovah! Du sollst deinen Bruder nicht heimlich hassen; du kannst ihn, wenn er Böses thut, ermahnen, denn dann bist du seiner Sünde nicht theilhaftig." (3. Mos. 19.) —

Das Gesetzbuch enthält übrigens viele Vorschriften, ohne

daß eine Strafandrohung beigefügt wäre. Dafür ist (in 5. Mos. 28) eben so, wie für die Befolgung ein Segen, für die Nichtbefolgung des Gesetzes ein summarischer Fluch ausgesprochen, der durch seine Ausdrucksweise höchst eigenthümlich, schreckhaft und böse ist: „Wenn du nicht der Stimme des Herrn gehorchen, und seine Gebote und Rechte halten wirst, so werden alle diese Flüche über dich kommen. Verflucht wirst du sein in der Stadt und auf dem Acker. Verflucht wird sein dein Korb und dein Uebriges; die Frucht deines Leibes, deines Landes, deiner Ochsen, deiner Schafe. Verflucht wirst du sein, wenn du ein- und ausgehest. Der Herr wird unter dich senden Unfall, Unrath, Unglück in Allem was du unternimmst; er wird dir die Sterbedrüse anhängen, und dich schlagen mit Geschwulst, Fieber, Hitze, Dürre, giftiger Luft und Gelbsucht. Dein Himmel über dir wird ehern, und die Erde unter dir eisern sein. Der Herr wird deinem Lande anstatt Regen Staub und Asche vom Himmel geben und dich vor deinen Feinden schlagen; auf Einem Wege wirst du vor ihnen ausziehen und auf sieben Wegen vor ihnen fliehen. Dein Leichnam wird dem Gevögel des Himmels und allen Thieren zur Speise sein, und es wird Niemanden geben, der sie verscheucht. Der Herr wird dich schlagen mit egyptischen Drüsen, Feigwarzen, Grind und Krätze, mit Wahnsinn, Blindheit und Herzensraserei, und du wirst auf deinem Wege kein Glück haben, sondern lebelang Gewalt und Unrecht leiden. Ein Haus wirst du bauen, aber nicht darin wohnen, einen Weinberg pflanzen und nicht genießen," u. s. w., u. s. w. — Fast nimmt der schreckliche Fluch kein Ende. (Ein anderer, nicht viel milderer, findet sich im 3. Mos. 26.) — Und doch! Wie mochte er sich oft erfüllt haben, wenn die Gesetze der Natürlichkeit, Reinlichkeit, Mäßigung und Ordnung in den Familien wie im Staate unbeachtet blieben! — Jedes Unrecht ist ja Störung des Gleichgewichts im Weltall, sagt selbst die Weisheit eines Chinesen. —

Einer der hohen Vorzüge des Mosaischen Gesetzbuches besteht darin, daß die Grundabsicht überall durchleuchtet, seine Verletzung zu verhüten. Armuth und Noth z. B. sind sehr häufige Ursachen von Verbrechen aller Art, damit dieselbe aber nicht zusehr um sich greife, sind im Gesetze selbst die ein-

fachsten und wirksamsten Vorsichtsmaßregeln in wahrhaft menschenfreundlicher Weise ergriffen, so daß der jüdische Nothleidende darin seinen Schutzgeist und Retter erkennen und sich vor Verbrechen bewahren konnte. Folgende Bibelstellen können hiervon den Nachweis liefern:

(5. Mos. 15, 7): „Wenn deiner Brüder irgend Einer arm ist, in irgend einer Stadt des Landes, das dir der Herr, dein Gott geben wird, so sollst du dein Herz nicht verhärten, noch deine Hand zuhalten gegen deinen armen Bruder: sondern du sollst sie aufthun und ihm leihen soviel als er bedarf.“ — Und (3. Mos. 25, 35) „wenn dein Bruder verarmt und neben dir abnimmt, so sollst du ihn aufnehmen wie einen Fremdling und Gast, daß er neben dir lebe.“ — „Du sollst ihm dein Geld nicht auf Wucher borgen, und keine Nahrung auf Uebersatz reichen.“ — (2. Mos. 22, 25) „Wenn du Geld leihst meinem Volke, das bei dir und arm ist, so sollst du es nicht zu seinem Schaden thun.“ —

(2. Mos. 22, 26): „Wenn du von deinem Nächsten ein Kleid zum Pfande nimmst, so sollst du es, ehe die Sonne untergeht, ihm wiedergeben, denn es ist die einzige Decke seiner Haut.“ (5. Mos. 24, 10): „Wenn du deinem Nächsten irgend eine Schuld geborgt hast, sollst du nicht in sein Haus treten, um ihm ein Pfand abzunehmen, sondern sollst du draußen stehen, er aber wird dir das Pfand herausbringen. Wenn er aber bedürftig ist, sollst du dich über seinem Pfande nicht schlafen legen, sondern es ihm vor Sonnenuntergang wiedergeben.“ —

(5. Mos. 24, 14): „Den verdienten Arbeitslohn sollst du dem Dürftigen und Armen nicht vorenthalten, er sei Fremdling oder Einer von den Brüdern.“ — Wenn du auf deinem Acker geerntet, und eine Garbe vergessen hast, sollst du nicht umkehren, sie zu holen, sondern sie soll des Armen sein. Wenn du deine Oelbäume geschüttelt hast, sollst du nicht nachschütteln, sondern das Uebrige soll dem Fremdling, den Waisen und Wittwen gehören. Wenn du deinen Weinberg gelesen hast, sollst du nicht nachlesen, sondern den Armen lassen. Du warst auch (armer) Knecht im Egyptenlande, darum befehle ich es dir.“ —

„Bettler soll es unter euch nicht geben, (5. Mos. 15, 4); es werden aber allzeit Arme im Lande sein, darum sage und gebiete ich, daß du deine Hand aufthust dem bedrängten und armen Bruder deines Landes.“

Den Schuldnern solle jedes siebente Jahr, den Besitzlosen jedes fünfzigste zu Hilfe kommen.

(5. Mos. 15.) „Alle sieben Jahre sollst du ein Erlaßjahr halten. Dabei soll es also zugehen: Wenn Einer seinem Nächsten etwas geliehen hat, soll er es in diesem Erlaßjahre nicht mehr einfordern," (so daß jener schuldenfrei wird.) —

(3. Mos. 25, 10.) „Das fünfzigste Jahr sollt ihr heiligen — es soll ein Halljahr (Jubeljahr) sein, wo Jeder wieder zu seinem Eigenthum kommt." — Wer also seinen Acker u. dgl. aus Noth verkaufen mußte, erhielt ihn im Jubeljahr als Eigenthum und ohne allen Ersatz wieder.

Ein eigentlicher Verkauf sollte gar nicht Statt finden, und wenn es dennoch geschah, sollte es dem Verkäufer erleichtert werden, sein Eigenthum wieder zu erwerben. (3. Mos. 25, 23) „Das Land sollt ihr ewiglich nicht verkaufen, denn es ist mein (Jehovahs) und ihr seid vor mir nur Fremdlingen und Gästen gleich." — „Wenn dein Bruder verarmt ist, und verkauft dir seine Habe, es kommt aber sein Freund, solches wieder einzulösen, so soll er es haben. Hat er aber keinen, der es ihm auslöst, und kann er soviel erwerben, um es (wenigstens) theilweise auszulösen, so soll man rechnen von der Zeit, wo er es verkauft hat, und ihm die übrigen Jahre einräumen. — Kann er aber nichts erwerben, so soll er warten bis zum Halljahr." — Solche Gesetze mußten den Verarmten zum Fleiße und zur Thätigkeit, den Besitzenden zur Milde anspornen. — Nur ein Stadthaus bildete von dieser Regel eine Ausnahme. (3. Mos. 25, 29): binnen Jahresfrist konnte es der Verkäufer um denselben Preis einlösen, dann (auch im Jubeljahr) nicht mehr. Ein Landhaus wurde jedoch dem Acker gleich geachtet. —

Ein anderer Zug der M e n s ch l i ch k e i t und G e r e ch t i g k e i t des Mosaischen Gesetzes lag darin, daß sich die Strafe für ein Verbrechen nur immer einzig und allein auf jenen erstreckte, d e r e s v e r s ch u l d e t hatte, nicht aber auch auf seine Eltern, Kinder u. s. w. Jene Rachsucht, welche bei den orientalischen Völkern so gewöhnlich war, schuldlose Verwandte und so hart als möglich zu strafen, durchwehte die mosaischen Gesetze nicht: es war darin nicht einmal von einer E i n k e r k e r u n g die Rede, einer Strafe, wobei eben die Angehörigen, wenn sie ihres Ernährers beraubt sind, mitgestraft werden. — Ausdrücklich heißt es (5. Mos. 24, 16): „Die Väter sollen

nicht für die Kinder, noch Kinder für die Väter, sondern ein Jeglicher soll für seine Sünde sterben." — Nicht immer scheint indessen dieses gerechte Gesetz auch wirklich beobachtet worden zu sein, denn im 2. Buche der Könige 14, 6 wird es als eine ehrenvolle Ausnahme angeführt, daß König Amazia nur die Mörder seines Vaters tödten ließ, nicht auch deren Kinder, (was 2. Chronik 25, 4 bestätigt wird.) —

Kein Gemälde ohne Schatten, kein Menschenwerk ohne Gebrechen! — In der Mosaischen Gesetzgebung ist von den Rechten, die mit dem Juden geboren waren, allerdings die Rede, nicht aber von jenen, die mit einem jeden Menschen auf die Welt kommen. Immer wird da von dem „Bruder" und vom jüdischen „Nächsten" in ganz ausgesonderter Weise gesprochen. — Der nicht beschnittene Fremde, der unter dem auserwählten Volke leben mußte, der Knecht die Magd nnd namentlich die Frauen, standen nicht auf demselben Rechtsboden, wie der Judenmann. Von ihnen ist nur ausnahmsweise die Rede. Die ganze Gesetzgebung ist von dem Vorzuge des männlichen, beschnittenen Geschlechtes durchdrungen. Die Strafen sind für Fremdlinge und Frauen größer, die Privilegien kleiner.

Zwar heißt es z. B. (im 3. Mose 24, 22): „Es soll einerlei Recht unter euch sein, dem Fremdling wie dem Einheimischen" — und (2. Mos. 12, 49) auch „einerlei Gesetz": aber — um nur Beispiele anzuführen — der außerordentliche Nutzen eines Erlaßjahres kam den Unbeschnittenen nicht zu Statten. (5. Mos. 15, 2): „Wenn Einer seinem Nächsten geliehen hat in der Noth, soll er es von ihm nicht mehr einmahnen im Erlaßjahre. Von einem Fremden mag er es thun, aber dem Bruder soll er es erlassen." —

(3. Mos. 19, 33) befiehlt sogar: „Wenn ein Fremdling bei dir ist, den sollst du nicht schinden; er soll bei dir wohnen, wie ein Einheimischer, und du sollst ihn lieben, wie dich selbst" — aber (5. Mos. 7) sagt: „Du (Volk Israel) wirst alle andern Völker fressen — du sollst dich mit ihnen nicht befreunden — deine Töchter sollst du nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter nicht den deinen. — (5. Mos. 23): „Den Nachkommen der Amoniter und Moabiter sollst du — bis in das zehnte Glied — unter die Gemeinde nicht kommen lassen, und sollst ihm weder Glück noch Gutes wünschen." — (5. Mos. 23, 19): „An deinem Bruder sollst du nicht Wucher treiben

weder mit Geld noch mit Speise, aber an dem Fremden magst du es thun." — (5. Mos. 25, 19): „Auch wenn du zur Ruhe kommst mit allen deinen Feinden, sollst du doch selbst das Gedächtniß der Amalekiter austilgen unter dem Himmel. Das vergiß nie." —

Um wie viel die Frauen in ihren Menschenrechten zu kurz kamen, zeigen am besten die Verordnungen über Ehe, Unkeuschheit, Männersinnlichkeit u. s. w. —

„Der Menschenliebe Worte, des Menschenhasses Thaten hier sind sie eng verschwistert." —

Die Gesetzgebungen alter Völker tragen das Gepräge ihrer Urheber an sich: kann aber auch nur eine einzige Anordnung der höchsten Gottheit fehlerhaft sein? —

Der Berg Sinai, auf dem Jehovah und Moses stehen, ist noch immer, wie es zu Zeiten alle hohen Berge sind, in Wolken oder — Nebel eingehüllt; er raucht, und erfüllt den, welcher hinsieht, mit geheimnißvoller Ehrfurcht: aber woher kommen die Wolken, die Nebel? — Vom Berge? — Nein, aus dem Thale. —

Jehovah gebot seinem Volke das ganze Gesetz zu halten ewiglich und setzte den schlimmsten Fluch, den besten Segen darauf. Aber das Volk ist zerstreut in aller Herrn Länder und muß sich den Geboten der neuen Heimath fügen. Es kann nicht das ganze Gesetz erfüllen. Was thut Jehovah? —

Groß sind die Verheißungen Jehovahs, die den „Auserwählten" einst zu Theil werden sollten. Einige sind in Erfüllung gegangen. Vor den Uebrigen — hätte das ewige Volk zweifelhaft stehen und seufzen mögen:

„Es liegt vor mir das Wort des Herrn,
Die Bibel, aufgeschlagen,
Daraus gemahnt mich, bleich und fern,
Ein Geist von alten Tagen.
Du hast Erlösung prophezeit —
Erlösung bringst du nicht,
Und die verheiß'ne Seligkeit
Ist — nur ein Traumgesicht." —

(L. Aston.)

Anders, aber freilich mit Ruhe und Stolz mag das Volk jetzt sein Buch als Wort des Menschen vor sich hinlegen, und — Alles wohl erwägend — sagen: „Was durch dasselbe zu vollbringen war, ist vollbracht." —

VI.

So gar viel kostet's nicht, auf Erden
Recht fromm und froh zu werden
(Neues Sprichwort.)

Obwohl die Mosaische Gesetzgebung den Zweck hatte das Volk zur vollständigen Sittlichkeit zu erziehen, und demgemäß allerlei Verhaltungsmaßregeln festsetzte: so mögen diese doch später für das Seelenheil der auserwählten Kinder Gottes nicht ausreichend gewesen sein, weil ihre Religionslehrer verschiedene andere, meistens ganz neue Vorschriften machten, nach denen der Jude unbeschadet der Mosaischen Gesetzachtung, leben sollte, um dadurch recht fromm und froh zu werden. Auf diese Weise entstand — neben der Mosaischen, weltlichen — noch eine neue, zweite Gesetzgebung, die Rabbinische oder Geistliche. —

Wenn es darauf ankam zu entscheiden, welche dieser beiden Gesetzgebungen die Wichtigere sei, so konnte an dem rabbinischen Urtheil nicht gezweifelt werden. „Alles, was ein Mensch hat, läßt er für sein Leben," sagt Satan zu Jehovah (Hiob 2, 4). Das that die jüdische Geistlichkeit auch.

„Ihr sollt wandeln in allen Wegen des Herrn," (5. Mos. 11, 22.) In diesen Worten liegt das Räthsel aller geistlichen Gerechtigkeit, und zugleich seine Lösung. — „Herr aber ist der Geist," der Herren Geist. —

Auf die höchste Stufe menschlich-heiliger Bestrebungen setzten die Gottesgelehrten — ganz im Gegensatze zur Mosaischen Gesetzgebung — das Beten. — Im Talmud kann man lesen: „Besser eine Stunde im Gebete zugebracht, als alle guten Werke; denn nicht wegen seiner guten Werke wurde zu Mo-

ses (5. Mos. 3, 27) gesagt: Steige hinauf auf die Höhe des Berges — sondern wegen seines Gebets." — „Gebet ist größer als Opfer, denn nachdem (Jesaias 1, 11) gesagt worden ist: Ich (Jehovah) bin satt eurer Opfer, wird im folgenden Verse des Gebetes gedacht. —

Schon um seiner wunderbaren Wirkung in der untern Welt, mußte das Beten unschätzbaren Werth haben, und zum allgemeinen Wohl nachdrücklichst empfohlen werden. „Rabbi Isaak hat gesagt: Wenn Jemand das tägliche Gebet (Schema) auf seinem Bette spricht, ist es so viel als hätte er ein zweischneidiges Schwerdt in seiner Hand, die schädlichen Nachtgespenster zu tödten." — Rabbi Chanina kam zu Rabbi Jochanan, dessen Sohn krank lag. „Da sagte der Vater zu Jenem: Bete für den Knaben. Er that es, streckte seinen Kopf zwischen die Knie und betete für ihn. Da ward das Kind gesund." —

„Zu seinen Schülern, die sich über ein solch Ereigniß höchlich wunderten, sagte er: Ich bin kein Prophet, noch eines Propheten Sohn, (die Wunder thun,) allein das weiß ich: wenn das Gebet schnell von meinen Lippen geht, wird es erhört und der Kranke gesund; wo nicht, (wenn es langsam vom Munde geht,) weiß ich, daß es vergeblich sei, und der Kranke sterben müsse.

„Ein heidnisches Schiff fuhr auf dem Meere. Es erhob sich ein Sturm, und Jedermann nahm sein Gottesbild in die Hand. Da war auch ein jüdisches Knäblein; zu ihm sagten sie: Mein Sohn, stehe auf und rufe deinen Gott an; wir haben vernommen, daß er euch erhöre, wenn ihr zu ihm ruft, und daß er mächtig sei. Das Kind stand alsobald auf, und rief von ganzem Herzen zu Gott, der sein Gebet gnädig annahm, und das Meer ward stille." —

Sollte jedoch das Gebet eine gute Wirkung haben, durften ihm auch die bestimmten Eigenschaften nicht fehlen. Der glückliche Rabbine kannte sie alle; sie waren Eigenthum seiner Geheimlehre. Warum sollte er aber geheim halten, was seine Brüder beseligen kann. Er lehrte daher: „Das Gebet muß folgendermaßen eingerichtet werden: Entweder müssen die Bitten nach dem Alphabet folgen, (wie z. B. die Klagelieder des Jeremias); oder es muß in Jeder eine der dreizehn Eigenschaften Gottes erwähnt werden (2. Mos. 34, 6) Herr, Herr, Gott, barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Gnade

und Treue u. s. w.); oder es müssen die ehrwürdigen Gottesnamen angeführt werden, (als Jah, El, Elohim, Zebaoth, Adonai u. s. w.) —

Die gewöhnlichste Form des Gebetes war jedoch so beschaffen, daß darin sieben Wörter des göttlichen Lobes vertheilt waren, wobei die Regel beobachtet wurde, das menschliche Anliegen mitten hinein zu verweben. Man hatte dabei das Bild irdischer Größen vor Augen, und glaubte Gottes Gnade ebenso zu gewinnen, wie die eines eiteln Menschen. Rabbi Juda sagt: „Man soll um das, was man bedarf, weder in den drei Ersten, noch in den drei letzten Bitten des täglichen Gebetes (Schema) flehen, denn nach dem Ausspruche des R. Chanina gleichen die drei Ersten einem Knechte, der seinen Herrn lobpreiset, die Mittleren dem, welcher von seinem Herrn Lohn verlangt, und die Letzten Jenem, der von seinem Herrn empfangen hat, (sich bedankt,) Abschied nimmt und seines Weges geht.“ Als Muster wurde Mosis Gebet aufgestellt, der (5. Mos. 33,) „gleich einem Anwalt, vor dem König die Sache eines Andern zu vertheidigen, nicht gleich mit seinem Anliegen, sondern mit des Fürsten Lob begonnen hat, und das eigentliche Verlangen in der Mitte sanft einfließen ließ, um dann abermals mit dem Ruhm seiner Majestät zu endigen.“ — Wer also der Menschen Herzen zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen verstand, wußte auch zu Gott recht zu beten. —

Ob das Gebet lang oder kurz sein solle, darüber war die rabbinische Meinung sehr getheilt. „Mache wenig Worte,“ sagten die Einen, „wer sein Gebet lang macht, wird nicht leer ausgehen,“ behaupteten die Andern. In der That waren die jüdischen Gebetformeln meistens sehr lang und breit. — Darüber war man jedoch einig, daß in einem jeden Gebete, und wenn es noch so kurz war, wenigstens des „Himmelreiches“ und des „Namens Gottes“ gedacht werden müsse. Das übliche Schema galt deshalb auch für ein Kraft- und Saftgebet, weil darin nicht nur dieser Beiden, sondern auch des Auszugs aus Egypten Erwähnung geschah. —

Eine hohe Bedeutung hatte auch das Wort Amen, das am Ende des Gebetes mit bestimmter Andacht, nicht zu schnell und nicht abgekürzt, ausgesprochen werden mußte. Das **n** desselben mußte deutlich zu hören sein, wo nicht nannte man es ein „verwaistes“ Amen.

„Zu dem Gebete eines Israeliten darf man Amen sagen,

wenn man es auch nicht ganz gehört hat, doch nicht zu dem eines Kuthäers (Ketzers); ein solches muß man erst ganz gehört haben."

Das Buch Sohar lehrt uns endlich noch, daß Nichts die Innigkeit des Betenden so sehr ausspreche, als die Anrede: „Unser Vater," *) und daß sie Keiner der drei Arten zu beten, nemlich: schweigend, schreiend und weinend, fehlen dürfte. —

Stets herrschte bei Juden der Gebrauch, sich während des Gebets in der Richtung des Tempels von Jerusalem zu bewegen, wie es die Rabbiner-Regel vorschreibt, „denn in Sion ist Gottes Wohnung ganz vorzüglich." — „Nur ein Blinder und Einer, der die Weltgegenden nicht kennt, bete nach Oben." — Ist aber sonst Jemand außerhalb des gelobten Landes, wende er sich nach Canaan, ist er in diesem Lande, gegen Jerusalem, ist er in dieser Stadt, gegen den Tempelberg, ist er aber im Tempel, richte er sich gegen das Allerheiligste; so bete ganz Israel gegen Einen Ort. — Von dieser Regel machte nur die Parthei der Essäer eine Ausnahme. —

Gar große Stücke hielt man auch auf die Fürbitte derer, die bei Gott im Ansehen stehen und sich viele, (oft überflüssige, Andern zu Gute kommende) Verdienste erworben haben. Das waren z. B. die Patriarchen, „um deren Verdienste willen alle Völker der Erde gesegnet, alle ihre Sünden getilgt werden." Am häufigsten sprechen die Schriften der Rabbinen von der Fürbitte dreier Väter (Abraham, Isaak, Jakob), und vier Mütter, (Sarah, Rebekka, Rahel, Lea), auf deren Verdienste man sich im Gebete vollständig verlassen könne. „Auch beten die Patriarchen, wie der Talmud tröstlicher Weise versichert, täglich für ihr Volk." — „Und geschähe es nicht um Abrahams, Isaaks und Jakobs, eurer Väter willen, so bliebe kein einziger von eurem Samen auf Erden übrig." —

Gab es aber je etwas Leichteres und Wohlfeileres, als Beten? —

*) Das bekannte „Vater unser" erfüllt in seiner edlen Einfachheit und Kürze die größeren Forderungen der Rabbinen; es enthält sieben Sprüche nebst der Anrede und zum Schlusse Gottes Ruhm und Preis: „denn dein ist das Reich u. s. w. Einzelne seiner Theile kommen in den vielen Rabbinischen Gebeten wörtlich vor, doch immer nur zerstreut unter einem Wortreichthum, wie er der Rabbinischen Schwatzhaftigkeit eigen zu sein pflegte.

„Blut ist Versöhnung für das Leben,“ sagt die heilige Schrift den Juden (3. Mos. 17, 11); daher es auch zur Vergebung der Sünden fließen sollte. Erst mit der Zeit änderte sich dieses Wohlgefallen Jehovahs, und was früher „zum süßen Geruch des Herrn“ gedient hatte (3. Mos. 1—6), das war ihm später zum Eckel. —

Ueber die Art und Weise, in welcher namentlich das „Sühnopfer“ dargebracht werden sollte, sprechen sich die mosaischen Vorschriften weitläufig aus, wie z. B. 3. Mos. 4. und 5. Cap.): „Der gesalbte Priester, welcher dem Volke Aergerniß gegeben hat, soll zur Sühnung seiner Schuld einen Farren vor das h. Zelt bringen, ihm die Hand (weihend) auflegen und ihn dann schlachten. — Dann soll er das aufgefangene Blut vor den Vorhang (des Allerheiligsten) bringen, mit dem Finger siebenmal ausspritzen, an die Hörner des Rauchaltars streichen und auf den Boden ausgießen.“ — Von dem Thiere mußten dann das Fett am Eingeweide, die Nieren mit ihrem Fett und das Netz über der Leber auf dem Altar, alle übrigen Theile aber sammt der Haut und dem Unrath außerhalb des Lagers verbrannt werden. Auf Grund dieser alterthümlichen Anordnung gaben die Priester ihre besonderen Befehle. —

„Wenn eine ganze Gemeinde gesündigt hat, sollte ihr Sühnopfer in gleicher Weise (wie das Priesterliche) dargebracht werden.“ —

„Wenn ein Fürst seine begangene Sünde büßen wollte, sollte sein Opfer (unter gleichen Ceremonien) ein makelloser Ziegenbock sein, wogegen eine Seele vom gemeinen Volke nur zu einer Ziege oder einem weiblichen Schaf ohne Wandel verpflichtet war.“ —

„Der Aermere jedoch brachte nur zwei Turteltauben (im Nothfall auch gewöhnliche Tauben), denen der Priester die Köpfe abkneipte.“

Das Blut der Thiere war jedenfalls im Sühnopfer eine Hauptsache, davon nur die allergrößte Armuth des Sünders entbinden konnte. Im Blute war ja das eigentliche Leben, und Blut opfern hieß das Leben opfern. Darum war auch geboten (5. Mos. 12, 27): „Das Blut des Opfers sollst du auf den Altar gießen, und darfst es selbst nie genießen, das Fleisch desselben magst du essen.“ — Dieselbe Bedeutung legte man aber auch in die Ceremonie der Beschneidung, in das Fest des Osterlammes (Passah) und in die Feier des Versöh-

nungstages. Diese drei waren — wie Einer unserer gelehrten Zeitgenossen sagt — die Bußsacramente der Juden. —

„Wann kann ein Kind der ewigen Seligkeit theilhaftig werden?“ frägt der Talmud. — „Sobald es beschnitten ist,“ lautet seine Antwort. — „Ich vergebe aus Erbarmen — spricht Gott — im Blute des Passah-(Lammes) und im Blute der Beschneidung, und will eure Seelen sühnen.“ —

Jährlich einmal — schreibt das Gesetz (3. Mos. 16) vor, — müssen die Gesammtsünden des Volkes durch ein Opfer und Fest (Versöhnungsfest) gesühnet werden. „Nur da tritt der Hohepriester mit dem Opferblute in das Innere des Allerheiligsten hinter den Vorhang vor den Gnadenstuhl, auf welchem Gott in einer Wolke jedesmal zu erscheinen versprochen hatte.“ —

Die hohenpriesterlichen Kleider, welche für dieses Fest vorgeschrieben waren, bestanden in leinenem Rock und Untergewande, leinener Binde und Mütze, und das Opfer war Einer von zwei Ziegenböcken, auf welchen eben das Gottesloos gefallen war. Der Andere, den das Loos verschont hatte, wurde in die Wüste hinausgetrieben. — Umständlich waren zwar die Ceremonien dieses Tages, aber es wurde auch die Gesammtschuld des Volkes getilgt, denn „an diesem Tage, geschah eine Versöhnung — versichert die Bibel (3. Mos. 16, 30) wonach alle Sünden gereinigt wurden vor dem Herrn“ — „Wäre der Versöhnungstag nicht, meinte R. Elieser, so würde die Welt gar nicht bestehen.“ —

Diesem Glauben wurde übrigens eine wohlthätige Richtung dadurch gegeben, daß man behauptete, es handle sich am Versöhnungsfeste um den Unterschied zwischen den Sünden gegen Gott und jenen gegen den Nächsten; von den Ersteren befreie das Fest an sich, von den Letzteren nur dann, wenn der beleidigte Bruder auch verzeihe, weshalb sich an diesem Tage oft selbst die bittersten Feinde die Hand zur Versöhnung reichten, und somit ihren Haß öffentlich Gott zum Opfer darbrachten. —

Noch viel einfacher, leichter und schneller verhalf der Glaube dem Volke zur Tilgung aller Missethaten, wenn verdienstvolle Männer unverschuldeter Weise leiden oder gar sterben mußten. — Hatte doch schon der natürliche und vielleicht unvermeidliche Tod des gesalbten und regierenden Hohenpriesters die Gedankenwirkung, daß im ganzen Lande die Rache unterbleiben mußte, und der unfreiwillige Mörder den „Bluträcher“ nicht

mehr zu fürchten hatte. Um so größer war dann die Sühnung des Volkes, wenn irgend ein gerechter Mann, freiwillig der Leidensqual sich unterzog, Gewalt litt, oder wohl gar des Martertodes starb. Dann wurde in seinem unschuldigen Blute alle Schuld gleichsam abgewaschen. —

Daß ein solcher Glaube stets herrschend war, und von den Religionslehrern kräftig genährt wurde, davon geben die alten Rabbinerschriften vielfache Beweise. „R. Chija hat gesagt: Die Söhne Aron sind am ersten Tage des (Monates) Nisan gestorben; warum wird nun am Versöhnungsfeste ihres Todes gedacht? Deßhalb, damit du daraus lernest: Wie der Versöhnungstag für Israel, so sühnt auch der Tod der Gerechten für Israel. —

„R. Bo sagt: Warum berichtet die heilige Schrift den Tod Mirjams (Mosis Schwester 4. Mose 20, 1.) gleich nach dem Abschnitte von der rothen Kuh? (4. Mos. 19) — darum, damit du lernest: Wie die Asche der rothen Kuh für Israel sühnt, so sühnt auch der Tod der Gerechten (Mirjam) für Israel.“ — Im 4. Buche der Makkabäer steht folgendes: „Man sollte den Sieben (Brüdern) folgende Grabschrift setzen: Hier liegen begraben ein heiliger Greis und sieben Jünglinge, gemordet durch die Gewaltthat eines Tyrannen, der den jüdischen Staat umstürzen wollte. Dieselben haben, im Hinblick auf Gott, durch muthige Erduldung von Martern ihr Volk erlöst.“ — (S. 58. Anmerkung.)

Wie genügsam übrigens der Glaube manchmal werden konnte, beweiset eine Stelle der jerusalemischen Gemara, welche sagt: „R. Jehuda, der Heilige, lebte 17 Jahre zu Zipporis. Von diesen 17 Jahren litt er 13 an Zahnschmerzen. R. Jose berichtet: Während dieser 13 Jahre starb nichts Lebendiges im Lande Israel, und keine Frau that eine Fehlgeburt.“ Das Verdienst des leidenden Heiligen wirkte nemlich dahin, daß Gott über das Land kein Unheil verhängte. Das Ansehen der Priester hat wenigstens unter solchen Meinungen gewiß nicht gelitten. —

Desto schwerer war die vorgeschriebene Buße. (Ezech. 33, 11): „So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich be-

kehre von einem sündhaften Wesen und lebe." — (18, 32) „Darum bekehret euch, spricht der Herr, so werdet ihr leben." — Nach der rabbinischen Lehre mußte aber die Buße der Begnadigung von Sünden vorhergehen, und wurde stets auf das nachdrücklichste empfohlen. Merkwürdig ist, daß man auch die Ankunft des Befreiers (Messias) mit der Buße des Volkes in Zusammenhang brachte. „Raf hat gesagt:" „Alle Fristen des Messias sind vorüber, seine Ankunft hängt jetzt bloß noch von der Buße und von guten Werken ab." — „R. Eliezer hat gesagt: Wenn die Israeliten nicht Buße thun, werden sie nimmer erlöst." — Der Talmud erklärt aber geheimnißvoll (Trakt. Sanh.): „Die zwei verheißenen Erlöser der Menschen sind Buße und gute Werke." Indessen lehrt die Geschichte, daß das auserwählte Volk nie dahin gekommen ist, vollständige Buße zu thun. —

Die Rabbinen lehrten ferner, daß eine Buße nicht recht sei, wenn der Büßende seine Sünden nicht laut bekannte, (beichtete.) Sie übersetzten daher auch manche Bibelstellen in diesem Sinne. Z. B. lautet die Stelle (1. Mos. 48, 8: „Juda, du bist es, dich werden deine Brüder loben") in den Rabbinerschriften also: „Juda, du hast gebeichtet, nach deiner That mit der Thamar, deßhalb werden dich deine Brüder loben, und nach deinem Namen Juden genannt werden." —

„Ein Jeder, der seine Sünden beichtet, hat Theil am ewigen Leben. Beweis dafür das Beispiel Achans, zu dem Josua sprach: (Jos. 7, 19): Mein Sohn, gib dem Herrn, dem Gott Israel die Ehre, und beichte und sage an, was du gethan hast, und läugne mir Nichts. (Achan bekannte.) Woraus lernen wir, daß ihm seine Sünde vergeben wurde? Aus dem Spruche (v. 25): Weil du uns betrübt hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage," (d. h. an keinem Andern mehr, als nur an diesem — wo freilich der Arme, trotzdem er reuig gebeichtet hatte, sammt seinen Angehörigen vom Volke gesteinigt wurde. Dagegen wird (v. 26) hinzugefügt: „Also wendete sich der Herr von dem Grimme seines Zornes." —

Ueber die Art und Weise der Beichte waren die Rabbinen nicht einig. Einige meinten, es müßten dabei alle bösen Werke einzeln aufgezählt werden, Andere dagegen, es sei das nicht nöthig. — Das Hauptaugenmerk richteten sie auf die beständig drohende Gefahr des Todes, dessen Stunde Niemand wisse, und wie in jenem Leben weder Beichte noch Buße mög-

lich sei; daher sei es auch ein großes Verdienst, einen Sterbenden zur Beichte zu bewegen (Mischnah Sanh): „Ist Einer zum Tode verurtheilt, so soll man, 10 Ellen von dem Orte der Steinigung entfernt, zu dem Verbrecher sagen: Bekenne deine Sünden; denn es ist gewöhnlich, daß die, welche man zum Tode führt, zuvor noch ihre Sünden beichten, weil wer dies thut, Theil am künftigen Leben hat.“ — „Kann aber der Verbrecher (aus Todesangst) ein solches Bekenntniß nicht ablegen, so sage man zu ihm: Sprich: Mein Tod ist die Versöhnung aller meiner Missethaten.“ Das — meinten die jüdischen Prediger — reiche im Nothfalle hin. —

Auch der Glaube machte den Juden selig, oder: Auch den Juden machte der Glaube selig. Die Priester bewiesen es aus ihren heiligen Schriften. (2. Chronik 20, 20): „Höre mir zu, Juda und ihr Einwohner zu Jerusalem: Glaubet an den Herrn, euren Gott, so werdet ihr sicher sein; und glaubet seinen Propheten, so werdet ihr Glück haben.“ — (Jesaias 28, 16): „So spricht der Herr Herr: Sieh, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist Wer glaubt, der fliehet nicht.“ (Jeremias 5, 3): „Herr, deine Augen sehen auf den Glauben.“ —

In den alten Rabbinerschriften stehen Aussprüche, die uns den Reitz der Neuheit nicht vermissen lassen. Es werden und sind — wie sie versichern — die Gläubigen nur allein selig. Die Zeit vor der Ankunft des Messias, arm an Glauben, mußte daher höchst gottlos sein. „Den Ungläubigen nutzt die Buße nichts, sie sind ewig verloren.“ Daher giebt es auch „außer Israel kein Heil.“ „Am Leben eines Ketzers ist nichts gelegen.“ „Heiden und Solche, die kein Vieh weiden, braucht man nicht aus dem Brunnen, (in den sie gefallen sind), herauszuziehen, (man darf sie auch nicht hineinwerfen): aber Ketzer, (Glaubens) Verräther und Abtrünnige soll man hinunterstürzen und keineswegs wieder herausziehen.“ (Avoda Sara.) — *)

Zu den wohlfeileren und Seligkeitsmitteln gehörte dann auch noch das Nichtsthun am Sabbat, wie es die Prie-

*) Daraus mag sich der wüthende Haß erklären, mit welchem die ersten Christen von ihren Stammgenossen verfolgt wurden. —

ster ganz ausführlich anordneten. „Hätte Israel den Sabbat stets so gehalten, wie es das Gesetz verlangt, so würde nie ein Volk seiner Herr geworden sein.“ Als Beweis dafür folgt die Erzählung 2. Mos. 16: Am siebenten Tage gingen Etliche hin zu sammeln und fanden nicht; bald darauf kam der Feind Amalek und stritt zur Strafe jener Sabbatverletzung wider Israel. — „Wer den Sabbat vollkommen feiert, dem wird es so angerechnet, als wenn — er ihn erschaffen hätte.“ — „Alles Unglück kommt von Entweihung des siebenten Tages. Es bricht keine Feuersbrunst an einem Orte aus, ohne das Verletzung des Sabbates daran Schuld wäre, wie geschrieben steht.“ (Jeremias 17, 27.) — Viele Juden glaubten auch, daß an der Zerstörung der Stadt und des Tempels einzig und allein Schändung des Sabbats Schuld trage. Was konnte leichter sein, als Ruhe am Sabbat. Die Menschen brauchten nur nichts zu thun. Aber es scheint ihnen doch schwer geworden zu sein. Thätigkeit liegt schon im Blute, im Leben. — Es läßt sich übrigens denken, das mancherlei Unglück an einem Tage vermieden wurde, an dem die Menschen gar nichts thaten. —

Die Werke der Sebstverläugnung, welche die Moralprediger des jüdischen Alterthums vorzüglich, aber ziemlich fruchtlos, empfohlen haben, bestanden in Nächstenliebe, Wohlthätigkeit, Demuth, Keuschheit, Fasten u. s. w. Sonst brachten sie die gesammte Pflichterfüllung in den Einen sinnreichen Satz: „Ihr sollt wandeln auf den Wegen des Herrn,“ (5. Mos. 11, 22), d. h. ihr sollt Gott nachgehen, nachahmen. Die Wege des Herrn sind aber — sagten sie — in dem Spruche (2. Mos. 34, 6) angezeigt: „Herr, Gott, barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Güte und Treue, der du beweisest Gnade und vergiebst Missethat“ u. s. w. —

Als Grundlage einer solchen gottähnlichen Sittlichkeit wurde nun in den alten Rabbinerschriften vor Allem die Liebe zu Gott und Nächsten angegeben. (Pirka Asoth): „Antigonus Isch Sopho pflegte zu sagen: Ihr sollt nicht sein, wie Knechte, die ihrem Herrn dienen, in der Absicht Lohn zu empfangen, sondern wie Knechte, welche ihrem Herrn dienen, ohne Absicht, Lohn zu empfangen,“ (d. h. aus Liebe). — (Barachot

Jerusch): „Thue Gottes Gebote aus Liebe, und thue sie zugleich aus Furcht." —

Die Nächstenliebe, wie sie eben beim Judenthum in der Erinnerung seiner Geschichte als Judenliebe verstanden werden konnte, wurde vielfach in den rabbinischen Ermahnungen hervorgehoben. Man deutete vorzüglich auf den jüdischen Ausspruch hin, der sich im 3. Buche Mosis 19, 18 vorfindet: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Hier fügte Rabbi Akiba (mit vielen andern Rabbinen) ausdrücklich hinzu, „das sei die erste Regel im ganzen Gesetzbuche." —

Demgemäß wird ferner in einer der Rabbinerschriften (Schabath) erzählt: „Ein junger Heide kam zum Rabbi Hillel, dem Aelteren, und bat ihn, den ganzen Inhalt des Gesetzes auf das Kürzeste auszusprechen. Rabbi Hillel antwortete: Was du nicht willst, daß man dir thue, das füge auch keinem Andern zu; das ist die Summe des Gesetzes, alles Andre dient nur zur Erklärung (dieses Einen)." — Dieselbe Sache wird noch öfter in anderen alten Religionsschriften jüdischer Gottesgelehrten vorgefunden. —*)

Zu den Werken der thätigen Nächstenliebe rechnet man vorzüglich Besuch bei Kranken, Tröstung der Leidenden, Nährung der Hungrigen, Schenkungen an Arme und Begräbniß der Todten. — Namentlich galt das Almosengeben für eine echt jüdische Handlung. „Rabbi Josua hat gesagt: Wie beweiset man, daß, wer kein Almosen gibt, gleich ist dem Götzendiener? Aus dem Spruche (5. Mos. 15, 9): Hüte dich, daß nicht in deinem Herzen ein Belialsstück sei" u. s. w. — Auch die Bibel rühmt die große That der Almosenspenden, (Tobias 12, 9): Almosen erlösen vom Tode, tilgen die Sünde, erhalten beim Leben." — (Daniel 4, 24): „Mache dich los von deiner Missethat durch Wohlthat an den Armen; so wird Gott Geduld mit dir haben." — (Sprichw. 16, 6): „Durch Güte und Treue wird Missethat ersetzt" u. s. w. — Selbst dem, der aus Versehn Almosen gibt, verheißt das Gesetz Segen des Himmels, (5. Mos. 24, 19), um wie vielmehr dem, der es freiwillig thut." —

Bei der Art, in welcher der jüdische Nationalstolz beständig durch die Beziehungen auf Jehovas Bund und Zusage ge-

*) Unbegreiflich ist, wie christliche Theologen, die ganz gleiche Lehre allen andern Religionen ab- und der christlichen allein zusprechen.

stachelt wurde, war dann die Demuth wirklich zu einer jener größeren Anforderungen geworden, welche nur schwer und selten erfüllt wurden. Außer in den Psalmen und moralischen Sprüchen wird in der Bibel nicht gar viel über dieselbe gesagt. Die Rabbinenschriften berufen sich vorzüglich auf Moses und sagen, „er sei demüthig vor allen Menschen auf Erden gewesen." (4. Mos. 12, 3) „Moses, unser Lehrer wird in der Schrift nicht wegen seiner Weisheit gepriesen, noch wegen seines Gesetzes, noch wegen seiner Stärke, sondern wegen seiner Demuth." —

Im Allgemeinen stellten die alten Sittenlehrer eine jede Art Enthaltsamkeit als verdienstvolle Handlung dar, besonders aber Keuschheit und Nüchternheit. Für jene mußte nun der Erzvater Joseph als (einzig) musterhaftes Vorbild glänzen, für diese dagegen fehlte es nicht nur an großen Beispielen, sondern die Sittenprediger waren auch nicht immer einerlei Meinung. Sagten z. B. die Einen: „Wenn Jemand am Sabbath fastet, so werden alle Strafurtheile des Gerichtes für ihn vernichtet, und sollten sie auch von 70 Jahren her sein:" so meinten die Andern wieder, wegen der „überflüssigen Seele" lasse sich am Sabbat nicht gut fasten. (S. 175.) — Die Bibel selbst enthält in der That nur sparsame Vorbilder dieser Tugend, während von ihren Gegensätzen häufig die Rede ist. —

Wie viel und wie wenig mußte stets zum Heil der Menschen dienen! —

VII.

— — „Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten nennt,
Das ist im Grund der Herrn eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln." —
(Göthe's Faust.)

Bei keinem Volke der alten Geschichte wurden größere Anstalten gemacht, als bei dem jüdischen, um jene allmächtige Einigkeit herzustellen, welche stets die Quelle des Ruhmes und der Ausdauer einer Nation ist. — Sie kam theilweise zu

Stande, und hat sich im wechselvollen Laufe der Jahrhunderte einen Namen erworben; aber sie gelang nie in der Art, wie beabsichtigt worden war. —

Wie kurz und gedrängt auch die Nachrichten sein mögen, welche die ältesten Urkunden über die Schicksale des jüdischen Volkes geben, sie schweigen nicht von den mannigfachen Zerwürfnissen des Judenthums in politischer und religiöser Beziehung, sondern vielmehr wissen sie beständig davon zu reden. Namentlich traf die auserwählten Kinder Jehovahs kein milderes Geschick, als das ist, welches den Heiden, wohl allen Menschen, zugetheilt ist, nemlich Uneinigkeit des religiösen Glaubens, besonders unter Gelehrten. Sie wollten das Volk in der Einigkeit des Glaubens erhalten, konnten sie aber unter sich nie zu Wege bringen. Gott selbst hat seinen Willen geoffenbaret, hat gesprochen, hat mit seinem Finger geschrieben: das glaubte man fest in der Hauptsache; aber wenn es auf die Bestandtheile dieses Glaubens ankam, dann gingen die Meinungen auseinander. Und Gott? — Führte sie nicht zusammen.

Ein großer Zwiespalt in Religionsangelegenheiten entstand z. B. zwischen den Schulen Hillel und Schamai. Die Veranlassung war eine anscheinend geringfügige. Rabbi Schamai lehrte, „der Himmel sei zuerst geschaffen worden, dann nach ihm erst die Erde:“ Rabbi Hillel dagegen behauptete, „zuerst wäre die Erde gemacht, darnach der Himmel.“ Den Schülern dieser beiden Rabbinen schien der Streit nicht im Mindesten unbedeutend, weil sich auch andere wichtige Fragen daran knüpften, und es kam so weit, daß die zwei Partheien, deren Jede zahlreiche Anhänger hatte, mit einander handgemein wurden und Blut vergossen. — Und kein Wunder geschah, um die blutigen Gräuel zu verhüten. Wie leicht hätte da der heilige Offenbarungsgeist Frieden stiften können! — Endlich sollte das hohe Priestergericht (Sanhedrin) entscheiden. Dessen Urtheil lautete, eine Bath Kol (S. 129) habe ausgesprochen, „daß Beide, Hillel und Schammai, Recht haben, und daß ihre Lehren Gottes Wort seien.“ Dadurch blieb nun die ganze Sache vollständig unentschieden, und der Zwiespalt dauerte durch Jahrhunderte fort.

Ein anderes, älteres Zerwürfniß war das zwischen den Ländern Judäa, Samaria und Galiläa. Der streitige Punkt war vorzüglich der Tempel. Die Bewohner von Judäa hatten zu Jerusalem den einen prachtvoll gebauten Tempel,

die von Samaria einen andern einfacheren in der Hauptstadt gleichen Namens, die endlich von Galiläa keinen. Die Ersteren hielten dafür, daß ihr Tempel der einzig rechtmäßige sei, und daß die Ceremonien, welche darin gefeiert wurden, die allein seligmachenden seien. Das Gleiche behaupteten die Samaritaner von ihrem Tempel und ihren Ceremonien. Die Galiläer hingegen theilten sich nach beiden Seiten hin; die reichere Klasse hielt es mit dem schöneren und kostspieligeren Gebäude, konnte auch die bedeutenderen Abgaben und Opfer für dasselbe leichter bestreiten; die mindere Klasse hingegen neigte sich zur Einfachheit Samarias.

Diese zwei Tempelpartheien haßten sich wechselseitig mit unsäglicher Wuth, und obwohl sie sich gleicher Abstammung von Abraham, Isaak und Jakob rühmen konnten, obwohl die Ceremonien der beiden Tempel im Wesentlichen gleich waren; so wollte doch keine nachgeben, sondern sie achteten einander vielmehr für Ketzer, die schlimmer seien als Heiden.

Wenn Kinder einer Familie einander hassen, so pflegt es immer etwas gründlicher zu geschehen. —

Ein drittes, späteres Zerwürfniß bestand zwischen den sogenannten palästinensischen und griechischen Juden. Jene wohnten in dem eigentlichen Judenlande, und sprachen das schwerfällige Aramäisch; diese lebten außerhalb, in Klein-Asien, Egypten, Griechenland u. s. w. und redeten die viel verbreitete, zierliche, griechische Sprache. Die Letzteren wurden von den palästinensischen Juden nicht für ebenbürtig angesehen und Ungläubigen gleich geachtet, vorzüglich weil sie — wie es einem Juden nicht zieme — Handel trieben und eine unheilige Sprache redeten. Der tiefere Grund aber lag darin, daß die Griechenjuden gebildeter und freisinniger waren. Nur Einzelne aus ihnen machten in der allgemeineren Achtung dadurch Fortschritte, daß sie reich waren, den Tempel zu Jerusalem manchmal besuchten, und die Priester mit ansehnlichen Opferungen beschäftigten. — Der religiöse Streit dieses Zerwürfnisses drehte sich im Aeußeren vorzüglich darum, in welcher Sprache man die heil. Schriften lesen und erklären müsse und dürfe, ob in der althebräischen (aramäischen) oder auch in der griechischen. Auch hierin gab keine der Partheien nach, bis die Zerstörung Jerusalems die große Frage ganz einfach löste, und das nationale Unglück die Zankenden dadurch näher zusammen führte, daß sie in alle Welt zerstreut wurden.

Aber auch die „Eigentlichen" in der Familie Israel lebten mit einander nicht in religiösem Frieden, sondern zertheilten sich je nach den Bedürfnissen des Kopfes und Herzens, des Verstandes und Gemüthes, oder nach allgemeinen und persönlichen Rücksichten in Glaubenssekten, die einander auch nicht mit jener Liebe dulden wollten, welche „das Eine Gesetz" so nachdrücklich lehrte.

Unter ihnen war Eine, die sich nach und nach zur privilegirten Kaste ausbildete, nemlich die der Prophetennachfolger, „Schriftgelehrten." Sie zeichneten sich durch ihren Eifer für die Erhaltung des Gesetzes aus, zerfielen aber in zwei Partheien, Pharisäer und Sadduzäer. Die Ersteren klammerten sich strenge an den Buchstaben der heil. Schrift, und suchten seine Dauer vorzüglich dadurch zu sichern, daß sie ihn mit allerlei beigefügten Geheimlehren verhüllten und vor äußerer Berührung wahrten. Die Andern waren so zu sagen ihre Protestanten, und leugneten geradezu, was jene behaupteten, namentlich aber die Theile der pharisäischen Glaubenslehre, welche sie durch verständige Prüfung als pharisäische Dichtungen und als Ueberlieferungen aus Babylon erkannt hatten, wie z. B. die Lehre von Engeln und fleischlicher Auferstehung. Sie leugneten die Seelenunsterblichkeit aus dem Grunde, weil „Moses in seinen 5 Büchern nichts davon geoffenbaret hat." — Die Pharisäer bildeten durch einen zahlreichen Anhang und durch Ansehen beim Volke die stärkere Parthei, während die Sadduzäer nur auf vereinzelte Denker oder Zweifler, vorzüglich aus der wohlhabenden Klasse, zählen durften, und beim Volke so schlimm angeschrieben waren, daß sie auf irgend einen Einfluß im Lande gar nicht rechnen konnten. Nach der Zerstörung Jerusalems verschwand diese Parthei ganz und gar, während ihr Name noch eine Zeitlang als Ersatz des Schimpfwortes „Ketzer" fortlebte. —

Ein bedeutender, aber nicht immer laut genug gewordener Zwiespalt bestand endlich noch zwischen den gelehrten und ungelehrten Juden, oder, um es eigentlicher auszusprechen, zwischen den Gotteslehrern und Jenen, die von ihnen nicht lernen wollten. Die Rabbinen nannten im Allgemeinen den Menschen, der sich an sie nicht kehrte, einen Amhaarez. Nach der Meinung einzelner Rabbinen war es Einer, der nicht alle Tage Morgens und Abends die vorgeschriebene Gebetformel sprach, oder der keinen Gebetriemen trug, oder der den

Gedenkzettel, mit dem Namen Jehovah beschrieben und in einer blechernen Kapsel verschlossen, nicht an seiner Thüre hatte, oder Einer, der seine Söhne nicht im Gesetze unterrichten ließ, u. dgl. m. Andere sagten wieder, wenn Jemand zwar die Schrift studirt, aber noch nie einen Schriftgelehrten bedient hat, sei er ein Amhaarez. —

Wichtiger ist es, zu sehen, mit welcher Verachtung, ja mit welchem Hasse die Rabbinen jene ihrer Brüder verfolgten, welche einmal dieses Namens werth befunden worden sind. Das Buch Pesachim Bab. sagt hierüber: „Die Rabbinen lehren: Wehe dem Israeliten, der die Tochter eines Amhaarez heirathet, denn die Amhaarez sind ein Gräuel, ihre Weiber Ungeziefer, und von ihren Töchtern gilt der Spruch (5. Mos. 27, 21): Verflucht sei, wer sich mit Vieh abgibt.“ — „Rabbi Elieser hat gesagt: Es ist erlaubt, einem Amhaarez (sogar) am Versöhnungsfeste, und wenn dieses auf den Sabbat fiele, die Kehle abzuschneiden.“ — „Derselbe sagte auch: Es ist verboten, sich auf dem Wege zu einem Amhaarez zu gesellen, weil geschrieben steht: Das ist dein Leben und die Länge deiner Tage. Der Amhaarez sorget für sein eigenes Leben nicht, (indem er im Gesetze nicht studiren will), um wie viel weniger wird er das Leben eines Reisegefährten schonen.“ — „R. Samuel, Nachmans Sohn, hat im Namen R. Jochanans gesagt: Einen Amhaarez darf man wie einen Fisch auseinander spalten.“ — „Sechs Verbote haben die Weisen gegen einen Amhaarez erlassen: daß man ihm vor Gericht nicht Zeugenschaft ablege, und von ihm keine annehme, sie nicht zu Vormundschaften oder zur Verwaltung des Almosenkastens zulasse, und mit ihnen auf dem Wege nicht gehe. Etliche fügen hinzu, daß man ihr verlorenes Gut nicht ausrufen lasse, (damit es nicht wieder gefunden werde.)“ — —

Solche Urtheile sprach der gelehrte, priesterliche Hochmuth über alle, nicht nur ungläubige, sondern auch freisinnige Brüder! (Das ist also auch schon da gewesen!) —

„O wie lieblich ist es und schön, wenn (wenigstens) Brüder friedlich zusammen leben.“ (Psalm) — Aber

„Eine Art ist, die ihrem Vater flucht,
Ihre Mutter selbst nicht segnet;
Eine Art, die immer rein im eig'nen Auge ist,
Und nie gewaschen wird von ihrem Koth;
Eine Art, die hoch die Augen trägt,

Und stolz die Augenlieder hebt;
Eine Art, die Dolche hat zu Zähnen,
Deren Vorzähne Messer sind. —
Die Dürftigen des Landes fressen sie,
Die Armen unter Menschen."
(Sprüchw. Salomonis 30, 11—14, nach
Herder's Uebersetzung.)

In der Bibel ist eine schöne Fabel zu lesen, (Richt. 9, 7) und vielleicht darf man ihre Moral auf die einstige Gewaltherrschaft der Gottesgelehrten anwenden:

Es gingen die Bäume einmal
Zu salben einen König über sich.
Sie kamen zum Oelbaum:
„Sei König über uns!"
Da sprach zu ihnen der Oelbaum:
„Soll ich aufgeben meinen fetten Saft,
Ob dem mich Götter und Menschen ehren,
Und hingehen, daß ich über Bäumen schwebe?" —
Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum:
„Komm du, sei unser König!" —
Da sprach zu ihnen der Feigenbaum:
„Soll ich aufgeben meine Süßigkeit
Und schöne Jahresfrucht,
Und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe?" —
Da sprachen die Bäume zum Weinstock:
„Komm du, sei unser König!"
Da sprach zu ihnen der Weinstock:
„Soll ich aufgeben meinen süßen Most,
Der Götter und Menschen fröhlich macht,
Und hingehen, daß ich über Bäumen schwebe?"
Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch:
„Komm du, sei unser König!"
Der Dornbusch sprach zu den Bäumen:
„Wenn es denn wahr ist, daß ihr mich
Zu eurem König salbt,
So kommet und vertraut euch meinem Schatten.
Wo aber nicht,
So gehe Feuer vom Dornbusch aus
Und fresse selbst Cedern Libanons." —
(Herder's Uebersetzung.)

Neben und unter allen diesen Zerwürfnissen bildete sich in der arbeitenden Klasse eine Art freier Gemeinschaft, die der Essäer (Essener.) Sie folgten den eigenthümlichen Forderungen ihres Innern, sagten sich vom Tempeldienste los, wehrten allen und jeden Priestereinfluß von ihrem Glauben ab, und lebten nach selbstgewählten Grundsätzen. Diese höchst merkwürdige Partei war nicht sehr groß, aber um desto sonderbarer stach sie vom gesammten Judenthume ab. Joseph Flavius gibt in seinem Geschichtswerke: (Jüdische Alterthümer, 13 — 18) einige umständlichere Nachrichten über dieselben, und verdient um so mehr Beachtung, als er, obgleich der Pharisäersekte angehörig und ein Gegner der Essäer, im Ganzen nichts Nachtheiliges von ihnen zu sagen weiß. Folgende seiner Angaben mögen hier genügen:

„Die Lehre der Essener stellt durchgängig Alles Gott anheim. Sie glauben an die Unsterlichkeit der Seele, und daß den Gerechten ein beneidenswerther Lohn erwarte. Wenn sie Gaben in den Tempel (zu Jerusalem) senden, so opfern sie nicht, weil sie reinere Sühnungen unter sich eingeführt haben. Deshalb sind sie auch vom gemeinsamen Tempel ausgeschlossen, (exkommunizirt,) und opfern für sich nach ihrer Sitte. Im Uebrigen sind sie tugendhafte Männer." — „Sie treiben vorzüglich Landbau. Bewunderungswürdig ist aber für Alle, welche Tugend lieben, ihre Rechtsgleichheit, welche — in diesem Grade — weder unter Griechen noch unter Nichtgriechen statt findet, und zudem nicht erst seit kurzer sondern schon seit alter Zeit. Sie streben sorgfältigst alles zu beseitigen, was die Gemeinschaft der Güter unter ihnen stören könnte, so daß der Reiche nicht mehr Genuß von seinem Eigenthum bezieht, als der, welcher nichts besitzt." —

„Diese Lebensweise führen mehr als 4000 Personen. Sie bedürfen keiner Sklaven, weil nach ihrer Meinung Sklaverei rechtswidrig ist. Sie bedienen sich gegenseitig. Die Einnahmen von ihren Gütern und Ernten besorgen besondere, dazu angestellte, redliche und religiöse Männer; ihnen kommt die Vertheilung der Nahrungsmittel zu." —

„Sie üben vorzugsweise Tugend, und sind einander liebevoller zugethan, als alle andern Sekten. Sie verschmähen die Wollust als Laster, und nennen nur Enthaltsamkeit und Beherrschung der Leidenschaften eine Tugend. Auf die Ehe legen sie keinen Werth und bewahren sich vor dem Umgang

mit Frauen, indem sie ihnen die Fähigkeit, dem Manne treu zu sein, absprechen.“ —

Fremde Knaben nehmen sie auf, so lange sie noch für Unterricht empfänglich sind; sie betrachten sie dann als Verwandte, und unterweisen sie in ihren Gebräuchen. — Sie verachten den Reichthum, so daß sich unter ihnen kein Reicher befindet. Sie haben das Gesetz unter sich, daß, wer zu ihrem Vereine tritt, demselben seine Güter abtreten muß. — So findet unter ihnen weder die Demuth der Noth, noch der Hochmuth des Ueberflusses statt, sondern das Besitzthum jedes Einzelnen ist, dem der Uebrigen zugefügt, das gemeinsame Eigenthum Aller. Oel, Salben halten sie für Verunreinigung, und wenn sie zufällig davon berührt werden, so reinigen sie den ganzen Körper. Vernachlässigung ihres Aeußern halten sie für schön, und tragen nur farbelose Gewänder.“

„Sie bewohnen keinen besondern Ort, sondern sind in allen Städten zerstreut. Werden sie von auswärtigen Gliedern ihrer Sekte besucht, so steht denselben ihr Eigenthum zur Benutzung frei. Ebenso treten sie in die Häuser solcher, welche sie niemals früher kannten, wie alte Freunde ein. Deshalb machen sie auch ihre Reisen, ohne etwas bei sich zu führen, außer Waffen zum Schutze gegen Räuber. In jeder Stadt ist Einer ihres Ordens als Fremdenpfleger bestellt, bei welchem reisende Brüder Kleidung und sonstige Bedürfnisse erhalten. Ihre Kleidung und ganze Haltung des Körpers ist wie bei Knaben, die noch unter strenger Zucht ihres Lehrers stehen. Kleider und Schuhe wechseln sie nicht, bis die Alten zerrissen oder abgenutzt sind. — Sie kaufen und verkaufen nicht unter einander, sondern Jeder gibt und nimmt, was er braucht.“ —

„Vor Aufgang der Sonne sprechen sie nicht von gewöhnlichen Dingen, sondern richten an dieselbe alt-hergebrachte Gebete, wie wenn sie um ihren Aufgang fleheten. Hierauf werden sie von ihren Vorstehern zu den Arbeiten gewiesen, welche jeder versteht.“

Haben sie bis zur fünften Stunde des Tages (um Mittag) ununterbrochen gearbeitet, so kommen sie wieder an einem Orte zusammen, umgürten sich mit leinenen Schürzen, und waschen, so bekleidet, den Körper mit kaltem Wasser.“ —

„Nach dieser (religiösen) Reinigung begeben sie sich in ein besonderes Haus, zu welchem Niemandem der Zutritt gestattet

ist, wenn er nicht zum Vereine gehört. Hier begeben sie sich in das gemeinsame Speisezimmer und zwar so gereinigt, als wenn sie in einen heiligen Tempel gingen. Haben sie sich dann stillschweigend zu Tische gesetzt, so legt der Vorspeiser Jedem der Ordnung nach Brot vor, und der Koch stellt vor sie ein Gefäß mit gleichem Gemüse. Ehe sie essen, betet der Priester, und Keinem ist erlaubt, vor dem Gebete zu essen. Haben sie gegessen, so betet er wieder dankend zu Gott als dem Geber der Speise. Hierauf legen sie ihre Gewänder, die sie wie heilig gebrauchen, wieder ab, und begeben sich abermals bis zum Abend an ihre Arbeit. Dann speisen sie wieder gemeinschaftlich zugleich mit den fremden Vereinsmitgliedern, von denen sie besucht worden sind." —

„Niemals ertönt in diesem Hause ein Schreien oder sonst ein Lärmen, sondern sie sprechen nur in bestimmter Ordnung, Einer nach dem Andern. Den Außenstehenden kommt diese Stille vor, wie wenn im Hause schaudervolle Geheimnisse herrschten. Die Ursache davon ist ihre fortwährende Nüchternheit, und daß Speise und Trank unter ihnen nur bis zur Sättigung vertheilt werden." —

„Keiner von ihnen thut etwas besonderes ohne Veranlassung der Vorsteher. Nur in zwei Dingen haben sie volle Freiheit: im Dienen und Helfen. — Sie können Würdigen, wenn sie von Solchen gebeten werden, eigenmächtige Hilfe leisten und Nahrungsmittel geben, nur ihren Verwandten dürfen sie nichts ohne Erlaubniß ihrer Vorsteher zukommen lassen." —

„Sie sind gerecht im Zorne, Meister ihres Hasses, Muster im Glauben, Förderer des Friedens. Was sie sagen ist zuverlässiger als Eidschwüre, denn das Schwören halten sie für überflüssig und für schlechter als den Meineid. Sie sagen, daß der schon verdammt (nichtswürdig) sei, dem man ohne Eidschwüre nicht glauben kann." —

„Mit ungemeinem Fleiße lesen sie die Schriften der Alten, besonders diejenigen, welche die Besserung der Seele und des Leibes beabsichtigen. Deßhalb kennen sie auch Wurzeln und eigene Steine, womit sie Krankheiten heilen." —

„Wer in ihren Verein aufgenommen sein will, erhält nicht sogleich vollen Zutritt, sondern muß ein ganzes Jahr hindurch außerhalb ihre Lebensweise befolgen; auch geben sie ihm ein kleines Beil, die oben erwähnte Schürze und ein weites

Gewand. Hat der Neuling diese Zeit hindurch genügende Beweise seiner Enthaltsamkeit gegeben, so wird er zwar näher dem Vereine zugelassen, und erhält von dem reineren, zur Sühnung dienenden Wasser; zu den gemeinschaftlichen Mahlen wird er jedoch nicht zugelassen. Nach dieser Probe seiner Selbstbeherrschung wird nemlich seine Gesinnung noch zwei Jahre lang geprüft. Erscheint er dann noch würdig, so wird er dem Vereine beigesellt. Ehe er jedoch an dem gemeinschaftlichen Mahle Theil nehmen darf, muß er ihnen grauenvolle Eide schwören, vor allen Dingen Gott heilig zu verehren, gegen Menschen die strengste Rechtsgleichheit zu beobachten, Keinem Schaden zuzufügen, weder freiwillig, noch auf Befehl; Ungerechtes stets zu hassen und Gerechten beizustehen, alle Pflichten stets treu zu erfüllen, besonders gegen Herrscher, weil ohne Gott Niemandem zu herrschen erlaubt sei; falls er aber selbst Herrscher werden sollte, die erlangte Gewalt niemals zu mißbrauchen, und weder durch Kleidung noch durch andern Schmuck sich von den Untergebenen auszuzeichnen; die Wahrheit stets zu lieben, die Lügner mit Eifer Lügen zu strafen; die Hände von Diebstahl, und die Seele von ungerechtem Grimm rein zu bewahren; den Brüdern des Vereins nichts zu verheimlichen, und Fremden von ihren Angelegenheiten nichts zu verrathen, und wenn er dazu auch bis zum Tode gezwungen werden sollte. Außerdem geloben sie auch, ihre Lehre nicht anders fortzupflanzen, als wie sie Jeder empfing; ferner niemals Straßenraub zu begehen, und die Schriften ihres Vereins ebenso treu zu bewahren wie die Namen der Engel." —

„Mit diesen Eidschwüren versichern sie sich jener, die ihrem Vereine beitreten wollen. Macht sich ein Mitglied grober Verbrechen schuldig so stoßen sie es aus ihrem Verein. Der Ausgestoßene kommt oft auf die jammervollste Weise um. Durch Eidschwüre und Gewohnheit verpflichtet, darf er bei Anderen gewöhnliche Nahrungsmittel nicht zu sich nehmen, und verschmachtet allmälig beim Genusse wilder Kräuter und durch Hunger. Aus Mitleid erbarmten sie sich schon vieler solcher Unglücklichen in ihren letzten Augenblicken, und nahmen sie wieder auf in der Meinung, daß sie durch diese Qual bis zum Tode hinlänglich gebüßt haben." —

„Ihre richterlichen Entscheidungen sind sehr strenge und gerecht, auch fällen sie kein Urtheil, wenn nicht wenigstens Hundert dazu versammelt sind. Ihre Beschlüsse sind unab-

änderlich. Nach dem Namen Gottes ist ihnen der des Gesetzgebers Moses vorzüglich heilig. Wer diesen lästert, wird mit dem Tode bestraft. Ihren Aeltesten (Vorstehern) und der Stimmenmehrheit ohne Widerspruch zu gehorchen, halten sie für Pflicht. Sitzen daher zehn zusammen, so wird ein Einzelner nicht sprechen, wenn es die Neun nicht wollen. — Sie speien nach der Versammlung weder zur rechten noch zur linken Seite aus. Am Sabbate arbeiten sie nicht, und beobachten sein Gesetz am strengsten unter allen Juden. Sie kochen schon den Tag vorher keine Speise, damit kein Feuer bis zum Sabbat fortbrenne. Sie setzen an diesem Tage nicht einmal ein Gefäß von der Stelle." —

„Es finden unter ihnen nach der Zeit der Uebungen 4 Grade statt. Die Jüngeren stehen so tief unter den Aelteren, daß diese sich waschen, sobald sie von ihnen berührt wurden, gleich als wären sie mit Fremden zusammengekommen. Sie erreichen ein hohes Alter, so daß Viele über hundert Jahre alt werden, was, wie ich glaube, eine Folge ihres einfachen und ordentlichen Lebens ist." —

„Sie verachten alles Ungemach, und lassen sich vom Schmerz nicht überwältigen, den Tod, der sich ihnen mit Ruhm naht, achten sie höher als Unsterblichkeit. Ihre großartige Gesinnung gaben sie im Kriege gegen die Römer zu erkennen. Da wurden sie geknebelt und ausgereckt, gebrannt und gebrochen, und mit allen Folterinstrumenten gemartert, daß sie den Gesetzgeber schmähen, oder etwas Gesetzwidriges essen sollten, dennoch thaten sie Keins von Beiden, baten auch ihre Peiniger nicht um Schonung, und weinten keine Thränen. Sie lächelten vielmehr bei ihren Qualen, höhnten die Marterknechte und hauchten freudig ihr Leben aus, da sie es wieder zu erlangen hofften." —

„Zu ihren Lehren gehören auch die Grundsätze, daß die Leiber zwar vergänglich sind, und ihr irdischer Stoff nicht bleibt, daß aber die Seelen unsterblich immerfort leben, und aus dem feinsten Aether geschaffen, in die Körper wie in Gefängnisse eingekittet sind. Werden sie von den Banden des Körpers befreit, so freuen sie sich dessen, wie wenn sie aus einer langen Knechtschaft erlöst würden, und eilen in die Höhe. Die frommen Seelen — so lehren sie wie die Griechen — verweilen dann jenseits des Oceans, an einem Orte, den weder Schnee, noch Hitze, noch Regen heimsucht, wo ein aus dem Meere

wehender Zephir stets die schönste Frische verbreitet. Die Bösen dagegen verweisen sie in eine finstere und kalte Höhle wo sie ewige Martern erleiden. Einige unter ihnen geben auch vor, die Zukunft voraussagen zu können, welche Gabe sie durch das Lesen heiliger Bücher, durch mancherlei Reinigungen und Kenntnisse der Lehren der Propheten zu erlangen meinen." —

VIII.

Was die Menschen hoffen, glauben sie gerne, und wo sie gerne glauben, fragen sie nicht nach Wahrheit, verschmähen dieselbe sogar. —

Die Verheißungen, welche Gesetzgeber und Anführer — aus wichtigen Gründen — dem israelitischen Volke machten, befestigten den Glauben immer mehr, daß die einstige Größe und Macht der Nation etwas unvermeidlich Nothwendiges sei.

Als aber gerade das Umgekehrte geschah, mächtigere Nachbarvölker die Auserwählten schwächten, quälten, unterjochten, aus ihren Eroberungen jagten: da entwickelte sich in einfach natürlicher Weise der Gedanke, daß einmal ein Mann erstehen werde, dessen Anführerkraft, durch Jehovah wunderbar vervielfacht, sein Volk endlich dahin bringen werde, wohin es bisher trotz aller Anstrengungen nicht gelangen konnte, nemlich zum Siege über alle Feinde, zur Weltherrschaft, zu Glanz und Ruhm, zur Seligkeit, zum Wohlleben. Man nannte einen solchen Mann der Zukunft Messias und glaubte an ihn, weil man — hoffte. —

Wenn es den Israeliten gut ging, sprachen ihre Lehrer nicht viel davon, desto mehr aber, wenn Unglück und Noth über sie hereinbrachen. — Wenn es dem Menschen schlimm geht, sieht er sich gern nach einem Hoffnungssterne um, und heftet desto fester seinen Blick auf den Gefundenen, jemehr alle andern Wesen die nöthige Hilfe versagen. — Nie waren die Messias-Hoffnungen der Juden leichter zu erregen, zu beleben, zu entflammen, als in jenen traurigen Zeiten, wo Syrer oder Assyrer, Chaldäer oder Rö-

mer ihre eiserne Gewalt dem kleinen, aber nach Unabhängigkeit und Macht dürstenden Völklein auflegten. Da ertönte stets tröstend und erhebend das große Wort: Messias (Maschiach) wird kommen. —

Was Alles lag in diesem Namen? — Glück und Heil des Volkes, Unterjochung (und dadurch Beseligung) aller nicht jüdischen Nationen, Bekehrung derselben zum Judenthum, Jehovahs Ruhm und Anbetung u. s. w. Als die Juden in der Gefangenschaft waren, umfaßte jener glorreiche Name noch außerdem die besonderen Begriffe: Rückkehr in's Vaterland, Wiederaufbau der Hauptstadt und des Tempels, neuer Staat und Strafgericht über die Feinde. Als das Volk dann sogar in alle Erdgegenden zerstreut wurde, hoffte man, der Messias werde vor allem Andern seine zerrissene Gottesfamilie zusammenrufen und vereinigen; dabei sollte aber auch noch alles Obige geschehen. —

Es gab Zeiten, wo der Messias-Gedanke im Volke immer mehr an Größe und Gehalt zunahm, bis er sich dann wieder nach und nach zusammen und dahin zurückzog, von wo er ausgegangen war: in die heiligen Schriften. Hier webt und lebt er bis auf den heutigen Tag. —

Im Vorhersagen zukünftiger Dinge hat sich die Schwäche der Menschheit von jeher ebenso stark bewiesen, wie in Erwartung derselben, und wenn sich Jemand darauf berief, daß ihm die Gottheit aus besonderer Gnade erlaubt habe, den Schleier der Zukunft zu lüften, so war das, was er verkündete, doch weder sicherer noch ausführlicher, als was ein Anderer weissagte, der sich der göttlichen Beihülfe nicht rühmen durfte. Die gottbegeisterten Seher des Judenthums prophezeiten zukünftige Dinge, aber immer in so zweideutig dunkler Art, daß ihre Worte auf irgend einen später eintretenden Umstand passen konnten. — Paßten sie dann dorthin, wo es eben am nothwendigsten war, so wurde davon mit Bedeutsamkeit gesprochen; paßten sie nicht, so — schwieg man, oder wartete. —

Die Leute, denen eine wichtige Weissagung ferner Zukunft mitgetheilt wurde, haben sich in der Regel von deren Erfüllung nicht überzeugen können, da sie dieselbe nicht erleb-

ten; für sie gab dieselbe dann höchstens den Trost der Hoffnung oder den Stachel der Befürchtungen ab. Jene dagegen, welche das Vorhergesagte sich erfüllen sahen, wußten wieder nicht genau, ob der Prophet es vorher gewußt, vermuthet, errathen hat, oder ob ein Zufall im Spiele gewesen ist. — Dieser Doppelfall muß bei den gewöhnlichen und häufigen Prophezeihungen oft eingetreten sein. —

Dagegen war die beständige Ankündigung eines kommenden Messias im Judenstaate von ganz anderer Bedeutung und Wirkung, weil durch sie die Zähigkeit des nationalen Lebens, Ausdauer, Muth, Thatenlust genährt werden sollte. In dieser Beziehung war der Messiasglaube eben das geworden, was Sauerstoff der geathmeten Luft für den Zusammenhang der körperlichen Glieder ist, eine Nothwendigkeit. —

„Der Erlöser wird kommen," war also der Grundsatz, in welchem sich alle Hoffnungen vereinigten: wie aber, wann, woher, unter welchen Umständen? — das waren Fragen, in denen die Propheten — selbst mit Gottes Hilfe — aus einander gingen. Die Verhältnisse und Schicksale des Volkes waren nicht immer die Gleichen, deßhalb mußte auf alle diese Fragen so geantwortet werden, wie es für den Augenblick am tröstlichsten und erfreulichsten wirken konnte. —

Gewöhnlich denkt man nur an die sogenannten Propheten der Bibel, wenn von der jüdischen Messiashoffnung die Rede ist. Man glaubt, sie, und nur sie allein, hätten ausschließlich den Messias verheißen. Das ist ein Irrthum. Dieses Geschäft besorgten alle Religionslehrer des jüdischen Volkes, wobei sie sich auf alle die heiligen Schriften beriefen, in denen irgend welche deutbaren Aussprüche vorkamen. Diese prophezeiten viel umständlicher und bestimmter, als jene Männer, denen man überhaupt spät den Namen Propheten ausschließlich beilegte, da nemlich, wo aus allen ihren Worten Weissagungen erst gemacht wurden. —

Wie viel und auf welche Weise die sogenannten eigentlichen Propheten der Juden vom Messias weissagten, möge folgende — der christlichen Rechtgläubigkeit entlehnte — Propheten-Tabelle nachweisen:

Elias und Elisäus, die ältesten Propheten des Reiches

Israel, von denen in den Büchern der Könige ausführliche Nachrichten stehen, sind mit Bekämpfung des Götzendienstes so sehr beschäftigt gewesen, daß sie nicht Zeit gehabt zu haben scheinen, an den Messias zu denken, geschweige ihn zu erwarten oder zu verheißen. Im Grunde genommen mögen die Umstände des israelitischen Reiches damals eben noch nicht so schlimm gestaltet gewesen sein, um eines Erlösers zu bedürfen. Nach ihnen kam

Jonas, wußte aber nichts anderes, als jene Abentheuer zu melden, die ihn wegen Ungehorsam, Zornmüthigkeit und anderen unschönen Eigenschaften betroffen haben. Von einem Messias scheint er aber nichts gewußt zu haben. — Ihm folgte

Joel. Er sprach von Feinden des Staates und nannte sie — Egypter, Phönizier, Philister, Edomiter. Die später dem Staate so große Gefahr bringenden Syrer, Assyrer und Römer kannte er noch nicht einmal dem Namen nach. Heuschrecken, die das Land verwüsteten, gaben ihm Veranlassung, zu sagen, das israelitische Volk werde ein Heldenvolk, und alle seine Bürger würden Propheten werden. (3, 15.) Der Nächste war

Amos, und weissagte, wie ihn die traurigen Zustände lehrten, den Verfall des israelitischen Reiches. Noch wußte er aber die eigentlichen Feinde, die den Untergang herbeiführten, nicht zu nennen, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß er sie wohl kannte, aber nicht nennen wollte. Nur in zwei Stellen mag er — beiläufig — auf die Gegenden hingedeutet haben, wohin die Israeliten weggeführt würden. (5, 27 und 6, 14). Und vom Messias? — Sollen die Worte gelten (9, 11): „Die verfallene Hütte Davids will ich aufrichten, ihre Lücken verzäunen — und sie bauen, wie sie vor Zeiten gewesen ist.“ — —

Hoseas wußte ungefähr 50 Jahre vorher zu sagen, wie schlimm es dem israelitischen Reiche ergehen werde, da es ihm ohnehin schon schlimm genug erging, indem Anarchie und Ermordung der Herrscher an der Tagesordnung war. Der König von Israel, der seinen Vorgänger ermordet hatte, ward — bei Hoseas, des Propheten, Lebzeiten — einem fremden Herrscher, Salmanassar, zinsbar, und suchte sich dann vergeblich durch ein Bündniß mit Egypten zu helfen. Da konnte ein etwas umsichtiger Blick schon Elend prophezeien. — Vom Messias sprach aber Hoseas nur als von jenem Könige, unter

dessen Herrschaft sich die entzweiten Reiche Juda und Israel — nach glücklich überstandenen Leiden — vereinigen werden. Er nannte auch (3, 5) den Namen dieses künftigen Königs, nemlich — David." —

Dann folgten in der Reihe zwei Zeitgenossen, Micha und Isaias. Beide suchten die unangenehme Verbindung, in welche der jüdische Staat mit den Assyrern gerathen war, durch ihre Mahnungen zu lösen, und weissagten von daher Verderben und Unglück; zugleich aber verkündigten sie, daß einst alle Völker Jehovah verehren und nach Jerusalem strömen werden, sowie auch daß ein bestimmter Nachkomme Davids das Volk beherrschen und glücklich machen werde. (Isaias 9, 1; Micha 5, 1.) Micha nannte sogar seinen Geburtsort Bethlehem. — Als die Assyrer zum zweiten Mal kamen, Jerusalem zu belagern, aber durch Krankheit im eigenen Heereslager genöthigt wurden, von ihrem Vorhaben abzustehen: da sprach Isaias den Glauben aus, daß die Einwohner von Tyrus, Assyrien und Egypten sich in Juden umwandeln und die Letzgenannten sogar hebräisch sprechen würden (19, 18.) — Der verheißene Herrscher wurde nach seinen Eigenschaften geschildert, und als Moses, David und Salomo in Einem dargestellt. (11, 2 — 10.) „Aber nur ein Rest, der entronnene Theil des Volkes, werde sich zu Gott bekehren, und auch dieser der Unterstützung des heiligen Geistes bedürfen." (32, 15.) Eine der schönsten Stellen des Isaias, die sich auf das Königshaus David bezieht, und vorzugsweise auf den kommenden Messias angewendet wurde, ist (im 10ten Cap. vom 33. Vers bis zum 10. Vers des 11. Capitels) von Herder, der die alt-hebräische Dichtkunst zu verklären bemüht war, in folgender Uebersetzung veredelt wiedergegeben worden:

„Schaut auf! Jehovah Zebaoth
Schlägt ab den Blüthenast mit furchtbarem Gekrach;
Die hohen Stämme sind gefällt,
Die Erhabenen sind gebeugt.
Der dicke Wald ist mit der Axt verhauen,
Der Hain auf Libanon durch starken Arm gesunken. —
Aber ein neuer Zweig aus Isai Stamm,
Ein Reislein wird aus seinen Wurzeln wachsen,
Und ruhen wird auf ihm Jehovah's Geist,
Der Weisheit, des Verstandes Geist,

Der Geist der Klugheit und der Tapferkeit,
Der Geist der Kenntniß und der Furcht Jehovahs.
Sein Athmen selbst ist in der Furcht Jehovahs.
Nicht wie sein Auge siehet, richtet er,
Entscheidet nicht, wie es sein Ohr vernimmt;
Gerecht spricht er den Armen Recht,
Gerade rächet er den Unterdrückten,
Und schreckt das Land mit seinem Königswort,
Tödtet den Bösewicht mit seiner Lippen Hauch,
Gürtet sich mit Gerechtigkeit,
Wappnet sich fest mit Treu. — —
— Alsdann wird, was jetzt Wurzel Isais ist,
Steh'n wie der Stämme altes Heer-Panier,
Nach dem die Völker fragen,
Und Ruhm sich's schätzen, daß sie an ihm ruh'n." —*)

Diesen beiden Propheten wird nun der unbekannte Verfasser der zweiten Hälfte jener Schrift angereiht, welche den Namen Sacharja führt. Darin erscheint der Messias als sanftmüthiger, friedlicher und dennoch siegreicher Regent, dessen Herrschaft vom Meer zum Meere reicht. „Alle dem göttlichen Strafgericht entlaufenen Völker kommen jährlich nach Jerusalem, und feiern dort — das Laubhüttenfest. (14, 16.)

Nahum, den nun die Reihe trifft, weissagte den Assyrern für ihre Eroberungsgelüste den Untergang ihrer Hauptstadt Ninive (berühmt durch Jonas); von einem Messias aber sprach er nichts. — Ebenso auch

Zephanja. Er wußte dagegen, daß Gottes Geist über alle Völker werde ausgegossen werden, daß Jehovah werde König sein und inmitten Israels wohnen (3, 9 — 15, 17.) Vom Messias keine Spur. —

Habakuk kannte nur die Chaldäer als Feinde seiner Nation. Er sagte voraus, daß die ganze Erde von der Er-

---

*) Aber Herder fügt zur Erklärung dieser Messianischen Prophezeiung, wofür sie noch heute ausgegeben wird, hinzu: „Der Königsstamm Davids stand (damals, als jenes Gedicht geschrieben wurde,) klein und fast verdorrt da. Gestärkt im Vertrauen auf das unverbrüchliche Wort Gottes, auf den Eid, den er David geschworen, sahen die Propheten aus seinen Wurzeln ein neues Reis aufsprießen und legten darauf allen Segen der alten Zeit aus Gottes Munde. Dieß ist der Schlüssel zu Jesaias schönsten Bildern." —

kenntniß Jehovah's voll werden würde, und zwar dadurch, daß die — Chaldäer untergehen werden. (2, 3.)

Jeremias hat die furchtbaren Zustände der Zerstörung Jerusalems und die Entführung der Gefangenen nicht nur selbst erlebt, sondern auch ertragen müssen. Er weissagte, daß nicht alle Gefangenen in ihr Vaterland wiederkehren würden, sondern nur die Bußfertigen (29, 12); Jehovah werde einen neuen Bund mit ihnen schließen, und sein Gesetz ihnen in's Herz geben; (31, 32) der Messias werde ein durchaus friedlicher Regent aus Davidischem Geblüt sein, woran es dem Volke überhaupt nie fehlen werde. — Dagegen wußte

Obadja, der nach der Zerstörung Jerusalems prophezeite, vom Messias gar nichts zu sagen, sondern drohte den Edomitern wegen ihrem schadenfrohen Benehmen. Er endigte seine winzig kleine Schrift mit den deutungsvollen Worten: „Also wird das Königreich des Herrn sein." — In der Gefangenschaft war

Ezechiel der erste Prophet, der die weggeführten Brüder ermahnte und tröstete.

„Wenn sie Buße thun, das „steinere Herz" abgeben, und ein „fleischernes" annehmen: dann werde Gottes Heiligthum ewig in der Mitte des Volkes sein und Jehovahs Knecht, den er David nennt, solle ewiglich der einzige Hirt, König und Fürst Aller werden." (34, 24—37, 22.) „Aber das Mittel der Bekehrung aller Völker sei die Besiegung von — Gog und Magog." —

Nach Ezechiel kommt nun ein Ungenannter als Verfasser des zweiten Theiles (vom 40. Cap. an,) jener Prophetenschrift, die sonst im Ganzen des Isaias genannt wird. Er verhieß Rückkehr ins Vaterland, und schilderte die Zukunft in den reizendsten Farben, aber an einen Davidischen Herrscher dachte er nicht. Ein solcher war in einem Reiche unnöthig, „wo es nur Gerechte geben, wahre Gottesfurcht herrschen, und ein Jeder Jehovahs Priester heißen werde." (60, 21 — 65, 25.) „Als Hauptwerkzeug des neuen Reiches werde ein Prophet erscheinen, durch sein Leiden und Sterben die Sünden des Volkes (der Gerechten) hinwegnehmen, die fremden Völker zu Jehovah führen, und selbst mit dem Herrscherthum aller Nationen von Gott belohnt werden." (42—52.) „Alles Andere werde neu werden, neuer Himmel, neue Erde, neues Jerusalem" u. s. w. — Vorläufig, meinte der Unbe-

kannte, sei Cyrus, der einzelne Judenschaaren aus der Gefangenschaft in die Heimath entließ, als der Messias anzusehn; wenigstens spricht sich dieser Prophet (45, 1) darüber in folgender Weise aus: „So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, (Christus,) dem Kores, den ich bei seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Heiden vor ihm unterwerfe, und den Königen das Schwert abgürte, damit vor ihm alle Thüren geöffnet werden, und kein Thor verschlossen bleibe: Ich will vor dir (Cyrus) einhergehen und die Unebenen eben machen. — Ich will dir geben die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode, damit du erkennest, daß ich der Herr, Israels Gott, dich bei deinem Namen genannt habe. — Ja, ich rief dich bei deinem (rechten) Namen, und nannte dich, ehe du mich noch kanntest;" u. s. w. — *)

Nun schließen noch drei „kleine" Propheten die Reihe, und ein „Großer."

Haggai schrieb nicht viel, und kümmerte sich in dem, was er schrieb, vorzüglich nur um den Wiederaufbau des Tempels, in dem alle Völker Jehovah verehren würden. Sein Messias ist — Serubabel, der Fürst von Juda, „den der Herr auserwählen wird, wie einen Petschaftring." (2, 22—24) —

Sacharja der Erste, (Verfasser des ersten Theiles der gleichbenannten Prophetenschrift) suchte den Muth der neuen Colonie in Jerusalem zu heben, sprach von Bekehrung der Heiden, und ihrer Verschmelzung mit den Juden. „Der Messias, aus dem Hause Davids, wird ebenfalls den Tempel Gottes bauen, und auf seinem Throne König zugleich und Priester sein, aber eine Regierung friedlicher Art führen."

Maleachi hatte große Mißbräuche im Volke zu rügen, und drohte „mit Gottes Strafgerichte, das eintreten würde, ehe noch die Messianische Zeit beginnen könne." Der Vorbote derselben werde — Elias sein; sein Amt werde darin bestehen, die Bösen von den Guten zu schei-

---

*) Und doch hört man oft Betrachtungen über die Hoheit und Bedeutung der Prophezeiungen dieses (falschen) Jesaias anstellen, wie z. B. „Keiner der früheren Propheten hat demnach so tiefe Blicke in das wahre Wesen des Reiches Gottes gethan, wie gerade sie (nemlich die unbekannten Verfasser von Jsai 24—26 und 13—14), und die Entwickelung der messianischen Hoffnungen erreicht hier ihre höchste Blüthe." — (Schuhmann: Lehre vom Messias, I. 54.)

den und zur Buße zu ermahnen. Dann werde Gott selbst kommen, strafen und lohnen.

Das Buch Daniel, (erst 160 Jahre vor Ch. G. entstanden, muß hier endlich die letzte Stelle einnehmen. „Ein ewig bestehendes Gottesreich — spricht es — wird eintreten, und darin dem Volke Gottes alle Gewalt gegeben werden. Vorzeichen werden schreckliche Drangsale sein, Kriege, Morde, Gotteslästerungen, Entweihung des Heiligthums u. s. w. Nach dem Gericht über die — Heiden erscheint dann ein König höherer Natur in den Wolken des Himmels, belohnt die Frommen, bestraft die Bösen und läßt die Todten auferstehen. Der Bekehrung aller Völker durch den Messias wird nur beiläufig (7, 13, 14 und 27,) seiner Abstammung von David gar nicht erwähnt. — Gleichwohl war gerade in dieser Zeit, wo z. B. die Bedrückungen von Seite des syrischen Königs Antiochus IV. unerträglich wurden, die Hoffnung auf einen Erlöser am lebendigsten, und es wäre eine große Wohlthat für die unglücklichen Juden gewesen, darüber etwas Näheres zu erfahren. —

Auch in den biblischen Liedern, Gebeten und sonstigen Dichtungen, in Weisheitssprüchen und Ermahnungen fanden sich Stellen, die gelehrten Rabbinen manchmal als zarte Haltpunkte der messianischen Volkeshoffnung dienten. Doch ist dabei von Wichtigkeit, zu bemerken, wie in jenen Religionschriften, die außerhalb des Judenlandes, z. B. in Alexandrien, verfaßt worden waren, von einem Messias nur sehr selten die Rede war. In ihnen fanden daher die Volkslehrer für ihre Erlösungspredigten den wenigsten Stoff. Mit desto größerem Fleiße wendeteu sie sich dann zu den einheimischen Urkunden, und ersetzten mit dem Reichthum eigener Dichtungskraft, was darin an Klarheit und Wahrscheinkichkeit fehlen mochte.

Nur Eines läugneten sie, was die heil. Schrift hie und da gerade bestimmt andeutete: es mochte wohl ihren eigenen Erwartungen nicht taugen. Es gefiel ihnen nemlich besser, und sie hoben es hervor, daß der Messias ein waffenkundiger Kriegsfürst, Eroberer, Siegesheld u. s. w. sein werde, aber nicht, wie manche Bibelstellen ausdrücklich sagen, ein zahmer, sanfter und demüthiger Friedensmann. Was hätte ein Solcher

in jenen Verhältnissen bewirkt, die von den mächtigsten Nationen über Israel ausgesponnen waren! —

Im Uebrigen waren die weissagenden Religionslehrer weder so schweigsam und wortarm, wie die Prophezeiungen der alten Urkunden, auf welche sie sich beriefen, noch so zweideutig und unbestimmt; sie bemühten sich vielmehr, die Dunkelheiten aufzuhellen. Aber wie? Eine der Rabbinenschriften (Mischnah Sotah) nennt z. B. folgende Anzeichen messianischer Zeit: „Gegen das Ende der Zeiten, wenn der Messias kommt, wird Unverschämtheit überhand nehmen, und große Theuerung herrschen. Der Weinstock wird zwar seine Frucht geben, aber der Wein wird dennoch theuer sein, (weil zu viel getrunken werden wird.) Das Reich wird sich zur Ketzerei wenden, aber Einer wird den Andern nicht strafen können, (weil Alle gleich böse sein werden.) Die Leute vom Lande werden von einer Stadt zur Andern gehen und kein Erbarmen finden. Die Weisheit der Schriftgelehrten wird übel riechen und an Wahrheit Mangel sein. Die Jungen werden das Angesicht der Alten beschämen, und diese vor Jenen aufstehen müssen. Der Sohn wird den Vater gering achten, die Tochter sich der Mutter widersetzen, und die eigenen Hausgenossen werden des Mannes Feinde sein; u. s. w.

Die Talmudischen Schriften und die Sohar sind es vorzüglich, die in der Ausmalung der prophetischen Zukunft ihrer schwelgenden Phantasie freien Lauf lassen.

„Der Messias wird Josephs Sohn sein und in Galiläa zuerst erscheinen. Er wird in seinem Lande große Wunder und Zeichen thun. — Warum aber gerade in Galiläa? Weil die Galiläer zuerst in die Gefangenschaft (Babylons) wandern mußten." — Seine Aufgabe wird sein, das Land Israel mit Waffengewalt vom Joche der Fremdherrschaft zu befreien, und zur Weltregierung zu erheben. (Targ. Jeruseh.) „Wie schön ist der König Messias, der aus dem Hause Juda ersteht; er gürtet seine Lenden, steigt hernieder, ordnet die Feldschlacht gegen seine Feinde, erschlägt die Könige mit ihren Hauptleuten. Da ist kein Gewaltiger, der ihm widerstehen könnte. Er röthet die Berge durch das Blut der getödteten Gegner, seine in Blut getauchten Kleider gleichen den Hülsen von Traubenbeeren." — „Selig, wer dann leben wird, wenn der Messias kommt, und wehe zugleich jenen, die da leben werden." — „An dem Fleische der Gefallenen werden die Thiere des

Feldes sich nähren zwölf Monate und die Vögel 7 Jahre lang.“ —

„Wenn der Kampf geendet, der Sieg errungen sein wird, dann wird das Volk Israel unbeschreibliches Glück genießen.“ „Das Land wird Kuchen und feinwollige Kleider hervorbringen, ein Weitzenkorn so groß sein, wie die Nieren des größten Ochsen; die Bäume werden alle Tage Frucht bringen, auch die Unfruchtbaren; keine Traube wird es geben, in der nicht 30 Eimer Wein enthalten seien; Jerusalem wird so groß werden, daß seine Gebäude bis nach Damaskus laufen und dabei 3 Meilen hoch sein werden; Edelsteine und Perlen, 30 Ellen lang, ebensoviel breit, werden ausgehöhlt der Stadt zu Thoren dienen; Frauen werden alle Tage Mütter werden und alle Häuser voll Kinder sein; die bereits seit 5000 Jahren eingepökelten Riesenthiere Behemoth und Leviathan werden bei dem großen Gastmahl des Messias verspeist werden“ u. s. w. — (Hierbei bemerkt das Buch Sohar, „daß dergleichen nur für das gemeine Volk gesagt sei, damit ihre Herzen zur Gottesfurcht bewegt werden, weil nichts so sehr dazu anrege, als Essen und Trinken.“) —

Die Rabbinen wußten auch, was nach den Tagen des Messias geschehen werde. Im 4. B. Esdras (7) steht z. B. geschrieben: „Der Messias, mein Sohn, wird mit jenen, die bei ihm sind, 40 Jahre herrschen, darnach wird er, der Christus, sterben, mit ihm Alles, was athmet. Die Welt wird binnen 7 Tagen zur alten Stille zurückkehren, so daß Nichts übrig bleibt; darauf wird in andern 7 Tagen eine neue Welt erstehen. Es wird die Auferstehung zum Gericht erfolgen, der Messias verherrlicht werden, u. s. w. —

Nüchterner und ruhiger waren — wie gesagt — die Juden außerhalb Palästina. Sie beurtheilten die vaterländischen Zustände richtiger, weil aus der Ferne, und waren durch griechische Bildung unbefangener geworden. Und dennoch nährten Viele auch den Glauben an einen Erlöser ihrer Nation. Wie tief muß der Kern dieser Hoffnung eingewurzelt gewesen sein! —

So finden sich in den Schriften des berühmten Philo

von Alexandrien, eines wohlhabenden, unabhängigen, der Gelehrsamkeit lebenden Juden aus priesterlicher Familie, Aussprüche, wie die Folgenden: „Wenn die Juden auch an den äußersten Enden der Erde sind, dienend bei den sie als Gefangene hinwegführenden Feinden, so werden sie doch, wie auf Ein Zeichen, an Einem Tage befreit werden.“ — „Sobald aber die Zerstreuten diese unerwartete Freiheit erlangt haben, eilen sie, auf Einen Antrieb sich erhebend, die Einen von diesem, die Andern von jenem Orte her, zu dem ihnen gezeigten Lande, geführt von einer göttlicheren, als einer natürlich-menschlichen Erscheinung, Anderen unbemerkbar, den Geretteten aber allein sichtbar.“ — „Gott wird den Fluch auf die Feinde der Gebesserten wenden, die über die Uebelthaten des Volkes frohlockten. — „Es wird ein Mensch ausgehen, sagt das Orakel, sowohl Heere anführend, als Kriege führend, und wird große und volkreiche Nationen in seine Gewalt bringen.“ —

Joseph Flavius, dessen Feder so viel niederzuschreiben hatte, schwieg gänzlich von allen frohen und trostvollen Judenhoffnungen. Ob das Schicksal der Brüder, dessen einzelne Erscheinungen er mit eigenen Augen vorübergehen sah, ihm alle weiteren Aussichten nahm, oder ob er doch etwelche davon stillbetrachtend festhielt, und nur als Höfling in kaiserlicher Nähe schweigen wollte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Das Letztere ist jedoch wahrscheinlicher. Ein einziges Mal, als er von den Triebfedern des jüdischen Aufruhrs und der darauf folgenden Kriege sprechen mußte, wagte er, dunkel zu erwähnen, daß sich in den heiligen Schriften eine Weissagung vorfinde, nach welcher Jemand vom Judenlande aus die Weltherrschaft erringen werde. Nach Schmeichler Art lenkte er dabei die Aufmerksamkeit auf seinen römischen Herrn.

Eine unvermeidliche Folge der gesteigerten Messias-Erwartungen war, daß man zu verschiedenen Zeiten eine jede irgend wie hervorragende Persönlichkeit für den verheißenen Erlöser hielt, wenn auch keine, oder nur sehr wenige und unbedeutende jener großartigen Zeichen seiner Wirksamkeit vorangingen. Es war auch kein Wunder, daß endlich Einige zu behaupten anfingen, der Messias sei schon geboren, aber an irgend einem unbekannten Orte verborgen, die Zeit abwartend, wo sich die Juden von ihren Sünden bekehren und Buße thun würden. Daher heißt es auch (im Sanhedr. bab.): „Alle Fristen des Messias sind

verstrichen, seine Ankunft hängt jetzt bloß von Buße und guten Werken ab.“ —*)

Uebrigens war es für die Ruhe des Volkes immer ein harter Schlag, wenn irgend ein unbedeutender Mann als kampffertiger Messias auftrat. Unzählige Empörungsversuche verunglückten, indem behauptet wurde, die Zeit des wahren Messias sei trotz aller Ungunst der Umstände erschienen. — Der berauschende Glaube riß dann das Heer der Unzufriedenen zu Thaten hin, welche den israelitischen Staat seinem Untergange nur näher führten, und unsäglichen Jammer über das stets getäuschte Volk brachten. — Im frohen Glauben, in schönen Hoffnungen fragte man nicht nach Wahrheit; man verschmähte sie sogar. —

Da die jüdische Nation die schön geträumte Zeit des Maschiach nicht erlebt hat, und sich überall noch für die Verfolgte, Gekränkte, oder Unterjochte ansehen muß, die großen Verheißungen also nicht erfüllt sind: so ist es natürlich, daß daran Mancher noch immer gläubig hängt, und den „Ersehnten“ erwartet. Es gab fromme Juden, die „mit eigenen Augen“ den Gottgesandten Retter zu schauen hofften, und es giebt deren gewiß noch heute. Nicht umsonst stehen im Talmud die Berechnungen seiner nahen Ankunft. Auch pflegt der Mitmensch nur selten so grausam zu sein, einem Unglücklichen selbst die Hoffnung der Erlösung nehmen zu wollen, wenn er ihm auch den Glauben vielleicht verflucht hat. Die Feinde, die den Juden alles Leid zugefügt haben, mußten ihnen wenigstens die letzte Hoffnung lassen.

Das Judenthum als Volksreligion hatte vor den altheidnischen Religionen manchen Vorzug, besonders den des Ein

---

*) Man hielt das Auftreten des Messias für ein unerwartetes, plötzliches. In einer Schrift aus der christlichen Urzeit (Justin. dialog.) sagt der Jude Tryphon: „Wenn auch Christus geboren ist, und irgendwo sich aufhält, so ist er doch unbekannt, und kennt sich weder irgendwie selbst, noch hat er Macht, bis Elias kommt, ihn salbt und Allen bekannt macht.“ —

Gott Glaubens (Monotheismus,): allein es hatte auch seine großen Schwächen und Fehler. Vorzüglich müssen dazu gerechnet werden: die eingeprägte Vorliebe, sich von andern Völkern abgesondert zu halten; der unbewußte Hochmuth, im Bilde Gottes sich selbst zu malen; die Behauptung, nur der eigene Glaube könne selig machen, und nur durch Vermittelung von Priestern (Rabbinen) könne man zu Gott, Glauben und Seligkeit gelangen; Nachgiebigkeit des gesunden Menschenverstandes gegenüber dem Ansehen geheimnißvoll und dunkel geschriebener Bücher; das bequeme Anlehnen an Ceremonien, das Ausruhen bei priesterlichen Verheißungen; die Gewohnheitssünde aller Voreltern, gerade am Räthselhaften recht fest zu hangen, u. dgl. m. — Die jüdische Religion theilte also das gemeinsame Schicksal aller alten Völkerreligionen: sie enthielt Wahrheiten und Irrthümer. — Auch für sie mußte eine Zeit kommen, in der ihre Aussprüche — wenigstens für denkendere und gefühlvollere Juden zuviel Irrthümer enthielten, um ihnen die wenigen Wahrheiten selbst nicht zu — verleiden. Das Judenthum war einer Umbildung (Reformation) fähig, ist es, wird es sein, ebenso wie jede Religionslehre, jedes menschliche Werk. —

Reformation des Judenthums.

I.

„Der Wissenschaft sind von jeher Zweifler nützlicher gewesen, als die bloßen Nachbeter." (Herder.)

Zu jener Zeit, in welche man gewöhnlich die Menschwerdung des Jesus von Nazareth setzt, also 750 oder 754 nach Erbauung der Stadt Rom, (darüber ist man noch nicht einig,) befand sich das Volk der Juden bereits in einem bürgerlich zerstreuten Zustande. Ihr eigentliches Heimathland war Palläftina, ein kleiner Theil der großen römischen Provinz Syrien (in Asien). Hier haben sich die drei Landsmannschaften im Volke gebildet. (S. 221): eigentliche Judäer, die im Ländchen Judäa wohnten und Jerusalem zur Hauptstadt hatten, Galiläer in Galiläa ohne Hauptstadt, und dann Samaritaner, die Bewohner der Abtheilung Samaria mit gleichnamiger Hauptstadt, (die jetzt Naplus heißt). —

Es gab aber in Palläftina nicht allein Israeliten, nach diesen Landsmannschaften getheilt, sondern sie bildeten nur die Mehrzahl der Einwohner, und viele andere Asiaten, vorzüglich aber Griechen lebten unter ihnen zerstreut, ansäßig und bürgerlich berechtigt. Daher wurde auch im Volke viel griechich gesprochen, und Bildung, selbst manche ausländische Sitte, drängte sich leise und unbemerkt in einzelne Familien Israels ein. Nur in Judäa (Jerusalem) eiferte man mit Angst und Sorge gegen alles Fremdartige fort, wie in alten Zeiten, und duldete wenige Ausländer. Man sprach da auch nicht die griechische, sondern die aramäische Sprache, (ein Mischwerk der Althebräischen und Syrischen.) —

Ein anderer großer Theil der Kinder Israel wohnte außerhalb des gelobten Landes, (Palläſtina,) und war meiſtens im römiſchen Großreiche zerſtreut. Handel und Geſchäfte hatten ſie bereits lange aus ihrer Gottesheimath gelockt, und übten auf dieſelben einen größern Zauber aus, als alle die Verheißungen der Väter. So fanden ſich in Egypten, Griechenland, Rom, ja ſelbſt im heutigen Frankreich und Spanien ſchon damals zahlreiche Judenfamilien vor, die zwar als Fremde nur geduldet wurden, aber doch überall ihr gutes Fortkommen fanden. Noch hatten ſie gar keine eigentlichen Verfolger; Chriſten gab es nicht. Ihre größten Widerſacher waren — die Brüder in der Heimath, von denen ſie als Abtrünnige (Ungläubige,) verachtet wurden. (S. 222.) —

Darin lag eigentlich ſchon ein ſicheres Zeichen, daß der allgemeine Glaube der Väter, trotz allen prieſterlichen Anſtrengungen, ſehr zerfallen war, und daß ebenſo moſaiſche Treue, wie Geſetzes Ewigkeit eine große Probe zu beſtehen hatten.

In der That wichen die außerheimatlichen Juden von dem Glauben ihrer palläſtinenſiſchen Brüder bedeutend ab. Die Sprache fremder, gebildeter Völker, der tägliche Umgang mit ihnen, die Entfernung des Hohenprieſterthums, des Tempels, der Opfer, u. dgl. m. blieben nicht ohne Wirkung. Vorzüglich waren es Juden in Alexandrien und in den größern Städten von Griechenland, die ſich großer Bildung und Freiſinnigkeit rühmten, und ſchon in ihren Reichthümern allein Mittel und Wege beſaßen, um auf die Heimath Einfluß zu üben. So ſchlichen ſich hinter dem Rücken der eiferſüchtigen Prieſter Ueberdruß an Opferzahlungen und Mißachtung althergebrachter Ceremonien ein. Die von Seite des prieſterlichen Geſetzes reichlich auferlegten Pflichten wurden Dem und Jenem, vorzüglich dem ärmeren Theile des Volkes, drückend. Es regte ſich in den Gemüthern etwas, wie Sehnſucht nach einer einfacheren, wohlfeileren und beſeligenderen Religion, worin aber die alten moſaiſchen Grundſätze unangetaſtet bleiben müßten. Das mochte ſich dann auch ſtärker zu erkennen gegeben haben, je mehr die Zeit des Meſſias heran zu nahen ſchien. —

Sie kam — ſagt Mancher — aber man erkannte ſie nicht; oder der Meſſias war vielleicht nicht der Rechte, der, welchen man erwartet, welchen der Schriftgelehrte verkündet

hatte. Man dachte nicht daran, daß auch die allmälig verfallende Religion ihres Messias harrete. Es galt die Glaubens- und Sittenlehren zu vereinfachen, dem Gesetze der Natur und Vernunft entsprechend umzuwandeln, sie zu sicher erlösenden Führern durch das Leben zu machen: das war eben die Aufgabe eines religiösen Messias. Auch war die jüdische Religion der Lösung einer solchen Aufgabe fähig. —

Daß sich aus der alten Judenreligion eine Neue entwickelt hat, oder mit andern Worten, daß der religiöse Glaube der Juden eine Umgestaltung, Veränderung, Reformation, wirklich erfahren hat, ist, was man eine geschichtliche Thatsache nennen muß. —

Wenn ein Haus dasteht, so bedarf es keines Nachweises, daß es gebaut worden ist. Das Christenthum ist das Gebäude, welches aus der Reformation des Judenthums hervorgegangen ist. Die Zeit seiner Entstehung sucht und findet man noch vor der durch Römer vollbrachten Zerstörung Jerusalems. —

Aber eine solche geschichtliche Thatsache muß auch nothwendig einen entsprechenden geschichtlichen Urheber haben, denn es giebt keine Wirkung ohne zureichende Ursache. Man frägt also mit Recht: Wer war der Urheber der wirklich stattgefundenen religiösen Reformation des Judenthums?

Man nennt Jesum von Nazareth.

Wer aber nennt ihn zuerst, und wo sind die Quellen, aus welchen man die doppelte Erkenntniß schöpfen kann, wer Jesus war, und wie er die Gründung dieser Reformation vollbrachte? —

Die alte Geschichte bezeichnet die reformirten Juden als eine Anfangs sehr kleine, dann aber immer mehr anschwellende, in das Heidenthum hineinwachsende Sekte, der unter Andern vorzüglich der Name Christianer gegeben wurde, weil sie glaubte, daß der Messias (Christos) bereits erschienen, und ihr Lehrer und Meister sei. —

Fragen wir nun diese einstige Sekte der Christianer um ihren Gründer und Urheber. —

Die Menschen sterben, in ihnen Sekten, Völker, Geschlech-

ter. Ihre vollbrachten Werke sterben ihnen nach; doch strebt die Erinnerung an sie dahin, sich auf alle mögliche Weise, und wäre es nur mit Hilfe von Papier oder Pergament, zu erhalten. „Die Schrift ist das Element, das allein die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene Mensch ihr anvertraut," (sagt L. Feuerbach.) —

Giebt es nun noch wenigstens derartige lederne oder papierene Erinnerungszeichen, die von den Händen der ersten Christianer herstammen? — Nein. — Papier und Pergament sind auch Beute wenn gleich langsamer Verwesung. In Stein oder Metall hatte man, wie es scheint, nichts von dem geschrieben, was über Stifter oder Stiftung des Christenthums Auskunft geben könnte, wenigstens ist noch nichts derartiges aufgefunden worden; und auch daran hätte der Zahn der Zeit seine Schärfe erprobt. —

Was für Monumente kann es noch ferner geben? — Mündliche Ueberlieferungen und Abschriften alter Urkunden. — Mit Recht sucht man dann unter ihnen nach den womöglich ältesten, und, wenn deren gefunden sind, nach Beweisen, daß sie sichere Nachrichten enthalten. — Ob es ein geschriebenes oder ein lebendig überliefertes Wort (Tradition) ist, was man dem Wißbegierigen bietet, kann gleichgültig sein, wenn es nur aus jenem Munde wirklich stammt, in welchen es die Nachwelt gelegt hat, und sonst alle jene Merkmale an sich hat, die dazu gehören, ihm Glauben zu gewinnen. Sichere Nachrichten entscheiden.

Wenn uns Jemand auch nur über unbedeutende Vorfälle Mittheilung macht, so sehen wir uns darnach um, ob er die Sache wissen kann, ob er sie getreu erzählt, oder ob er irrt. Von dem Vertrauen, das wir in den Ueberbringer einer Nachricht setzen, hängt es selbst in Kleinigkeiten ab, ob wir ihm glauben können oder nicht. — Wenn nun aber die Nachricht für uns von Wichtigkeit wäre? — Dann werden wir uns den, welcher sie bringt, noch viel genauer besehen. Wenn es nicht etwa ein naher Freund ist, dem selbst an der Sache alles gelegen ist, wenn es nicht Jemand ist, der genau wissen kann, was und wie es geschehen ist, und der auch nicht zu lügen pflegt: dann fragen wir doch erst noch, ehe die wichtige Nachricht geglaubt wird, ob sie auch richtig sei. Unsere Vorsicht, Sorgfalt und Umfrage muß sich noch mehr steigern, wenn die Nachricht etwas Unerhörtes, oder etwas, das

unser Leben, wohl gar unser ganzes Glück betrifft, enthält. Da wären wir große Thoren, wenn wir Alles, was uns hinterbracht wird, glauben wollten, ohne früher zu prüfen, ob es wahr sei.

Die Erfahrungen, die wir im Leben zu machen pflegen, bringen uns dahin, daß wir ganz besonders vorsichtig werden, wenn uns hinterbracht wird, was ein Anderer vor irgend einer Zeit gesprochen hat. Wir müssen es alle Tage sehen, wie gesprochene Worte, je weiter sie getragen werden, in Länge und Breite zunehmen. —

Ein berühmter Geschichtschreiber des griechischen Alterthums (Thucydides, 470 vor Ch. Geburt zu Athen geboren,) schrieb dieserhalb folgendes Geständniß: „Was die Reden betrifft, so wäre es für mich (selbst) als Ohrenzeugen, wie auch für Andere, die mir solche anderswoher hinterbrachten, gar zu schwer gewesen, die Ausdrücke in ihrer ursprünglichen Gestalt zu behalten. Sie wurden daher von mir so wiedergegeben, wie ich glaubte, daß Jeder unter den obwaltenden Umständen am Passendsten geredet haben möchte, wobei ich mich so nahe als möglich an den allgemeinen Sinn des wirklichen Vortrags hielt.“ — Was hier Thucydides ausspricht, das geschieht von jeher, wenn fremde Reden nacherzählt werden. Daher ist es schwer, den Wortlaut gläubig anzunehmen, wo man ihn nur nachmachen hört. —

Die gläubige Annahme von Nachrichten wird noch viel schwieriger, wenn es sich um Erzählungen handelt, die in entfernter Zeit und an entfernten Orten vorgekommen sind, und für deren Richtigkeit weiter nichts anzugeben ist, als daß sie da und dort geglaubt, von dem und jenem wieder gesagt, so oder so aufgeschrieben seien. Wer sollte da nicht früher fragen, ob er glauben darf oder nicht? In dieser Art spricht sich ein berühmter Denker des vergangenen Jahrhunderts, Rousseau, in seiner Schrift über Erziehung aus: „Ihr bringt mir die Nachricht, daß vor beinahe zwei Tausend Jahren am andern Ende der Welt in irgend einer Stadt, die ich nicht kenne, Gott geboren worden und gestorben sei; ihr sagt mir ferner, daß alle Diejenigen, die an dieses Geheimniß nicht werden geglaubt haben, einstens würden verdammt werden. Seht, was das für Sachen sind, wie gar zu sonderbar, um sie so schnell zu glauben, und einzig auf die Aussage irgend eines Menschen, den ich nicht einmal kenne. Warum hat denn

euer Gott solche Begebenheiten so gar ferne von mir geschehen lassen, wenn ich darüber durchaus unterrichtet sein muß. Ist es ein Verbrechen, nicht zu wissen, was sich bei den Gegenfüßlern zuträgt? — Eben so gut könnte man mich verpflichten, zu erforschen, was im Monde geschieht. Aber ihr kommt, saget ihr, mich darin zu unterweisen? — Seid doch zuerst gut und ehrlich, dann setzt euch an meine Stelle, und sehet zu, ob ich, einzig auf euer Zeugniß hin, alle die unglaublichen Dinge glauben muß, welche ihr mir vorsagt. — Laßt mich doch freundlichst nach dem fernen Lande hingehen, wo sich so viele unerhörte, wunderbare Dinge begeben haben, um zu erfahren, warum die Einwohner von diesem Jerusalem Gott wie einen Raubmörder mißhandelt haben. — Sie haben ihn nicht als Gott erkannt, sagt ihr? — Was soll ich nun thun, der ich davon nie habe sprechen gehört, als durch euch? — Was sagen denn aber die jetzigen Einwohner jenes Landes über den Gottesmord ihrer Vorfahren? Sie läugnen ihn? — Wie? in derselben Stadt, worin Gott gestorben ist, haben weder die alten noch die neuen Bewohner an ihn geglaubt? Und nun wollt ihr, daß ich an ihn glaube, ich, der ich fast 2000 Jahre später geboren und 2000 Meilen weit entfernt bin?!"

Schon bei vielen Nachrichten aus der Gegenwart, deren Richtigkeit man vergewissern zu können meint, pflegt den verständigen Menschen ein Gefühl des Zweifels zu beschleichen.

Welche Vorsicht ist erst gegen Mittheilungen aus längst verrauschten dunklen Jahrhunderten nöthig! — Das Recht, sie zu prüfen, wird oder vielmehr kann Niemand streitig machen. Etwas Anderes ist es, wenn sich Jemand dieses Rechtes freiwillig (oder unfreiwillig) begibt. Des Gläubigen Wille sei sein Himmelreich! Wer durchaus annehmen will, ohne zu prüfen, was ihm Der oder Jener berichtet, möge es auf die Gefahr hin, sich dann in seinem Glauben zu irren, immerhin thun. Es kann sich zwar Jener, der geprüft hat, ebenfalls irren, aber es darf ihm nicht verwehrt gewesen sein, genau zu fragen, wie es dem Andern unbenommen ist, es zu unterlassen. —

„Steh' mir Fragenden Rede!"

heißt es in einem alten arabischen Liede, und kann immer gesagt werden, wenn ein lebendiger oder todter Bote der grauen Mutter Vergangenheit Nachrichten bringt, an deren Richtigkeit uns gelegen ist.

Wenn aber im gewöhnlichen Leben Jemand auftreten und sagen wollte: „Du darfst gar nicht fragen, ja du darfst dich nicht einmal besinnen, ob du glauben oder nicht glauben sollst, weil — ich dich versichere, daß es Gott gesagt hat:" dann würde mir, wenn ich den Boten nicht für einen gefährlichen Narren hielte, „mein Daum es juckend sagen müssen, daß hier etwas Falsches nahe." —

Eine Schrift ist sprechender Stellvertreter des Menschen, der sie verfaßt hat; sie besitzt die Fähigkeit, länger zu bestehen, als er gelebt hat. Wenn ich nun seiner Schrift glaube, so glaube ich ihm selbst. —

Der Reformator des Judenthums hat selbst nichts von Allem, was er gelehrt oder gethan, schriftlich aufgezeichnet, und es liegt auch keine Veranlassung vor, anzunehmen, daß er etwas davon habe aufzeichnen lassen. Auch sagt man, daß sich in den Händen der allerersten Christianer keine anderen, als rein jüdische Religionschriften befunden haben. Nach Jahren sollen erst einzelne Gemeinden in den Besitz von Prediger-briefen und kleinen Nachrichten, die sich auf die Reformation des Judenthums bezogen, gekommen sein. Später gab es deren freilich eine ziemlich große, immer mehr anwachsende Zahl, und namentlich sollen von jenen Schriften, die man die eigentlich „frohen Nachrichten" (Evangelien) nannte, an 40 im Gebrauche gewesen sein. —

Der älteste, also erste Schriftsteller über reformirtes Judenthum war — höchst wahrscheinlich — Paulus (Saul), ein Jude, in Tarsus, einer meist von Griechen bewohnten Stadt Ciliciens (nördlich von Galiläa), geboren, und strenger Pharisäer aus der freisinnigen Schule des Gamaliel. Anfangs ein Verfolger ward er später aus Ueberzeugung eifriger Verfechter der Reformation. Von ihm rühren einige Briefe her, die er an bestimmte Gemeinden des neuen Glaubens sendete. Sie enthalten viele Ermahnungen und Lehren, aber nur wenige bedeutende Nachrichten über den Christianismus, und so gut als keine über dessen Urheber. — Den „neuen Glauben" selbst nennt er die Predigt vom Kreuze und seine (eigene) frohe Botschaft (sein Evangelium), und erklärt ihn für eine Befreiung (Erlösung) von der veralteten

lästigen und Gottes unwürdigen Religion. In einem Briefe an die Christengemeinde Galatiens, einer kleinasiatischen Provinz, bezeichnet er diesen Glauben auch noch als eine „Veranstaltung Gottes, seinen Sohn Christos, der von Anbeginn bei ihm war, aus dem Himmel auf die Erde zu senden, damit er daselbst eine Zeitlang als Mensch lebe, zur Sühnung der Sünden den Kreuzestod sterbe, bald aber lebendig auferstehe, um dann wieder an der Seite Gottes, seines Vaters, im Himmel zu sitzen.“ —

Nach seinen Briefen zu urtheilen, war Paulus ein freiwilliger, „vom heiligen Gottesgeiste berufener“ Reiseprediger, der an verschiedenen Orten Gemeinden des neuen Glaubens persönlich stiftete, und ihnen dann in Streitigkeiten oder Zweifeln schriftlich mit Rath und Belehrung aus der Ferne zu Hülfe kam. Nach der alten Sitte bediente er sich irgend eines Nachschreibers (Sekretärs), dem er wahrscheinlich in die Feder diktirte, wobei er aber Manches (wie z. B. 1. Kor. 16, 21 seinen Gruß) mit „eigner Hand“ beifügte. Nur den Brief an die Galatier erklärt er (6, 11) ganz eigenhändig geschrieben zu haben.

Die wichtigsten seiner Briefe — man zählt deren 13 oder 14 — werden für „unbezweifelt ächt“ gehalten, und bilden einen festen Kern des ihnen nachgebildeten neuen Glaubens.

Fragen wir nach anderen Nachrichten, die in den dunkeln Ursprung des Christianismus aufklärendes Licht werfen, so treten uns manche Schriften entgegen, die zwar nicht zur Zeit der Entstehung jener Reformation verfaßt worden sind, und überhaupt keine Jahreszahl ihres Erscheinens an der Stirne tragen, aber doch wenigstens nach ihren inneren Merkmalen den ersten christlichen Jahrhunderten zugeeignet werden dürfen.

Leider scheinen sie selbst damals noch nicht viel bekannt gewesen zu sein, denn es finden sich nur sparsame Zeugen, die von ihrem Vorhandensein sprechen. Nichtkirchliche Schriftsteller erwähnen ihrer gar nicht, und einige der kirchlichen nur unbestimmt. —

Wenn es nun wirklich wahr wäre, was so oft behauptet wird, daß Einige dieser Religionsschriften, die uns sichere Nachrichten von der Entstehung des Christenthums überbringen sollen, vom heiligen Gottesgeiste selbst verfaßt oder eingegeben worden sind: so hat sie jedenfalls das gleiche Schicksal betroffen, das alle andern, unheiligen Schreibwerke hatten,

nemlich nur äußerst langsam, in Hunderten von Jahren, etwas allgemeiner bekannt zu werden. —

Justin Martyr z. B. (gestorben 166 nach Chr. G.) beruft sich in seinen Werken auf die Schrift: Offenbarung Joannis, und macht nur ganz leise Anspielungen auf irgend welche Evangelien, die er aber nicht näher bezeichnet. —

Tatian († 176) scheint nur ein Evangelium Joannis zu kennen. —

Athanagoras († 180) spricht von Paulinischen Briefen, aber nicht von irgend welchen Evangelien. —

Theophil († 181) kennt nur im Allgemeinen „heilige Schriften." —

Erst Irenäus († 202), Clemens von Alexandrien († 216) und

Tertullian († 220) erwähnen einer Apostelgeschichte, der 4 Evangelien, der 13 Paulinischen Briefe, zweier andern von Johannes und Petrus und der Offenbarung Johannis. —

Origenes († 253) kennt ebenfalls die letzt erwähnten Schriften, zweifelt an der Echtheit einiger Briefe, macht aber zwischen heiligen und unheiligen Schriften noch keinen besonderen Unterschied.

Eusebius dagegen († 340) zählt schon die eigentlich christlichen und heiligen Schriften auf, und unterscheidet sie strenge von den unächten und darum unheiligen.

Es sollen aber bis zu seiner Zeit in den christlichen Gemeinden folgende Schriften zerstreut im Gebrauche gewesen sein:

An 40 Evangelien; darunter: ein Evangelium der 12 Apostel, eines des Petrus, eines der Egypter, eines des Basilides, eines des Marcion, das der Hebräer, die drei des Mathäus, Markus und Lukas, eines des Justin Martyr, eines des Tatianus, eines des Bartholomäus, eines des Apelles, eines des Mathias, eines des Joannes, eines von der Kindheit Jesu, eines des Philipp, ein ursprüngliches des Jacob. Dazu kamen noch die für ketzerisch gehaltenen Nachrichten, als z. B.: das Evangelium des Judas Ischarioth, die Geschichte des Zimmermanns Joseph, das Evangelium von der Geburt der Maria, das von der Eva, u. a. m. —

Vorzüglich beliebt waren aber zwei Bücher, das Eine betitelt: Der Hirte des Hermas, das Andere: Die sybillinischen Bücher, die dann nach langer Zeit von geistlichen Behörden für unheilig und irrthümlich erklärt worden sind.

An Briefen gab es außer den Paulinischen noch 8, die man andern Aposteln zurechnete, dann Briefe, die Jesus an einen Fürsten Abgarus geschrieben haben soll, ferner ein Rückschreiben der Gemeinde zu Corinth an Paulus, und dessen Zuschrift an den Griechen Seneca. —

Als Geschichtsbücher galten: Thaten der Apostel, Thaten des Paulus, des Petrus, des Pilatus, eine Apostelgeschichte der Ebioniten u. A.

Endlich gab es sehr viele prophetische Schriften (Offenbarungen), darunter die bekannte des Joannes. —

Von allen den damals vorhandenen Schriften sind die Meisten bis auf einzelne Bruchstücke und die Titel, die sich in anderen, späteren Werken vorfinden, ganz und gar zu Grunde gegangen, und was davon als erhalten betrachtet werden darf, sind fehlerhafte Abschriften und Uebersetzungen. Da es damals noch keine Buchdruckerkunst gab, so konnte man eine Schrift dem Zahn der Zeit nicht anders entreißen, als daß man sie so oft als möglich abschrieb, wobei der Text freilich eine Beute des Glaubens, der Bildung und Einsicht dessen wurde, der sich in ihrem Besitze befand, oder die Vervielfältigung vornahm. Wie viel sich da das geistige Eigenthum der Vorfahren mißhandeln, verfälschen oder vernichten lassen mußte, ist nicht zu sagen, aber so viel haben diejenigen, welche alte Urkunden als Beweisstücke annehmen müssen, gelernt, daß sie sich diesen Monumenten mit großer Vorsicht nahen, und sie von allen Seiten genau besehen. —

Viele der Religionsschriften, welche einst bei den christlichen Gemeinden im Gebrauche waren, enthielten Mittheilungen, die später selbst dem Gläubigsten zu widerwärtig, übertrieben oder unrichtig vorkamen, als daß er nicht vom Lesen derselben abgemahnt hätte. Die Gemeinde-Vorsteher ergriffen endlich aus gemeinnützigen Rücksichten ernste und strenge Maßregeln gegen den Gebrauch solcher Schriften, deren Inhalt sie mißbilligten.

Zuerst traten (im Jahre 364) die Bischöfe der griechisch-christlichen Parthei in der Stadt Laodicäa zu einer Berathung (Synode, Concilium) zusammen, legten alle heilig sein sollenden Schriften, die bei ihren Gemeinden gebräuchlich

waren, vor sich hin, prüften dieselben, und wählten aus ihnen die tauglichsten aus. Diese nannten sie dann „die heiligen", „vom Geiste Gottes eingegebenen" (inspirirten). Nur sie sollten zum Vorlesen gebraucht werden. Einige andere, die sie für minder tauglich, aber doch nicht für ganz verwerflich achteten, legten sie in eine zweite Klasse, und nannten sie „die guten und erlaubten." Jene aber, die nach dieser Auswahl übrig blieben, bezeichneten sie mit den Worten: „unächt, verfälscht, ketzerisch, unheilig, verwerflich, verflucht und unerlaubt." Von dieser Zeit nun begann auf Befehl und unter Aufsicht aller griechischen Christen-Vorsteher der Gebrauch jener Schriftensammlung, welche man heute noch die christliche Bibel nennt. —

Dasselbe thaten einige Jahre später (397) die Bischöfe der lateinischen Partei in der Versammlung zu Karthago (in Afrika), nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie in den Grundsätzen der Auswahl etwas weniger strenge waren als die Griechen. —

Von dieser beiderseitig getroffenen Auswahl, die sich nach und nach allgemeines Ansehen erwarb, sagt nun einer unserer gutgläubigen Zeitgenossen *): „Ein richtiges Gefühl für geschichtliche Wahrheit kann der ältesten christlichen Kirche nicht abgesprochen werden. Dafür zeugt die streng geregelte Sammlung (der Kanon) unserer heiligen Bücher. Diejenigen Evangelien, welche allgemeine Anerkennung fanden, sind nicht nur die ältesten, sondern auch die besten, was klar aus der Vergleichung mit den sogenannten apokryphischen Evangelien („erfreulichen Nachrichten dunkeln unbekannten Ursprungs") erhellet, deren es in den ersten Zeiten der Kirche eine große Menge gab, obgleich nur wenige auf uns gekommen sind. Auch ist in unseren widerspruchslustigen Tagen kaum irgend ein triftiger Einwand gegen die Aechtheit jener neutestamentlichen Schriften erhoben worden, der nicht schon in den zwei ersten Jahrhunderten ausgesprochen worden wäre. Folglich war ein gesunder, kritischer Sinn der ersten Kirche nicht fremd." — In diesen Worten liegt viel Wahres. Leider aber wurde das, was die erleuchteten Bischöfe für ächt hielten und erklärten, wie man selbst gesteht, gar bald

---

*) Gfrörer: Geschichte des Urchristenthums, 3 B. 3 S. —

und vielfach bestritten, und dieser Streit dauerte fort bis auf unsere Tage, die auch noch keine Hoffnung geben, daß er sein Ende finden werde. Er kann es nicht finden. —

Wir wollen Nachrichten über den Mann haben, der zur Reformation der Judenthums die erste Veranlassung gab; wir nehmen aus den christlichen Urkunden „die Ersten Besten;" es sind dieselben, welche einst der Doppelrath der Bischöfe ausgewählt hat: vier Evangelien, eine Apostelgeschichte, 13 Paulinische und 8 andere Briefe nebst einem prophetischen Gedichte (Offenbarung Joannis.) —

Wer ist im Besitze dieser alten Urkunden, und zwar eben derselben, wie sie aus deu Händen derer hervorgegangen sind, die sie ursprünglich geschrieben haben? — Niemand! Solche gibt es gar nicht mehr. Sie sind irgend wie verloren gegangen. Es giebt davon nur Abschriften, und zwar Abschriften von Abschriften, und von diesen wieder nur die Uebersetzungen. —

Aber die Abschriften sind doch richtig? Die Uebersetzungen sind doch gut? — Nicht ganz, wenigstens nicht ganz unbestritten, unbezweifelt, zuverlässig. Es sind durch Abschreiber ganze Sätze eingeschoben worden, deren Einige sogar von rechtgläubigen Schriftgelehrten dafür erkannt werden, Andere aber noch Gegenstand wissenschaftlichen Streites sind. So waren z. B. schon die alten, glaubwürdigen Kirchenschriftsteller Eusebius, Hieronymus, Gregorius (von Nyssa,) Zigabenus, Viktor und Severus (von Antiochien) nebst Andern der einstimmigen Meinung, daß im Evangelium Markus zum Schlusse 12 Verse (über die Erscheinung und Auffahrt des vom Tode Erstandenen) in den meisten und besten Handschriften ihrer Zeit ganz und gar fehlten. „Das sind Zeugnisse, gegen die sich nichts Gegründetes einwenden läßt."

Der Uebersetzungen dagegen gibt es so viele und verschiedene, daß es noch heute eine unlösbare Preisaufgabe ist, zu sagen, welche unter ihnen die richtigste und getreueste sei? —

Aber wenigstens waren doch die ursprünglichen Schriften, die so vielfach abgeschrieben und übersetzt wurden, zur Lebenszeit Jesu entstanden? Waren mindestens von Augen- und Ohrenzeugen seiner Reden und Thaten abgefaßt worden? — Nichts von Allem. — Die Recht-

gläubigsten und Nachsichtsvollsten gestehen, daß jene „frohen Nachrichten" erst ziemlich spät nach dem Erdenleben des göttlichen Meisters, und zwar von Schülern seiner Schüler aufgeschrieben worden seien. Die strenger prüfenden, weniger gläubigen Schriftgelehrten jedoch sagen, daß z. B. das Evangelium Mathäus erst 130—134 nach Ch. G., daraus dann später das des Lucas, und nach diesen Beiden erst das des Marcus entstanden sei. Andere meinen, Mathäus und Lucas seien nur Erweiterungen des Marcus und daher später entstanden. Vom Evangelium Joannes sagt man sogar, daß sein Ursprung dem Ende des 2. Jahrhunderts angehöre. — Jedenfalls sind es also spätere Zeugen, die man vernehmen kann, und außerdem nur Zeugen vom Hörensagen, wie es das Evangelium Lucas offenherzig eingesteht. „Nachdem (bereits) Viele — so beginnt dasselbe im 1. Cap. — es unternommen haben, die Erzählung von Dingen, die sich unter uns zugetragen haben, so nieder zu schreiben, wie sie uns Jene überliefert haben, die vom Anfange an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen waren: „so habe auch ich, der über Alles vom Anbeginn genaue Kundschaft eingeholt, für gut befunden, es dir (mein guter Teophil!) der Ordnung nach aufzuschreiben, damit du die Wahrheit dessen klar einsehest, wovon du unterrichtet worden bist." — Was hier Lucas eingesteht, bergen die Andern zwischen den Zeilen.

Aber diese heiligen Schriften enthalten doch Alles, was man über Lehre und Leben Jesu zu wissen verlangt? — Nein, nicht nur nicht Alles, sondern sogar Weniges. Abgerissene, kurze Erzählungen, und wenige Aussprüche sind ihr Inhalt. Wenn man die Wirksamkeit des Reformators auch auf viel weniger als 2 Jahre einschränken will, so sind doch die Nachrichten über dieselbe viel zu klein. Sie mögen vielleicht die Hauptsachen enthalten, vielleicht aber auch nicht. Wer ersetzt uns aber das Fehlende? — Der Mund eines Predigers? eines Bischofs? eines Concils? —

Wie man darüber immerhin noch weiter denken mag, das Eine ist streng zu beachten, daß eine Nachricht vom Hörensagen zwar mehr oder weniger ungewiß sein, daß sie aber niemals eine „Offenbarung" (Mittheilung Gottes) genannt werden kann.

Zu diesem Allen kommen noch die bereits todten Sprachen, in welchen die ursprünglichen Nachrichten niedergeschrie-

ben sind. Wären dieselben auch vorhanden, wo fände sich ein gelehrter Mann mit solchem Ansehen, daß ihm Alle glaubten, wenn er sagen würde: „Das und das, so und nicht anders bedeuten die Worte der längst vergessenen Sprache.“ —

Welche Bedeutung können nun die Nachrichten haben, die uns über den Stifter des Christenthums zu Theil geworden sind? — Und wann wird die Zeit kommen, wo das Gezänke über Glaubwürdigkeit derselben aufhören kann und muß?

Daher drückt sich auch Rousseau über diese Angelegenheit bitter, aber nicht mit Unrecht aus, wenn er (in dem oben erwähnten Werke über Erziehung) sagt: „In den drei Offenbarungen sind die heiligen Bücher in Sprachen geschrieben, welche die Völker nicht verstehen, die darnach leben. Die Juden verstehen nicht mehr das (Alt=) Hebräische, die Christen weder das (Alt=) Hebräische noch das (Alt=) Griechische, und Türken und Perser nicht das (Alt=) Arabische. — Ist das nicht eine höchst einfache Art die Menschen zu unterrichten, indem man zu ihnen immer in einer Sprache spricht, die sie nicht verstehen? — Aber man übersetzt die Bücher, wird man entgegnen. Schöne Antwort, das! Wer versichert mich dessen, daß diese Bücher getreu, richtig übersetzt worden sind, ja sogar, daß es möglich sei, sie zu übersetzen? Und wenn Gott im Stande ist, den Menschen so viel zu offenbaren, warum hat er noch nöthig, seine Offenbarungen übersetzen zu lassen? — Ich werde es überhaupt nie begreifen, daß das, was Jedermann wissen muß, in Büchern verschlossen sein soll, und daß derjenige, welcher weder sie noch die sie verstehen bei der Hand hat, für seine unfreiwillige Unwissenheit gestraft werden kann.“ —

Waren 300 Jahre darüber hingegangen, bis sich nur eine kleine Zahl von Bischöfen in der Frage einigen konnte, welche von den vielen herumlaufenden Nachrichten die glaubwürdigsten seien: so dauerte es dann noch 1000 Jahre, bis man in den Stand kam, dieselben mit Hilfe der Buchdruckerkunst gegen die Willkür von Abschreibern zu schützen und unter die allgemeine Oberaufsicht der Wissenschaft zu stellen.

Warum — muß man hier den Gläubigen mit Recht fragen — war die Erfindung des Bücherdrucks nicht gleich in den ersten christlichen Zeiten als heilsame Zugabe zu dem Wunder der Offenbarung und zur Predigt des Gottsohnes geschehen? — Wie viel Irrthum, Unglauben und Zank, wie viele Ketze=

reien, Gehässigkeiten und Verfolgungen wären dadurch erspart worden! Wie viel reiner wäre manches Blatt der christlichen Glaubensgeschichte! — „Aber der Herr wollte nichts geschrieben haben, schrieb nichts, ließ nichts schreiben." — Warum schrieben denn dann seine Jünger? — Muß man nicht sagen, daß noch weit mehr gezankt und Irrthum verbreitet worden wäre, wenn man von Allem gar nichts aufgeschrieben hätte? Ist das aber richtig, dann hat der Meister sehr gefehlt, seine Lehren nicht ganz genau und für die Dauer der Schrift übergeben zu haben. —

Indessen kann man entgegnen, daß die alt-christlichen Urkunden blos darum, weil sie angezweifelt werden, nicht weniger Glauben verdienen, als andere alte Schriften, als z. B. die oft angezogenen Schriften der Rabbinen, die eben auch nicht sicherer sind, als jene. Aber um die Aechtheit und Wahrhaftigkeit jener christlichen Glaubensschriften muß es sich schon deshalb mehr handeln, weil man ihnen so hohes Gewicht gegeben, weil man ihnen die Entscheidung über Sein und Nichtsein, über Leben und Tod, über Seligkeit und Verdammniß der ganzen Menschheit zugetheilt, weil man von ihrer Annahme Duldung und Verfolgung des Mitmenschen abhängig gemacht hat. Bei den andern geschah es nicht. Das ändert die Sache.

II.

„Rede nur, erzähl', erzähle, was sich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebsten, was wir gar nicht glauben können."
(G. Faust, 2. Theil.)

Aus jenen Briefen des Apostels Paulus, die für echt und ursprünglich gehalten werden, kann man erfahren, daß er mit den Jüngern, oder wie er sie nennt, „Freunden Jesu" in Bezug auf die Person des Meisters nicht gleicher Meinung gewesen sei, und sich mit ihnen trotz mancherlei Bemühungen auch nicht einigen konnte. Er schreibt den Galatern (1, 17), daß er zum Zwecke, den Kephas (Petrus) und seine Ansichten kennen zu lernen, die Reise nach Jerusalem gemacht habe, bald aber „ohne die Andern, außer einem Bruder des Herrn (Jakobus). gesehen zu haben," sehr unbefriedigt wieder abgereist sei. Nach vierzehn Jahren kam er noch einmal nach Jerusalem, „um sich mit ihnen, den Gegnern, über „sein Evangelium" zu besprechen. Da fand er sich jedoch abermals und zwar noch entschiedener als Gegner der Freunde Jesu. Sie mißbilligten ganz und gar sein Evangelium und erregten sein Mißbehagen so sehr, daß er „etlichen falschen Brüdern nicht eine Stunde wich; an den Andern, welche ihm gegenüber ihr altes Ansehen geltend machten, war ihm ohnehin nichts gelegen." (Gal. 2, 4). So ging man auseinander, sich (höflicher Weise) die Hand reichend, und nur darüber geeinigt, daß Paulus „sein Evangelium, gut für die Heiden," auch nur ihnen predigen solle. Er konnte jedoch seinen Unmuth nicht zurückhalten, und machte bald darnach (in jenem Sendschreiben) mancherlei bittere Bemerkungen. So sagt er z. B. in auffallend doppelsinniger Weise (2, 9) wie jene drei, Kephas, Jacobus und Johannes, die Gnade erkannt hätten, die ihm gegeben war, sie, die man (in Jerusalem) für Säulen (Stützen des neuen Gebäudes) achtete. —

Später traf Paulus (Galat. 2, 11) seinen bittersten Gegner, nemlich den Petrus, zum dritten und letzten Male

in Antiochien, überraschte ihn aber — wie er ausführlich darlegt — bei einer gleisnerischen That, und ließ da seinen lang genährten Groll ausbrechen, indem er ihn auf eine ganz schonungslose Weise zur Rede und dem öffentlichen Urtheil preis stellte. Das Alles schreibt er seiner Gemeinde in Galata. —

Daraus muß aber nothwendig die sichere Vermuthung hervorgehen, daß jene genannten Freunde Jesu ihren Meister nicht für das gelten lassen wollten, was Paulus, der ihn persönlich gar nicht gekannt hatte, in seinem Evangelium aus ihm machte, einen Gottmenschen (Chrischnah) nach alt-indischem, einen Retter (Sosisch) nach alt-persischem, eine Mensch gewordene Weisheit Gottes (Christos-Logos) nach griechisch-alexandrinischem Zuschnitt. Von allen diesen Lehrmeinungen war damals die Luft des Orientes voll: kein Wunder, daß auch der gelehrte Paulus in diesem Sinne predigte. Es muß auch befremden, daß er in allen seinen Briefen auf das Sorgsamste vermeidet, von der Person Jesu zu sprechen, und seinen Gemeinden Nachricht zu geben. Was er von Jesus sagt, gilt nur dem Christos. Sollte er nicht über den Meister so viel gewußt haben, als jene Freunde? Sie werden ihm wohl das Ihre mitgetheilt haben. Und die Paulinischen Gemeinden, waren sie durchaus nicht begierig, über den wunderbaren Zimmermannssohn etwas Genaues zu erfahren? — Des Paulus Schweigen war daher berechnet, absichtlich und — sprechend.

Wie konnte aber auch seine Meinung über Jesus der der Jünger gleichen, da doch, wie die Evangelien erzählen, selbst die Juden, die den Rabbi leibhaftig vor Augen gehabt hatten, nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. (Math. 16, 13 u. A.)

Da nun gleich in den allerersten Zeiten, schon unter den ersten Predigern der neuen Lehre, ja, selbst schon unter den Zuhörern, Schülern, über die Person des Meisters Uneinigkeiten entstanden waren, kann es Jemanden wundern, wenn er in der Geschichte des christlichen Glaubens liest, daß diese Uneinigkeiten fortdauerten, zunahmen und bis heute kein Ende fanden?

Keiner von uns, die wir heute über diesen Gegenstand nachdenken, hat eine so geräumige Wohnung, um darin nur einen Theil jener Bücher und Schriften unterzubringen, welche bis jetzt über die Frage geschrieben und gedruckt worden sind,

wer Jesus eigentlich gewesen sei? Und trotz dieser Menge gelehrter Arbeiten ist sie nicht nur unbeantwortet, sondern sie verwickelt sich immer mehr. Bereits haben die Männer der äußersten Meinungen, die von einander am meisten entfernt sind, eingestehen müssen, daß an ein Zusammenkommen der Parteien nicht mehr zu denken sei. —

Wie erklärt sich diese Erscheinung? — Einzig dadurch, daß zugestanden wird, Jesus sei eine Person des Glaubens, und zwar einzig nur des Glaubens allein. Die Nachrichten, welche über sein Dasein, Leben und Wirken Auskunft geben sollen, sind — bei jener unermeßlichen Wichtigkeit, die man ihnen zulegt — gering, kurz, ungewiß, durch Hörensagen und erst spät entstanden, durch Abschreiber erweitert, verändert, gefälscht, durch Uebersetzer zum Ueberfluß noch höchst zweifelhaft gemacht, kurz sie sind von der Art, daß man durch sie, nach gehöriger Prüfung, nichts Bestimmtes erfährt, sondern höchstens nur das Wahrscheinliche vermuthet. Es handelt sich dann einzig und allein darum, ob man glauben kann und will oder nicht. — Aber das ist es eben. Wo es sich nur um Glauben handelt, sind die Menschen von jeher auseinandergegangen, werden ewig auseinander gehen. Nur das, was sie bestimmt wissen, läßt sie einig sein. — Bei jenen Nachrichten über Jesus ist es daher leicht begreiflich, wie die verschieden denkenden, prüfenden und urtheilenden Menschen verschiedener Meinung sein konnten und — sein mußten. —

Es wäre eine undankbare Arbeit, alle die verschiedenen Glaubensparteien anführen zu wollen, die sich um die Person Jesu seit uralter Zeit bekämpft haben oder noch immer bekämpfen. Es genüge, der zwei Aeußersten (Extreme) zu gedenken, welche in der Gegenwart mit ihren Behauptungen am weitesten auseinander gehen.

Die Eine nennt sich die „Rechtgläubigste,“ und glaubt nicht nur, sondern ist (moralisch) überzeugt, daß ihre Sätze, welche die Person Jesu und seine Wirksamkeit betreffen, vollkommen wahr sind. Der Hauptinhalt ihrer Ueberzeugung besteht aber kurz in Folgendem:

„Alles, was jene von den Bischöfen zu Laodicäa und Karthago (S. 256) ausgewählten heiligen Schriften berichten, ist durchaus und Wort für Wort wahr, unzweifelhaft gewiß und nothwendig zu glauben.“ „Es hat in ganz bestimmter Zeit

ein Mann gelebt, mit Namen Jesus, vom heiligen Geiste gezeugt, von einer Jungfrau geboren, einziger Sohn Gottes, gekreuzigt, gestorben, begraben, zur Hölle (Unterwelt) hinabgestiegen, wieder erstanden und in den Himmel gefahren, um wieder zu kommen zum allgemeinen Gericht."

„Schon vor seinem menschlichen Auftreten war er im Schooße des himmlischen Vaters, und zwar von Ewigkeit her gewesen." — „Zum Heile der Menschen kam er, aus freiem Antriebe, von seinem Vater gesendet, aus göttlicher Majestät in die Erniedrigung des menschlichen Daseins herab." „Er brachte nicht nur Belehrung von Gott mit, sondern auch Vergebung der Weltsünden und Bürgschaft für die vollendete Versöhnung zwischen dem höchsten Schöpfer und seinen vernunftbegabten Geschöpfen." – „Er starb wie ein Verbrecher, als das reine Lamm, durch dessen Blut der göttlichen Gerechtigkeit die nothwendige Genugthuung geschah. Nach drei Tagen des Menschentodes erstand er aus dem Grabe, um noch einmal als Mensch zu leben und dann zu seinem himmlischen Vater zurückzukehren." „An dessen rechter Seite ist er nun Regent der gegenwärtigen und Richter aller zukünftigen Welt." — „Er wird einstens wieder kommen." — „So viel bezeugen ausdrücklich die heiligen Schriften, die aus Antrieb, Eingebung und Mitwirkung des heiligen Geistes verfaßt worden sind." —

Daran knüpfen sich nun verschiedene in das Einzelne gehende Glaubenslehren, wie z. B.:

„Ist der Sohn Gottes Mensch geworden, so sind die Menschen seine Brüder, als solche gleichfalls Kinder Gottes und Miterben an dem Schatze göttlicher Seligkeit." — „Das knechtische Verhältniß der Menschen zu Gott, wie es unter dem (alten, mosaischen) Gesetze stattfand, hat ganz aufgehört; an die Stelle der Furcht vor Strafe, mit welcher das Gesetz drohte, ist die Liebe getreten."

„Vom Fluche des Gesetzes sind die Gläubigen dadurch losgekauft, daß sich Jesus für dieselben hingab, indem er eine Todesart erduldete, auf welche das Gesetz den Fluch gelegt hat." — „Nun haben die Menschen nicht mehr das Unmögliche zu leisten, und brauchen nicht alle Forderungen des Gesetzes zu erfüllen, was ohnehin dem schwachen Menschen zu schwer wird." — „Wer das dennoch versuchen wollte, würde in den unseligsten Kampf mit sich selbst gerathen." — „Die versöhnende Kraft des Todes Jesu begnadigt den, welcher an

ihn glaubt. Nicht durch seine Werke, sondern ganz umsonst wird er gerecht und erlöst." — „Jesus steht den Gläubigen mit seinem Geiste immer bei, und sie werden einst leibhaft vom Tode wieder auferstehen, wie Jesus auferstanden ist" u. s. w. —

Solcher außerordentlich wichtigen und unbegreiflichen Nachrichten sollen die heiligen Schriften des christlichen Alterthums voll sein; an Beweisen dieser Art kann es daher nicht mangeln. —

Und wer entscheidet, daß diese Glaubenspartheí nicht irre? — Sie selbst. Sie glaubt nicht irren zu können, weil sie die „Offenbarung Gottes" für sich hat. — „Der Glaube entscheidet, daß der Glaube Recht hat." — Er verheißt auch seinen Anhängern, daß sie die Rechten sind, d. h. diejenigen, welche der Herr am jüngsten Tage wie Schafe von den Böcken absondern und zu seiner Rechten anstellen wird. (Math. 25, 33.) —

Die andere Partei, welche den äußersten Gegensatz von jener bildet, hat keinen besondern Namen. Im gemeinen Leben heißt sie die „gottlose Schaar der Ungläubigen, die einst auf die linke Seite zu den Böcken wird gezählt werden." (Math. 25.) — Sie behauptet nicht blos zu glauben, sondern bestimmt zu wissen, daß an allen den Aussprüchen jener „Allerrechtgläubigsten," so wie an allen den heiligen Nachrichten über die Person des Christos kein wahres Wort sei. Sie geht noch weiter, und sagt, „es sei gewiß, daß ein solcher Christos Jesus, wie ihn die Schriftgläubigen darstellen, gar nie da gewesen sei, und es sei mehr als wahrscheinlich, daß die Person Jesus, von welcher die alten Schriften sprechen, gar nicht gelebt habe. Er sei ein Gebilde des Glaubens, in Köpfen und Schriften entstanden, bereits vorhandenen Urbildern anderer Religionen nachgeahmt. Alles, was man von ihm zu sagen wisse, sei nur eine Wiederholung dessen, was sich in viel älteren religiösen Dichtungen der Inder, Perser, Egyptier und Griechen, in den Legenden über Chrischnah, Zerduscht, Osiris, Herkules, Dionysos u. A. vorfinde. In allen alten Religionen habe man sich bemüht, die vorzüglichsten Erscheinungen der Natur in geheimnißvoller Priesterweise zu versinnlichen und Gesetze der Sittlichkeit daran zu knüpfen." „Es sei die sich immer neu bildende Geschichte des Licht-Gottes, der von einer Jungfrau um die Zeit der

winterlichen Sonnenwende (Weihnacht) geboren werde, sterbend verschwinde, und in der Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche (Ostern) wieder auferstehe, nachdem er in das Reich der Finsterniß (Hölle) auf drei Tage (Monate) gefahren sei. Darum führt er auch ein Gefolge von zwölf Begleitern (die Zahl des himmlischen Thierkreises) mit sich, alle dahin wirkend, den Fürsten der Finsterniß zu besiegen, und das Reich des Lichtes herauf zu führen, alle Uebel der Natur wieder gut zu machen und Wohl, Seligkeit, Erlösung zu bringen." — „Das Wesen, welches unter dem Namen Christos (Maschiach) geheiligt und verehrt worden, sei die Sonne, und seine einstigen Anbeter seien Sonnenanbeter gewesen, die in die priesterlichen Geheimnisse nicht ganz eingeweiht waren, etwas gehört und doch nicht gehört, gesehen und doch nicht gesehen, geglaubt und doch nicht verstanden hätten." — „Die Grundlage der gesamten Christos-Lehre sei eben das Licht, von welchem das Evangelium Joannis noch am deutlichsten spreche, welches leuchtete in der Finsterniß, und die Welt gemacht hat, welches immer wieder in sein Eigenthum kam, und von den Seinigen nicht aufgenommen wurde." (Joh. 1) u. s. w. u. s. w.

Solcher außerordentlichen, (ordnungswidrigen, wird Mancher sagen,) dem wenig Belesenen höchst unbegreiflichen Nachrichten sollen eben auch die heiligen Schriften des Alterthums voll sein, nur müßte man zwischen den Zeilen zu lesen wissen. —

Und wer entscheidet hier, daß diese Glaubenspartei nicht irre? — Ebenfalls wieder sie selbst. Sie glaubt, ebenso wie jene nicht irren zu können, und zwar noch sicherer, als ihre Gegenfüßler, weil sie „das Urtheil des gesunden Verstandes" (die Kritik) für sich habe. „Der Verstand entscheidet, daß der Verstand Recht hat."

Zahlreich sind aber die Meinungen, welche zwischen diesen beiden äußersten Parteien schwimmen, und sich dabei auch wieder und ebenso an ihre guten Gründe und Beweise halten, wie jene, um in dem unsichern Elemente nicht unter zu sinken. Diejenigen, welche „die goldene Mitte" zu wählen streben, weil in ihr das Wahre gewöhnlich zu stecken pflegt, sagen dagegen:

Wenn man aus allen alten Nachrichten, die über die Person Jesu aufzutreiben sind, das Unmögliche, Ungeschichtliche, Fabelhafte ausscheidet, so bleibt ein fester Kern übrig, den

man als Haltpunkt höchst wahrscheinlicher Thatsachen annehmen kann." (Das heißt im Grunde genommen soviel als: Zanket euch nun weiter um den festen Kern.) — So sei z. B. als höchst wahrscheinlich Folgendes anzunehmen: „Jesus war ein ehrlicher und aufgeklärter Mann, der gegen die Mißbräuche, welche in der jüdischen Religion zum Nutzen der Pharisäer und Priester eingerissen waren, öffentlich auftrat, und das Volk zu einer einfacheren, vernünftigeren, und wohlfeileren Gottesverehrung führen wollte. Viele Bewohner der Hauptstadt Judäas, wo er sich zuletzt aufhielt, waren durch seine Predigten für ihn eingenommen, und erwarteten die Abschaffung des kostspieligen und dabei widerwärtigen Opferwesens. Jesus begann auch im Vertrauen auf die Gunst des Volkes Gewalt anzuwenden, indem er z. B. Käufer und Verkäufer der Opferwaaren so wie die Geldwechsler aus den Vorgebäuden des Tempels hinaus warf. Aber dadurch brachte er die in ihren Vortheilen gefährdeten Priester dahin, daß sie nun selbst Gewalt gegen ihn anwendeten. Er wurde als Gottesleugner und Aufwiegler vor die geistlichen und weltlichen Behörden, und dann durch allerhand Künste bis an den römischen Galgen gebracht. Da von seiner Partei nur er allein hingerichtet wurde, so ist zu vermuthen, daß seine Anhäuger, deren Zahl nicht groß gewesen sein konnte, ihn bei Zeiten verlassen und sich zerstreut hatten. Selbst seine nächsten Freunde, deren Paulus erwähnt, mochten das Unternehmen Jesu einerseits nicht genug gewürdigt, vielleicht nicht einmal gebilligt haben, wie sie andererseits durch die Wuth der Priester eingeschüchtert worden sein mußten. Dagegen war vielen Verständigen und Aufgeklärten jener Zeit, ja selbst ganzen Vereinen darum zu thun, daß die mit dem Buchstaben des alten Gesetzes im Widerspruche stehenden Mißbräuche beseitigt werden. Aber mehr verlangte man nicht. Das erhellt aus den Schwierigkeiten, welche man später dem freisinnigeren Paulus machte. —

Von diesem vermittelnden Standpunkte wird auch die Art der Hinrichtung Jesu so erklärt, daß zu vermuthen ist, er sei noch ehe er an den ihm beigebrachten Wunden sterben konnte, von Freunden den Händen der Henker entzogen und heimlich zum Leben gebracht worden, worauf er sich nur im Verborgenen und Wenigen gezeigt habe, und bald in Folge der durch die Kreuzigung zerrütteten Gesundheit gestorben sei. Dieser Umstand müsse auf seine ehemaligen Jünger die Wirkung ge-

übt haben, daß sie nun seine Reformationsbestrebungen deutlicher erkannten, liebgewannen, fortsetzten und nach und nach immer mehr ausbreiteten." u. s. w. —

Zu diesem sogenannten „Kern höchstwahrscheinlicher Nachrichten" wird nun von den Einen mehr oder weniger hinzugefügt, von Andern dagegen Manches noch mehr vereinfacht. Und eine jede der Glaubensparteien, so viel ihrer auch sein mögen, hat Recht, hat Gründe, hat Beweise, besitzt Geisteskräfte und Kenntnisse, eine Jede spricht, wie sie es versteht, meint es redlich und hat große Zwecke zu erreichen. Am Ende des Weges sieht eine Jede nur das Eine, wie weit sie sich von den Andern entfernt hat, obgleich Alle von einem Punkte ausgegangen waren. „Für die zänkischen Theologen — sagt Fr. v. Raumer — wäre eine neue Offenbarung nöthig, und hätten sie diese, so würden sie doch fortzanken." —

Wer soll es wagen, in dieser Frage über Alle entscheiden zu wollen, so lange es sich eben nur um den Glauben handelt? Man kann sich nur Einer der bestehenden Parteien anschließen, oder eine Neue zu den vielen schon vorhandenen hinzufügen.

Wessen Seligkeit aber nicht an der Entscheidung dieser Streitfrage hängt, wird gerne ein Endurtheil vorenthalten, wenn es nun einmal auf nichts anderes als auf Vermuthungen gegründet sein soll. Vielleicht findet sich noch irgend ein Ur-Evangelium, das die Parteien vereinigen, und Ansehen genug besitzen wird, die Ungläubigen zu bekehren. —

Vorläufig aber gehört Jesus dem Glauben an; er gehöre dem Glauben, erlöse durch ihn, lehre, heilige, versöhne, richte. —

„Ehrt die Schrift, und leset sie mit Freuden:
Aber, wo sie unbegreiflich spricht,
Da, ihr Brüder! reichet euch die Hände,
Und bekennet: Wir verstehen's nicht."

(Witschel.)

Stiftet aber der Glaube an den Gottsohn Christos nicht, selbst wenn er unbegründet wäre, unendlich großen, moralischen Nutzen?

Wenn Nützlichkeit wirklich ein Ersatz für Wahrheit wäre, müßte man doch noch mit Herders Worten, kurz und inhaltreich, sprechen: „Einem göttlichen Phantom (Gebilde, Erscheinung der Phantasie,) das auf Erden wandelte, darf ich

weder nachahmen noch nachdenken, und da alle Apostel es uns zur Pflicht machen, Christo auf der Bahn der Tugend im schwersten Kampfe nachzufolgen, so ist für einen Jeden der Mensch Jesus ein Bild, um es nicht in Wolken, sondern auf der Erde anzustaunen." —

„Ein jeder Schriftsteller gehört, wie sein Werk, dem Volke, der Sprache, der Bildung und allen Umständen jener Zeit an, in welcher er gelebt hat." — Das müßte auch wohl von den schriftstellerischen Werken gelten, welche dem heiligen Geiste zugeschrieben worden sind. In der That sagen auch jene, welche an geschriebene Offenbarungen Gottes glauben, daß dieselben immer nach Sprache, Bildung und sonstigen Umständen jenes Volkes eingerichtet waren, dem sie zu Theil wurden. Die heiligen Schriften des christlichen Alterthums werden wohl von dieser Regel keine Ausnahme machen. Sie gehören ihrer Zeit an, sind für ihre Zeit geschrieben worden, und nicht — für uns. Daraus folgt dann — wenn sonst nichts — daß man aus denselben nur erfahren kann, welche Meinungen über Jesus damals herrschend waren, als diese Urkunden verfaßt wurden.

Was war der Glaube der allerersten Christen über den Christos Jesus? —

Wenn man zuerst die wenigen Briefe des Apostels Paulus vornimmt, und aus ihnen, als den ältesten Urkunden, alle vorhandenen Andeutungen in einen Satz zusammenstellt, so findet sich nur der Eine: Der Christos Jesus ist für das Heil der Menschen und zwar Aller gekreuzigt worden, und vom Tode auferstanden. Wenn Paulus, wie er ausdrücklich schreibt und schreiben läßt, Männer aus der Umgebung des Herrn persönlich gekannt hat, wie den Bruder Jesu, Jakobus, und zwei seiner Freunde Kephas (Petrus) und Joannes, („Andere sah er nicht;") wenn er mit ihnen mehrmals, (in Jerusalem und Antiochien,) zusammengekommen ist: so muß man annehmen, daß er sich um die Lebensschicksale dessen, den er so hoch verehrte, auf das genauste erkundigt hat, wenn sie ihm nicht ohnehin schon bekannt waren. Und dennoch schweigt er, spricht kein einziges belehrendes Wort, um es als Ausspruch Jesu gelten zu lassen, erwähnt nicht eines einzigen

Umstandes aus dem Leben seines Herrn, sagt nicht, wie und warum er von den Priestern zum Tode gebracht worden, nichts von dessen Eltern, Geburtsort, Erziehung, Beschäftigung, nichts von seiner Bildung, Lehrweise, u. dgl. —

Ein solches Schweigen muß seine bestimmten Ursachen haben, und gibt zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, unter denen jene, (bereits angeführte) die stärkste zu sein scheint, daß Paulus, der ohnehin mit den Freunden Jesu verschiedenen Glaubens war, und eine Lehre, „gut für die Heiden," predigte, nur den Mensch gewordenen Gott, und durchaus nicht den Menschen Jesus, wie die andern Apostel, bekennen wollte. — Im Uebrigen scheint er den Ausspruch befolgt zu haben, den er an Timotheus (II. 2, 23) geschrieben haben soll: „Der thörichten und unnützen Fragen entschlage dich ganz, denn du weißt, daß sie nur Zank gebären." —

Ganz anders sprechen die Evangelien. Eines von ihnen nähert sich mehr den Ansichten des Paulus, und hält Jesum für den aus Gott hervorgegangenen Logos, (wie die griechisch-alexandrinischen Weisen den Sohn Gottes nannten,) in die Welt gesandt, zu leuchten und zu erlösen. Die andern Drei halten ihn für den erwarteten jüdischen Maschiach, der durch Wunder und Weissagungen bekundete, daß er es sei. Alle Vier aber sprechen von ihm wie von einem Menschen, nemlich: daß er, als junger Mann aus dem Volke, öffentlich gegen das Unwesen der Schriftgelehrten und Priester, gegen Opfer und Ceremonien auftrat, sich einen bedeutenden Anhang verschaffte, und durch die Anstrengungen der beleidigten, in ihrem Ansehen und Nutzen bedrohten Gegner als Aufwiegler angeklagt und hingerichtet wurde. Der Charakter dieses Mannes, der als Opfer seines wohlgemeinten Religionseifers fallen mußte, war rein und offen, bieder und muthvoll. — Ueber seine eigentlichsten Absichten sprechen sich jene Nachrichten zwar nicht ganz sicher aus, es ist aber darin vielfach angedeutet, daß er des Judenthums Grundgesetze nicht zerstören, sondern nur von äußeren, unnöthigen und beschwerlichen Zuthaten reinigen wollte. —

Vergeblich sieht man sich nach andern jüdischen oder heidnischen Zeugnissen erster christlicher Zeiten um, die jene Nachrichten bestätigen. Jos. Flavius, der jüdische Geschichtschreiber und treue Anhänger seines väterlichen Glaubens, hätte gewiß Veranlassung nehmen können, etwas über den Rabbi

Jesus zu sagen, als er in seinem Werke von den „vielen Uebeln sprach, die zu seiner Zeit im Judenlande geschehen sind oder vorhanden waren.“ Aber man findet nur eine von fremder Hand später eingeschobene Bemerkung. Der christliche Schriftgelehrte Origenes (von 185—253 n. Ch. G. lebend,) hatte nemlich jenes Geschichtswerk selbst vor Augen, als er (g. Celsus 1, 35) schrieb, „daß Josephus Flavius, der doch des Täufers Johannes erwähnt, den Christos nicht anerkannt habe.“ — Es scheint also in diesem Geschichtswerke eine ungünstige Beurtheilung gestanden zu haben. Später erlaubte sich irgend ein Abschreiber (man hat den Kirchenschriftsteller Eusebius, der von 270—340 lebte, im Verdacht *) einer Fälschung in der Schrift des Flavius, indem

---

*) Dieser Eusebius war Bischof der Stadt Cäsarea (in Palläistina), und hat außer mancherlei Abhandlungen über Glaubenslehren auch eine Geschichte der christlichen Kirche geschrieben. Zu den Seltsamkeiten, die er uns in diesem Geschichtsbuche hinterlassen hat, gehören auch (im 1. B. 13. Kap.) zwei Briefe, von denen der Eine an, der Andere von Jesus geschrieben worden sein soll:

Eusebius behauptet dieselben in einer Urkunden-Sammlung zu Edessa gefunden zu haben; sie seien syrisch geschrieben gewesen, und er habe sie in das Griechische übersetzt. Sie lauten in deutscher Sprache wörtlich so:

„Abschrift eines vom Statthalter Abgarus an Jesus geschriebenen und durch den Schnellläufer Ananias nach Jerusalem gesandten Briefes: Abgarus, Statthalter von Edessa, entbietet Jesu, dem guten Heiland, der in Jerusalem erschienen, seinen Gruß. Es ist mir von deinen Heilungen zu Ohren gekommen, die ohne Arzeneien und Kräuter von dir vollbracht würden. Wie nemlich die Rede geht, machst du die Blinden wieder sehen, die Lahmen gehen, reinigst die Aussätzigen, treibst unreine Geister und Dämonen aus, heilst die in langwieriger Krankheit Geplagten und erweckest Todte. Und als ich das Alles über dich vernommen, da dachte ich in meinem Sinne dies Beides. Entweder bist du Gott, und, vom Himmel herabgestiegen, thust du Solches, oder du bist Gottes Sohn, da du Solches thuest. Deshalb also schreibe und bitte ich dich, du mögest dich einmal losmachen und zu mir kommen und das Leiden, das ich habe, heilen. Ich habe nemlich auch gehört, daß die Juden wider dich murren und dir Uebles anthun wollen. Ich habe aber eine sehr kleine und rechtschaffene Stadt, die uns Beiden wohl genügt.“ —

„Antwort Jesu durch den Schnellläufer Ananias dem Statthalter Abgarus überbracht: Abgarus, glückselig bist du, weil du an mich geglaubt hast, ohne mich zu sehen. Es steht nemlich über mich geschrieben: Die mich gesehen haben, werden mir nicht glauben, auf daß die, so mich nicht gesehen haben, glauben und leben. Was das anbetrifft, daß ich, wie du mir schriebst, zu dir kommen soll, so ist es doch unumgänglich, Alles,

er die — wahrscheinlich unfreundliche — Erinnerung an Jesus in folgende, zum Ganzen gar nicht passende Nachricht umänderte: „Um diese Zeit (vor dem Aufstande der Juden und der Zerstörung Jerusalems) trat Jesus auf, ein weiser Mann, wenn man ihn einen Mann nennen darf; er war nemlich Vollbringer außerordentlicher Thaten, ein Lehrer solcher Menschen, welche Wahrheit mit Freuden annehmen. Er zog viele Juden, auch viele Griechen an sich; er war der Christos. Als ihn auf die Anklage der ersten Männer bei uns, (der obersten Behörden) Pilatus, (der kaiserliche Beamte,) zum Kreuze verurtheilt hatte, ließen seine Anhänger von ihm doch nicht ab. Er erschien ihnen nemlich am dritten Tage wieder lebendig, was, so wie 10 Tausend andere Wunderdinge, Propheten über ihn bereits ausgesagt hatten. Bis jetzt hat deshalb die Sekte der Christianer, die nach ihm heißen, nicht aufgehört." —

Wäre die Schreibart dieser Worte nicht ohnehin so ganz und gar fremdartig, wäre darin nicht noch auch ein Widerspruch mit dem, was vorher zu lesen ist, vorhanden: so möchte es dem eifrigen Pharisäer Josephus doch kaum zuzumuthen sein, daß er so und nicht anders über den Mann berichtet habe, der sich gegen die altehrwürdige Religion seiner Väter aufgelehnt hatte.

Schon aus dem Verhältnisse, in welchem Jos. Flavius zum römischen Hofe als Günstling der Kaiser Vespasian und Titus stand und aus den in seinem Werke vorkommenden Lobhudeleien der allerhöchsten Gönner läßt sich darauf schließen, daß er nicht gewagt haben wird, den Mann, welcher von einer römischen Behörde als Aufwiegler zum schändenden Tode verurtheilt worden ist, rühmend hervorzuheben. Das jüdische Volk war ohnehin wegen den häufigen Unruhen und Empörungen bei den Imperatoren und allen Beamten sehr übel angeschrieben, und man durfte und konnte über einen Juden öffentlich nur Schlimmes sagen. Wohldienerei dagegen war eine damals ausgebildete Kunst des Lebens, und Jos. Flavius kein unglücklicher Zögling derselben. — Zudem sprechen es rechtgläu-

---

um deßwillen ich gesendet wurde, hier zu vollenden, und nach solcher Vollendung aufgenommen zu werden zu dem, der mich sendete. Wenn ich aber aufgenommen sein werde, will ich dir einen meiner Jünger schicken, daß er deine Leiden heile, und dir und den Deinen das Leben (Christenthum) biete." —

dige Schriftsteller der ersten christlichen Zeit einmüthig aus, daß jene angeführte Stelle unächt und eingeschwärzt sei. —

So fällt das erste und einzige Zeugniß von nicht christlicher Seite, und läßt uns mit den heiligen Schriften allein.

Denker, welche die evangelischen Nachrichten über Jesus und seine Wirksamkeit ohne vorgefaßtes Urtheil prüfen, müssen zugestehn daß es ihnen anzusehen sei, wie dieselben uns nicht etwa das sagen, was sich wirklich zugetragen hat, sondern vielmehr nur das, was diejenigen geglaubt haben, die sie niedergeschrieben haben. Man könnte daher wohl auch mit Recht behaupten, daß die Evangelien nichts anderes seien, als Glaubensbekenntnisse der ältesten christlichen Gemeinden. —

Außer dem Glauben offenbart sich aber auch noch das Bestreben, aus dem Rabbi Jesus den schon längst verheißenen Messias zu machen, und ihn ebenso zu verherrlichen, wie von jeher alle Völker ihre berühmten Männer verherrlicht haben. Daher mußte man von ihm Alles und noch besser zu sagen wissen, was in andern Religionen von Gott entsendeten Propheten gesagt worden war. Daher mußte er auch aus allen Heiligen des jüdischen Alterthums hervorragen.

Was Alles wird z. B. im Evangelium Matthäus von Jesus erzählt, einzig darum, „damit erfüllt würde, was in alten heiligen Schriften geschrieben stand,“ und möglicher Weise auf einen Erlöser bezogen werden konnte. Vor allen Andern mußte er von dem allverehrten Vater Abraham und aus Davidischem Geblüte abstammen und ein Mitglied der königlichen Familie sein. Da aber vielleicht eine andere Sage zu allgemein war, daß er nemlich Sohn eines Handwerkers und selbst Handwerker gewesen sei, so mußte schon einige Gewalt angewendet werden, um wenigstens den Namen des Vaters in einen passenden Stammbaum einzuflechten. Der Verfassers des benannten Evangeliums vergaß sich dabei so sehr, daß er (im 1. Cap.) zuerst behauptete: „Jesus stamme durch seinen Vater in dreimal 14 Ahnenstufen von Abraham und König David ab, und dann gleich darauf offenbarte, daß derselbe nicht einen Menschen, Joseph, sondern den

heiligen Geist zum Vater habe. Eines hebt das Andere auf. Entweder stammte Jesus von Abraham und aus Davidischem Geschlechte, wie die Juden seit alten Zeiten vom Messias gerne glaubten, und dann war die Erzählung von der Ueberschattung des heiligen Geistes (v. 18 — 25) ganz überflüssig; oder sie war es nicht, und dann stammte Jesus nicht von Abraham und David ab, weil Joseph gar nicht sein Vater war. —

Man findet übrigens in diesem Stammbaume (Math. 1, 1—17) die alte Wort-Buchstaben- und Zahlenspielerei der Rabbiner wieder, (S. 124) und der Verfasser desselben macht sogar selbst (v. 17) darauf aufmerksam, indem er sagt: „Alle Glieder von Abraham bis auf David sind 14, von David bis zur babylonischen Gefangenschaft wieder 14, und von da ab bis auf Christum wieder 14.“ — Warum nun gerade dreimal 14? — Der Name David scheint hierbei Grundlage gewesen zu sein, auf ihm beruht ja Alles; er besteht aus den drei Buchstaben D. V. D; das D. bedeutet in der Reihe des alten Alphabets die Zahl 4, das V. 6, also 4 und 6 und nochmal D. 4 macht 14, und da es drei Buchstaben sind, 3 Mal 14. — Ob die im Stammbaume vorkommenden Namen auch richtig seien, schien den Verfasser nicht sehr zu kümmern. Es giebt mancherlei Gründe, diesen Zweifel auszusprechen.

Merkwürdig ist, daß im Evangelium Lucas (3, 23,) auch ein Stammbaum Jesu vorkommt, der sich aber von dem des Matthäus gänzlich unterscheidet. Nicht nur sind darin, mit Ausnahme von denen des David und Joseph, lauter anders klingende Namen, sondern die Ahnenzahl von Maria's Mann Joseph bis Abraham hinauf ist 55 (anstatt, wie bei den Andern, 42), und dehnt sich noch höher (bis Adam) aus. — Wie hieß nun der Großvater Jesu? Mathäus sagt: Jacob, Lucas dagegen: Eli. — Und der Urgroßvater? — Mathan, nein, Mathat. — Dann der Urgroßvater? — Eleaser, nein, Lewi. Und so geht es fort hinauf bis zum Könige David und Vater Abraham.

„Der war ein Sohn, der war ein Sohn, der war ein Sohn,
Der zeugte den, der zeugte den, der zeugte den;
So schleppt sich's fort im trägen Leierton,
Bis todte Namen wirr im Hirn sich dreh'n.

Stammbäume vom beschränkten Thorensinn,
Plump eingeflickt, wo nicht von schnöder Hand,
Für Junker, eitle Weiber zum Gewinn,
Daß sie nicht glauben unter ihrem Stand." —
(Sallet.)

Den Schriftauslegern hat diese fruchtlose Mühe der Evangelien, Jesum in die königliche Familie David hinein zu schmuggeln, viel Verdruß und Mühe gemacht, und noch keiner ist so glücklich gewesen darzulegen, wie sich die zwei Gedanken: „von Abraham und David abstammend," und doch auch wieder „vom heiligen Geiste empfangen" mit einander vertragen. Der gordische Knoten kann nicht gelöst, er muß zerhauen werden. „Es ist jenes ebenso ein heiliges Gottesgeheimniß, wie — viele Andere es sind, die wir täglich erfahren können." — Der unbefangene Denker aber sagt, wie Sallet (in seinem Laienevangelium):

„Ist: Gottes Sohn euch Titels nicht genug? —
Braucht ihr durchaus des Potentaten Sohn,
Der einem Weibe Ehr' und Mann erschlug,
Und fromme Lieder sang im schönsten Ton? —
— — — — — — — —
Was David's Sohn! — Des Volkes echter Sproß
War's, der das Volk zu Gott emporgerafft." —

Es werden hier noch einige Beispiele dem Nachdenken übergeben, welche darthun sollen, wie mühsam der Verfasser des Matthäus-Evangeliums Nachrichten zusammentrug und zurecht legte, damit nur ja erfüllet würde, was etwa da und dort in altjüdischer heil. Schrift geschrieben stand, und damit bewiesen würde, was — er, der Verfasser mit den Seinen glaubte. —

(2, 1): Damit erfüllet würde, was im Propheten Micha geschrieben steht, (5, 1): „Du Betlehem im jüdischen Lande bist nicht die kleinste unter den Fürsten Juda, denn aus dir soll mir der Herzog kommen, der über mein Volk Herr sein wird" — mußte Jesus noch als ungeborenes Kind irgend wie nach Betlehem im Lande Judäa gebracht werden; den übrigen Nachrichten gemäß waren seine Eltern Galiläer und in Nazareth ansäßig; sich von da hinweg

zu begeben, mußte eine Veranlassung sein; mußte eine Volkszählung berichtet werden, die nach geschichtlichen Zeugnissen gar nicht Statt gefunden hat.

(2, 15.): Damit erfüllet würde, was im Propheten Hosea geschrieben steht, (11, 1.): „Aus Egypten habe ich meinen Sohn berufen" — mußten die Eltern mit dem Kinde Jesus nach Egypten (wie einst Chrischnah nach Gokula S. 94,) entfliehen, um es dem blutdürstigen Herodes zu entreißen; mußte der bethlehemitische Kindermord vollbracht werden und Vieles Ungeschichtliche geschehen. —

(8, 3): Damit erfüllet würde, was im Propheten Isaia geschrieben steht, (40, 3): „Es ist in der Wüste die Stimme eines Predigers, der ruft: Bereitet dem Herrn einen Weg und ebnet ihm seine Fußsteige" — mußte am Fluße Jordan in der Wüste ein Johannes auftreten und predigen: Thut Buße, denn das Himmelreich kommt. Nach jüdischen Ansichten kam nemlich der Messias erst, wenn die Juden Buße gethan haben. (S. 215.)

(4, 14): Damit erfüllet würde, was im Propheten Isaia geschrieben steht, (9, 1); „Das Land Zabulon und das Land Naphthalim, das Volk, welches im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen" — mußte Jesus nach der Stadt Caparnaum kommen, die da liegt — nicht innerhalb, sondern nur an den Gränzen des Landes Zabulon und Naphthalim. Warum aber ging das Licht nicht über die Gränze, damit die Weissagung wirklich erfüllet werde? —

(8 17): Damit erfüllet würde, was im Propheten Isaia ist gesagt worden (53, 4): „Er hat unsere Schwachheiten auf sich genommen und unsere Seuche hat er getragen" — trieb Jesus böse Geister aus den Besessenen und machte allerlei Kranke gesund. —

(21, 1): Als Jesus mit seinen Jüngern in die Nähe der Stadt Jerusalem kam, entsendete er zwei derselben, um ihm irgendwoher eine Eselin und deren Füllen zu holen. „Das geschah aber Alles, damit erfüllet werde, was durch den Propheten (Zachar. 9, 9) gesagt ist, der da spricht: Freue dich, Tochter Zion, siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Helfer, arm reitet er auf einem Esel, nemlich einem Füllen der lastbaren Eselin." — Um dieser alten Bibelstelle auf das genauste nachzukommen, begeht der Verfasser

den Fehler sie nicht zu verstehen und läßt Jesum zwei Thiere für seinen Einzug bestellen.

(12, 17): Damit erfüllet würde, was im Propheten Isaia (42, 1) geschrieben steht: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich mir erwählt habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat" u. s. w. — folgte dem Rabbi von Nazareth überall hin viel Volk nach, und er verbot ihnen von ihm zu reden. Hier ist eigentlich mit der Vorhersagung gar kein anderer Zusammenhang, als der, welchen sich die Einbildung des Verfassers dieser Evangelienstelle gedacht hat. Wenn indessen das Volk jene Prophezeiung zu erfüllen bestimmt war, so ist es ihr bald untreu geworden; es hat den Liebling gerade in der Noth verlassen, und hatte an ihm nur so lange „ein Wohlgefallen," als er ihm ein wohlthätiger Arzt und Helfer war. —

Weil nicht nur bei den Pharisäern und Schriftgelehrten der Glaube herrschte, daß zur Messiaszeit auch der Gesetzgeber Moses mit dem berühmtesten aller Propheten Elias vom Himmel auf die Erde herabkommen würde, sondern weil Solches auch in den Prophetenschriften (wie in Maleachi 4, 5) verheißen worden war, mußte sich das irgendwie erfüllen, und wird demgemäß (im Matth. 17.) erzählt, „wie Jesus Vier seiner Jünger mit sich auf einen hohen Berg nahm, und vor ihnen verklärt ward." — „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie ein Licht." (Aehnliches ist S. 138 gesagt, wo die Herrlichkeit Jehovahs dargestellt wird.) — „Und es erschienen Moses und Elias, um sich mit ihm zu besprechen." — „Während dem überschattete sie Alle eine lichte Wolke und ließ sich eine Stimme (Bath Kol S. 129) hören: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Gefallen habe, den sollt ihr anhören." Als das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht, und erschraken sehr. — Da sie jedoch wieder die Augen aufhoben, sahen sie Niemanden, als Jesum allein, der zu ihnen sagte, daß sie nichts von diesem Gesichte (Traum) weiter erzählen sollten," u. s. w. —

(13, 14): Damit erfüllet würde des Propheten Wort (Jesai 6, 9): „Mit Ohren werdet ihr hören und nicht verstehen, mit sehenden Augen werdet ihr nichts sehen" — redete der Herr in Gleichnissen. Indessen brauchte sich der Verfasser dieses Evangeliums gar nicht erst auf irgend einen Propheten zu berufen, da es immer die

Art der Orientalen war, übersinnliche Wahrheiten, welche sie lehrten, in sinnliche Beispiele einzukleiden. Ebenso zieht er unnöthiger Weise (13, 15) den Psalm 78, 2 an: „Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen, und will aussprechen die Heimlichkeiten vom Anfange der Welt." Diese Stelle konnte ein jeder Rabbine oder Schriftgelehrte ebenso gut auf seine Geheimlehren beziehen. —

Bei der Beschreibung im 26. Capitel, wie die Feinde Jesu ihn verhöhnten, verspotteten, geißelten, sagt das Evangelium (26, 54): Wie würde denn die Schrift erfüllt, wenn es nicht gerade so ginge (wie ich hier anführe)? — Doch welche Schriftstellen hier zu erfüllen gewesen seien, sagt das Evangelium nicht. Gutgläubige Schriftforscher späterer Zeit meinten, es sei hier auf Psalm 22, 7 und Jsaias 50, 6. Bezug genommen, worin es allerdings heißt: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes." — „Ich hielt meinen Rükken denen dar, welche mich schlugen, und meine Wangen denen, welche mich rauften; mein Angesicht verbarg sich nicht vor Schmach und Speichel." — Auf ihrem Platze und in ihrem Zusammenhange haben aber diese Stellen nicht das mindeste Merkmal der Prophezeiung an sich. —

(27, 7): „Die Hohenpriester hielten darüber Rath, was mit dem Blutgelde, welches der Verräther Judas in seiner Zerknirschung ihnen zurückgebracht hat, geschehen solle, und beschlossen, dafür eines Töpfers Acker zu kaufen, damit erfüllet würde, was durch den Propheten Jeremias ist gesagt worden: „Sie haben genommen 30 Silberlinge, damit bezahlt ward der Verkaufte, den sie kauften von den Kindern Jsrael, und haben sie gegeben um eines Töpfers Acker, wie mir der Herr befohlen hat." — Aber ein solcher Ausspruch findet sich gar nicht in der ganzen Schrift des Jeremias, sondern ein anderer, der jenem gar nicht ähnlich ist, obwohl er auch von eines Töpfers Acker spricht, nemlich (32, 6): „Es ist des Herrn Wort zu mir geschehen und spricht: Siehe Hanameel, der Sohn deines Vetters Sallum, wird zu dir kommen und sagen: Lieber! kaufe du meinen Acker zu Anathot, denn du hast das nächste Freundesrecht dazu. — Ich kaufte den Acker und wog ihm das Geld, sieben Seckel und zehn Silberlinge, schrieb dazu einen Brief" u. s. w. —

(27, 35): Da sie ihn gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, weil erfüllt werden mußte, was durch den Propheten (welchen? —) gesagt worden ist: „Sie haben meine Kleider unter sich getheilt, und über mein Gewand haben sie das Loos geworfen.“ — Im Psalm 22, 18 heißt es: „Ich möchte alle meine Gebeine zählen, sie aber schauen, und sehen ihre Lust an mir; sie theilen meine Kleider unter sich, und werfen das Loos um mein Gewand. Aber du Herr, sei nicht ferne, meine Stärke, eile mir zu helfen u. s. w. Der Psalm aus welchem diese Stelle genommen ist, führt den Titel: „Ein Psalm Davids, vorzusingen von der Hindin, die früh gejagt wird,“ d. h. die Dichtung in Form eines Gebetliedes ist so gehalten, als wenn sie aus dem Munde des von Jägern verfolgten Hochwildes käme. —

Neben den alten Weissagungen berief man sich vorzüglich auch noch auf Wunderwerke, welche der Messias, um sich als Solchen zu erkennen zu geben, vollbracht haben mußte. Anders, meinte man, an ihn nicht glauben zu können. Es waren ja ohnehin so viele falsche Propheten und Messiasse aufgetreten, und haben auch im Namen Gottes bedeutende Wunder gewirkt. Man verstand darunter Thaten und Begebenheiten, bei denen alle Naturgesetze aufgehoben würden, Ursache und Wirkung in keinem Zusammenhang stände, der menschliche Verstand nichts zu bedenken hätte, und selbst der Glaube auf nichts gegründet sein dürfte.

Gläubige Gottesgelehrte sagten, es habe damit das Bedürfniß der Ueberzeugung befriedigt werden müssen, da dieses auf andere Art nicht zu befriedigen gewesen sei. Wenn das wahr wäre, daß man sich von der Sendung eines Gottgesendeten Erlösers nicht anders überzeugen könnte, als durch jene Vorgänge, die zu einem ordentlichen Wunder gehören: so läge darin auf beiden Seiten eine gewaltige Geistesarmuth. — Wie kann man überhaupt sich überzeugen, wenn man zu denken aufgehört hat? Das wäre auch Wirkung ohne Ursache, erst recht ein Wunder über alle Wunder.

„Die Wunder Christi sind Beweise der Wahrheit seiner

Religion gewesen? — Hier — entgegnet Herder — sind mir alle vier Worte dunkel: Wunder, Wahrheit, Beweise, Religion.“ —

Wie viel auch über dieses Kapitel gepredigt, gestritten, geschrieben und gezankt worden sein mag, zu einem andern Endurtheil hat man es doch nie gebracht, als zu dem: daß der Gegenstand zur Person, das Wunder zum Christos, und mit ihm auch in das Reich des bloßen Glaubens gehöre.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ —

Und selbst hier sind die Wunder, welche man einem Gottsohne zumuthet, nicht größer und bedeutender, als vor und nach ihm von gewöhnlichen „Menschenkindern“ um unbedeutender Kleinigkeiten willen, gemacht worden sein sollen. (Siehe z. B. Seite 129.) —

Das größte aller Wunder und eines Gottes würdig wäre — nach unserem dummen Menschenverstande zu urtheilen — gewesen, wenn erstlich alle Leute die heilige Predigt des göttlichen Wortes gleich erfahren, erkannt und verstanden hätten, und dann, wenn sie sofort derselben nachgekommen wären. Darin lag wahrhaftig alle mögliche Versöhnung und Erlösung. Doch das geschah nicht, sondern gerade das Gegentheil. — Wenn die Weltgeschichte nicht eine Lüge ist, so ist die höchste Gottheit noch immer von ihren Ebenbildern tief verletzt, und diese sind von ihren Erbsünden noch immer nicht frei.

Die wenigen Lehren, welche dem Rabbi von Nazareth in den heiligen Schriften zugerechnet werden, haben in sich — wenigstens für Vernunftbegabte Menschen — genug der überzeugenden Gewalt, in so ferne sie wahr sind und bedürfen keiner Wunder. Darauf berufen sie sich auch selbst. „Wenn ich die Wahrheit sage, warum glaubet ihr nicht?“ (ohne Wunder.) — Wenn der Mann, der sie predigte, ihnen gemäß selbst lebte, wahrhaft menschenfreundlich, hilfreich, gut und gerecht war: so reichte es für den Freund des Guten und Wahren aus. Halfen denn die Wunder zum Glauben ohne sittliche Ueberzeugung? — Der Christos hat Todte zum Leben erweckt, ist selbst lebendig aus dem Grabe wiedergekommen, und die große Masse der Israeliten glaubte ihm doch nicht. Die neuen Gemeinden entstanden durch das lebendige Wort der Apostel. —

III.

„Verachte nicht, was die Weisen reden, denn von ihnen kannst du lernen. Laß dich auch nicht klüger dünken als die Alten; sie haben von ihren Vätern gelernt.“ (J. Sirach.)
„Doch prüfe Alles, und behalte das Beste.“ (Paulus.) —

Mehr als alle Streitigkeiten um Personen haben von jeher die Lehren der Weisheit und Tugend zu bedeuten gehabt, welche man erhabenen Menschen (göttlichen Abgesandten,) zuschrieb. — Der Christianismus hat Grundsätze in die Welt gebracht, welche darum, weil sie alle Verhältnisse der Völker und Familien umgestalteten, eine größere Aufmerksamkeit verdienen, als die Frage um den Mann, der sie zuerst gepredigt hat. Von diesen Grundsätzen behaupten aber selbst jene Schriften, aus denen sie zuerst bekannt geworden sind, daß sie bereits nicht nur von alten Weisen (Propheten) längst ausgesprochen worden, sondern daß sie überhaupt so alt als die Welt seien. „Ehe Abraham war, bin ich.“ — Wenn dem nun auch wirklich so ist, bleibt doch die Behauptung stehen, daß diese Lehren uralter Weisheit durch das Christenthum größere Verbreitung gefunden haben, seien sie durch die Reformation des Judenthums hervorgehoben, gereinigt, erweitert, oder zusammengestellt, erklärt, gepredigt, oder selbst nur genauer ausgeübt worden. Sie waren wohl in einem Wust von priesterlichen Vorschriften und Kleinlichkeiten vergraben gewesen, um wieder als kostbare Schätze des menschlichen Geistes zu Tage gefördert zu werden. Dadurch kann aber das wahrhaft Werthvolle von seinem Werthe nichts verlieren.

„Zuletzt fand sich noch immer das verscharrte Gold wieder auf“ — sagt Herder. — „In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet.“

Daß sich die einzelnen Grundsätze des Christianismus wirklich, jedoch zerstreut sowohl in den Lehren der Rabbinen,

als auch in denen der vorzüglicheren heidnischen Religionslehrer vorfinden, ist — in unseren Zeiten — allerdings nicht schwer zu ermitteln. — Wie dem aber wirklich sei, wie die christlichen Hauptlehren, alle oder einige, längst vergrabenes und von anhängenden Schlacken gereinigtes Gold und so alt, als die Welt seien, auch das Siegel der Unvergänglichkeit an sich tragen: das zu prüfen ist Sache des Denkers.

Der Gläubige braucht, wie er meint, nicht zu prüfen, nicht zu fragen, nicht zu vergleichen, weil überhaupt nicht zu denken, sondern nur einfach für wahrzuhalten, was — Andere glauben und ihm zu sagen für gut finden. Am Ende ist es aber doch selbst für ihn von großer Wichtigkeit, die Augen aufzuheben und den Himmel zu betrachten, von welchem herab die Lehren christlicher Seligkeit gefallen sind. Viele von den christlichen Grundlehren haben einen goldenen Kern, um dessen willen allein Streit und Unfriede zwischen Denkern und Gläubigen schwinden müßte. Wir müssen ihn herausfinden.

„Es ist wiederum Zeit, daß die Apostel in alle Welt gehen und die Irrenden belehren.“ — (Falkson.)

Die Lehren des christlichen Evangeliums sind gegenwärtig ihre eigenen Apostel geworden. Sie mögen für sich sprechen.

Zuerst sind die etwas längeren und zusammenhängenderen Vorträge zu beachten, welche dem Rabbi von Nazareth in den Mund gelegt werden. Unter ihnen ragen vorzüglich hervor: die sogenannnte Bergpredigt, eine Rede bei Aussendung seiner Schüler, eine Abmahnung von Furchtsamkeit und Erwerbssorgen, eine Strafpredigt gegen Pharisäer und Schriftgelehrten, eine Darstellung der Schwierigkeiten, Schüler der neuen Lehre zu werden u. A. — Viele Lehren sind in Gleichnisse eingekleidet und zeichnen sich durch eine höchst einfache, leicht faßliche und treffende Sprachweise aus. Sie beziehen sich meistens auf Erfahrungen aus dem Leben des Landmannes, und sprechen von dessen Feldern, Bäumen, Weingärten, Hausthieren u. dgl. — In die dritte Abtheilung fallen dann die kleineren Belehrungen, die an einzelne Ereignisse geknüpft sind, und durch schlagende Gedanken überraschen.

Die Bergpredigt beginnt mit der Seligpreisung einzelner Seelenzustände, als der geistigen Armuth, der Traurigkeit und Sanftmuth, des Verlangens nach Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, Gemüthsreinheit, Friedfertigkeit und der Seelenstärke in Ertragung von (religiösen) Verfolgungen. Hierauf folgen Ermahnungen, als: „Ihr sollt sein, wie das Salz, das zur gesunden Nahrung dient, wie das Licht auf dem erhöhten Leuchter." — „Ich bin nicht gekommen, das (alte) Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen. Es darf ja ohnehin kein Buchstabe desselben vergehen. Aber dennoch muß eure Rechtlichkeit besser sein, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer ist. Im alten Gesetze heißt es: Du sollst nicht tödten, ich aber sage euch, daß ihr euren Mitmenschen auch nicht einmal durch böse Reden zum Zorne reizen und sein Leben durch Kränkung verkürzen sollt. Ihr sollt versöhnlich sein und das bei Zeiten, ehe es zu spät wird. — Im alten Gesetz ist ferner gesagt worden: Du sollst nicht ehebrechen; ich aber sage euch, daß selbst die böse Begierde schändet und eine vollbrachte Sünde ist; ihr sollt euch lieber Gewalt anthun, um die Macht der unreinen Triebe zu brechen. Darum soll auch die Ehescheidung nicht so leicht stattfinden, wie es das alte Gesetz erlaubt. — Darin ist verboten falsch zu schwören, ich aber sage euch, daß ihr überhaupt gar nicht schwören, sondern stets ehrlich und wahrhaft sein sollt, um eines Schwures gar nicht zu bedürfen. — Wenn das alte Gesetz eine strenge Wiedervergeltung erlittener Beleidigungen erlaubte, so empfehle ich euch Milde und Geduld; rieth es an, den Freund, (Bruder, Landsmann) zu lieben, den Feind (Unbeschnittenen, Fremdling) zu hassen, so sage ich euch: Liebet auch die Feinde und wünschet euren Beleidigern Gutes. Nur so könnt ihr euch Kinder Gottes nennen, dessen Güte allen Wesen gespendet wird. Nicht den Zöllnern und Heiden sollt ihr an Vollkommenheit gleichen wollen, sondern eurem göttlichen Vater —

Hütet euch vor Heilig- und Frommthuerei; wenn ihr Gutes übet um Menschenlob, so werdet ihr selbes erhalten, und das wird dann die ganze Vergeltung sein. Ebenso sei euer Beten nicht großsprecherisch, sondern innerlich still, damit es Erhörung finde. Betet so, wie ich euch lehre. (Hierbei folgt das Vater unser, eine Gebetformel (Schema) die den rabbinischen Anforde-

rungen (S. 210.) so ziemlich entspricht.) — Ebenso haltet eure Fastenzeit nicht wie Heuchler, die äußerlich ihren Leib vernachlässigen, damit es den Leuten desto mehr auffällt. —

Sammelt euch geistige Reichthümer; sie können weder von Motten zerfressen noch von Dieben entwendet werden; am Reichthum hängt ja ohnehin gerne das Herz. Erkenntniß erhellet das ganze Leben, wie das klare Auge den ganzen Körper erhellet.

Und da ihr nicht zweien Herrn gleich gut auf einmal dienen könnt, so seid nicht so sehr um das bekümmert, was den Leib angeht, als vielmehr um eurer Seele Bedürfnisse. Das Wenige, dessen er bedarf, ist leicht zu erwerben, denn reichlich spendet Gottes Güte das Nöthige. Die größte Sorge sei für euch wahre Seeligkeit und Rechtlichkeit. — Seid gegen den Mitmenschen gerecht, und beurtheilt ihn nicht strenger, als euch selbst. Dagegen müßt ihr auch das Gute nicht rücksichtslos vergeuden. Strebet und seid regsam, so werden eure Bemühungen fruchtbar sein. Selbst euer aufrichtiges Gebet wird wie das Gebet eines Kindes erhört werden. — Hütet euch vor falschen Lehrern, die sich euch scheinheilig vorstellen, aber wie Wölfe in Schafsfellen selbstsüchtig sind. Sie sind an dem, was sie thun, leichter zu erkennen, als an dem, was sie lehren. — Nicht jeder, der sich meinen Schüler nennt, oder meinen Namen ruft, wird darum selig sein, sondern nur, wer Gottes Gebote erfüllt. — Darum versteht derjenige seinen wahren Vortheil, welcher meinen Mahnungen Folge leistet." —

(Diese Bergpredigt, über welche das jüdische Volk allerdings erstaunt gewesen sein mochte, findet sich nur in zweien der vier Evangelien, und zwar mit der eben angedeuteten Ausführlichkeit in Matth. 5—7, dann bedeutend abgekürzt und sonst noch verändert, in Luc. 6. Die Verfasser des Marcus- und Johannes-Berichtes scheinen sie nicht gekannt zu haben. Auch die Briefe erwähnen ihrer nicht.) —

Die Rede des Rabbi bei Aussendung seiner 12 Schüler nach Art essenischer Wanderärzte und Prediger enthält folgende Gedanken: „Geht nicht unter die Heiden und auch nicht zu den (gehässigen) Samaritanern, sondern zu den unglücklichen Israeliten. An ihren Leiden übet eure Wunderkraft aus. Nehmet dafür keine Belohnung. Ihr brauchet wenig, darum beladet euch nicht mit unnöthigem Gepäcke. Nehmet überall die Gastfreundschaft in Anspruch. (S. 227.) Es wird euch oft

schlimm genug ergehen, da ihr überall Verfolgung erfahren werdet. Seid aber ohne Sorgen, wie ihr die Gegner abfertigen könnet, denn der Geist Gottes wird euch zu rechter Zeit das rechte Wort eingeben. Ihr werdet auch große Zerwürfnisse in Familien anrichten, und den Haß der Leute auf euch laden. Wenn es irgendwo zu schlimm wird, geht ab und anderswohin. Ihr, die Schüler, könnt nicht mehr zu dulden haben, als ich, der Meister. Sprechet offen und aufrichtig, und fürchtet jene Leute nicht, die nur den Leib, aber nicht den Geist tödten können. Ihr seid in der Obhut Gottes. — Ihr müßt nicht denken, daß unsere Bestrebungen Frieden schaffen werden; zuerst muß und wird der Kampf (der Meinungen) aus ihnen hervorgehen. — Wenn ihr mich liebt, darf euch um Niemand Andern mehr zu thun sein. Gerade der Aengstliche leidet am ersten Gefahr. Gehet nur in meinem Namen aus und ihr werdet auch guten Empfang finden." —

(Die hier angedeutete Rede findet sich in diesem Zusammenhange nur im Evangelium Matth. 9 — 10. Eine ganz kurze Andeutung derselben ist das zu nennen, was noch in Mark. 6, 7. und in Luk. 9, 1. gesagt ist. Dagegen hat Luk. 10, 1. noch eine ähnliche Ansprache, die jedoch an andere (70) Jünger gerichtet ist.) —

Die Abmahnung von Furchtsamkeit und Erwerbssorgen in etwas längerer, zwangloser Ausführung hat nur Luk. 12, 1; so Manches erinnert darin an jene oben angeführte Sendrede. —

Die Strafpredigt gegen Pharisäer und Schriftgelehrte hat Matth. 23. ausführlich, in Luk. 11. u. 14. finden sich dagegen nur Bruchstücke derselben, während sie Mark. 12, 38. kaum berührt. Ein siebenfaches Wehe! ruft der Rabbi in einer sehr leidenschaftlichen Weise über die von ihm verachteten Pharisäer und Schriftgelehrten, und straft sie vornehmlich um ihres Hochmuthes und ihrer Heuchelei willen. —

In Luk. 14, 25. findet sich eine zwar nicht lange aber sehr bezeichnende Darstellung der Schwierigkeit, Schüler oder wohl gar Prediger der neuen Lehre zu werden. Darin verlangt der Rabbi, wie es scheint nach Essenischen Grundsätzen, Entsagung alles Besitzthums und Nichtbeachtung jeglicher Familienverhältnisse, und wiederholt einzelne Aussprüche, die an andern Orten zerstreut eingeflochten sind. —

Einen langen Vortrag enthält Matth. 24 und 25 über

die Wiederkunft des Messias; derselbe ist auch verkürzt in Mark. 13 und noch außerdem in doppelter Form in Luk. 17 und 21 zu finden. Der Messias wird unter den in den Rabbinerschriften vielfach angedeuteten Anzeichen von Bestürzung und Verwirrung kommen, und auf dem Throne der Herrlichkeit ein Lohn- und Strafgericht halten über gute und böse Menschen: das ist der Inhalt.

Es muß auffallen, daß alle diese längeren Vorträge im Evangelium Johannis gänzlich fehlen, und daß sie nur in dem des Matthäus ausführlicher, in jenen beiden aber, Markus und Lukas, bedeutend verkürzt und zerrissen erscheinen. — Indessen, was wäre den christlichen Schriftgelehrten zu thun geblieben, wenn alle heiligen Urkunden vollkommen, harmonisch, und unzweifelhaft abgefaßt worden wären? —

Vorzüglich zahlreich sind die Belehrungen in Gleichnissen. Lukas hat deren die Meisten, Johannes die Wenigsten, (nemlich nur Eines, das vom guten Hirten Joh. 10.) — Sie beziehen sich auf die allernächste Umgebung der niederen Volksklassen, wie z. B.

Ein Säemann säete und zerstreute die Saat nach verschiedenen Seiten; je nachdem der Saame einen guten, feuchten, geschützten Boden findet, oder nicht, gedeiht er zur reichhaltigen Frucht. — (Matth. 13, Mark. 4, Luk. 8.)

Das Senfkorn ist winzig klein, aus ihm entwickelt sich aber eine baumartige Staude, in deren Zweigen sogar Vögel ihre Nester bauen. — (Matth. 13, Mark. 4, Luk. 13.)

Ein wenig Sauerteig vermag eine große Masse Mehles in Gährung zu versetzen. (Matth. 13, Luk. 13.)

Das Unkraut gedeiht mit dem Weizen, aber am Ende muß es doch verderben, während dieser zum Segen der Bedürftigen aufbewahret wird. (Matth. 13.)

Die Arbeiter kommen zu verschiedenen Tageszeiten in den Weinberg, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Der Herr des Weinberges giebt jenen, die zu spät gekommen sind, aus Herzensgüte mehr als sie verdient haben. — (Matth. 20.)

Mit einem Feigenbaum hat man lange Geduld, wenn er aber endlich doch keine Früchte bringt, so fällt man ihn. (Luk. 13.)

Um ein verlornes Schaf aufzusuchen, läßt der gute Hirt seine ganze Heerde eine Zeit lang allein. (Luk. 15.) —

Einen verlorenen Groschen (Drachme) zu finden, zündet ein Weib Licht an und durchstöbert das ganze Haus. — (Luk. 15, 8.)

Im Haushalte Gottes geht es zu, wie im Haushalte eines vornehmen Reichen, der im Stande ist, arme, hungrige und elende Leute zur Tafel einzuladen, wenn die eigentlichen und berufenen Gäste ausbleiben. (Matth. 22, Luk. 14.) —

Der Knecht, welcher gegen seinen Mitknecht keine Nachsicht übte, als er von ihm eine Schuldforderung eintrieb, wird auch bei seinem Herrn nicht Milde und Nachsicht finden, wenn dieser Abrechnung halten wird. (Matth. 18.) —

Ein Mensch lag von Räubern verwundet da, und Priester und Leviten gingen an ihm vorüber, ohne sich seiner zu erbarmen: aber ein (verhaßter) Samaritaner that es. (Luk. 10.)

Kann ein Vater das um Nahrung bittende Kind abweisen oder täuschen? Nein! Vertrauet daher, wenn ihr bittet. (Luk. 11.)

Der ungerathene Sohn entfernt sich aus dem väterlichen Hause und vergeudet sein ganzes Hab und Gut. Noth und Elend brechen auf ihn ein; er erkennt und bereut seinen Leichtsinn; zerknirscht kehrt er zum Vater zurück und wirft sich um Verzeihung bittend ihm zu Füßen. Der Vater aber — nimmt das Kind wieder an sein Herz. (Luk. 15.)

Ein Verwalter, der schlechte Wirthschaft gehalten hat, verfällt am Tage der Rechenschaft auf den Gedanken sich mit den Gläubigern seines Herrn vortheilhaft abzufinden. Er betrügt dadurch zwar seinen Herrn, der ihn davon jagen will, aber er sorgt doch kluger Weise für seine Zukunft. (Luk. 16.)

Der hartherzige Reiche genießt seinen Theil hinieden, und findet jenseits die verdiente Pein; der leidende Arme, welcher vergebens um Erbarmen gebettelt hatte, wird dann durch Seligkeit entschädigt, während jener unglücklich ist. (Luk. 16.) —

Zwei Menschen beteten; der Eine, ein Pharisäer, hochmüthig, prahlend und weitschweifig, der Andere, ein verachteter Zöllner, demüthig, reuig, kurz. Nur dieses Gebet wurde erhört, jenes nicht. (Luk. 18.)

Ein reicher Mann vertheilt sein Vermögen zur Verwaltung an Andere, während er auf Reisen geht. Bei seiner Rückkunft ist er nur jenen dankbar, die von dem ihnen anver-

trauten Gute auch einen Ertrag gewonnen und dasselbe nicht todt liegen gelassen haben. (Matth. 25, Luk. 19.) —

In allen diesen Gleichnissen ist der Sinn einfach und deutlich.

Kleinere Belehrungen und kürzere Aussprüche von reichem moralischen Inhalte knüpfen sich oft an Begebenheiten an, die für sich sonst keine besondere Bedeutung haben.

Einer bietet sich dem Rabbi als Schüler an, aber dieser verweiset ihn auf die Armuth des Predigtamtes. Einen Andern der sich nicht anbietet, fordert der Meister auf, erhält aber zur Antwort die Bitte, zu erlauben, daß er hingehe, den verstorbenen Vater zu begraben. „Laß du die Todten durch (geistig) Todte begraben!" ist die Erwiderung. Ein dritter bietet sich dem Rabbi an, will aber doch noch früher seinem Gemüthe wohlthun, und von all den Seinen Abschied nehmen. „Wer seine Hand an den Pflug legt, und dabei zurückblickt, ist nicht geschickt für das Amt eines Predigers des Gottesreiches." — (Luk. 9, 57.) —

Die vornehmen Pharisäer und Schriftgelehrten rümpften darüber die Nase, daß der Rabbi mit ganz gemeinen Leuten Umgang habe. „Die sich übel befinden, bedürfen des Arztes. Lernet was es heiße (1. Samuel 15, 22.): Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer." (Matth. 9, 9.) —

„Warum fasten Deine Jünger nicht, wie wir und die Pharisäer?" wurde Jesus gefragt. Er antwortete: „Die Zeit wird schon kommen, wo sie werden (aus Noth) fasten müssen. Neue Lehren passen nicht zu alten Gebräuchen. Auf alte Kleider flickt man nicht neues Zeug, und in alte Schläuche füllt man nicht jungen Wein, sonst schadet es mehr, als es nützt." (Matth. 9, Mark. 2, Luk. 5.) —

„Wem soll ich dieß Geschlecht der Schriftgelehrten vergleichen? — Kindern die auf dem Markte sitzen und kläglich rufen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt darnach nicht tanzen wollen, wir haben euch (schöne) Klagelieder vorgesungen, und ihr habt nicht geweint. Da kam ein Johannes, aß und trank nicht, und man sagt, er sei besessen: nun kommt aber der Menschensohn, ißt und trinkt, und sie sprechen: Seht doch diesen Schlemmer. Doch die Weisheit rechtfertigt sich an ihren Nachkommen. (Matth. 11, Luk. 7.) —

Als die Jünger Jesu an einem Sabbat hungrigen Magens durch die Felder gingen, Getreideähren pflückten, in den Händen zerrieben und aßen, rügten es die Pharisäer als eine Entheiligung des Sabbats. Der Meister aber fertigte sie ab, indem er sagte: „Der Sabbat ist um des Menschen und nicht der Mensch um des Sabbats willen gemacht. Der Menschensohn ist auch Herr über den Sabbat." — (Matth. 12, Mark. 2, Luk. 6.) —

Als er in einem Hause predigte, kamen seine Jünger und sagten, seine Mutter und Brüder ständen vor der Thüre und verlangten, mit ihm zu reden, (ihm vielleicht Vorwürfe zu machen.) Darauf sagte er: Wer sind (jetzt) für mich Mutter und Brüder? Diese! — die Hände über seine Schüler ausbreitend: wer irgend meines himmlischen Vaters Willen vollbringt, ist mir Bruder, Schwester, Mutter." (Matth. 12, Mark. 3, Luk. 8.) —

Er kam einst auch in seine Vaterstadt, und da eben Sabbat war, predigte er dort im Bethause. Da staunten die Leute: „Woher hat denn der solche Weisheit? Ist er nicht der Zimmermann (des Zimmermanns Sohn)? Heißt nicht seine Mutter Maria, und seine Brüder, sind sie nicht hier bei uns, sowie seine Schwestern? Woher hat er das Alles?" — Jesus aber sagte: „Ein Prophet gilt nirgends weniger, als gerade in seiner Vaterstadt, bei Verwandten, in seinem Hause." (Matth. 13, Mark. 6, Luk. 4.) —

„Warum übertreten Deine Jünger die Satzungen der Aeltesten und nehmen nicht, bevor sie essen, die vorgeschriebenen Waschungen vor, (der Hände, Tische, Krüge, Becher u. s. w.)?" so fragten die Schriftgelehrten den Rabbi. Er verwies sie auf einen Ausspruch der heiligen Schrift (Jsaia 29, 13), welcher lautet: „Dieß Volk verehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir: es dient mir vergeblich, denn Menschengebote sind ihnen Alles." — Nun folgt eine Gegenbeschuldigung: — „Ihr (Pharisäer) seid im Stande Gottes Gebote zu unterlassen, um nur Menschensatzungen zu erfüllen. So habt ihr in geschickter Weise Moses Befehl aufgehoben, und eure Meinung an die Stelle gesetzt. Jener sprach: Ehre Vater und Mutter, und wer den Eltern flucht, sei des Todes schuldig. Ihr aber verdreht dieses Gesetz, indem ihr einem Kinde bloß das Wort Korban (d. i. „ich opfere geistig, was euch Eltern nützlich ist,") vorschreibt, wodurch es sich aller seiner Kindespflichten leicht entledigt.

Dergleichen thut ihr Mehreres." — Zum Volke gewendet sprach er: „Versteht mich. Nicht was zum Munde eingehet, entweiht den Menschen, sondern was da herauskommt, (die bösen Reden). (Mark. 7, Math. 15.) —

„Wenn es Abend ist, pflegt ihr zu sagen: Schönes Wetter morgen, denn der Himmel ist roth: und am Morgen: Heute giebt es Sturm, denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler! Die Erscheinungen am Himmel wollt ihr beobachten, aber die der Zeit nicht." (Matth. 16, Mark. 8.) —

„Wenn Jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, lade sein Kreuz geduldig auf sich, und komme mit mir. Wer dabei sein Leben zu retten strebt, wird es verlieren, wer es aber um meinetwillen zu opfern bereit ist, wird es erhalten. Was nützt es auch dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er sein Seelenleben verliert. Es giebt dafür keinen Ersatz." (Matth. 16, Mark. 8, Luk. 9.) —

„Wer ist wohl der Größte im Reiche Gottes? fragten ihn die Schüler. Er stellte ein Kind mitten unter sie und sprach: Wenn ihr nicht wie Kinder werdet, könnt ihr das Reich Gottes gar nicht betreten. Wer aber so demüthig, kindlich, rein ist, wie dieses Kind, ist der Würdigere im Reiche Gottes." (Matth. 18, Mark. 9.) —

Die Jünger wiesen Mütter mit Kindern aus seiner Nähe, worauf er sagte: „Lasset die Kinder zu mir kommen, daß ich ihnen die Hände segnend auflege, denn ihnen gehört das Himmelreich. Ich versichere euch, daß nur der dazu gelangt, der es so in sich aufnimmt, wie es ein Kind thut." (Matth. 19, Mark. 10, Luk. 18.) —

Ein gewisser Vorsteher fragte: Guter Rabbi, was muß ich thun, um selig zu werden? — „Halte die Gebote." — Die habe ich von Kindheit an gehalten. — „Dann fehlt nur Eines; verkaufe dein Habe und verschenke es den Armen." Darüber wurde Der sehr betrübt, so daß Jesus sagte: „Wie gar so schwer wird es einem Wohlhabenden, in das Reich Gottes einzugehen!" (Matth. 19, Mark. 10, Luk. 18.) —

„Wenn Regenten Zwingherrschaft üben und die Großen Gewaltthaten am Volke vollbringen, soll es nicht ebenso unter euch sein. Hier gelte der das Meiste, welcher den Andern in Liebe dient." (Matth. 20, Mark. 10.)

Als der Meister mit seinen Schülern (zum letzten Male) nach jüdischem Gebrauche die österliche Mahlzeit hielt, vertheilte

er unter sie Brod und Wein mit dem Auftrage: „So oft ihr meiner gedenket, esset gemeinsam und in brüderlicher Liebe das Brod und trinket aus Einem Becher. Das ist mein letzter Wille; es sei Brod und Wein das Zeichen unseres innigen Freundschaftsbundes und meiner geistigen Anwesenheit unter euch.“ (Matth. 26, Mark. 14, Luk. 22.) —

Die meisten dieser Lehren, so abgerissen von allem Zusammenhange, wie sie hier erscheinen, haben einen innern Werth, den ihnen Niemand, wenn er sie verständig und ohne Vorurtheile liest, absprechen wird. In Vielen ist sogar jene Erhabenheit zu bemerken, welche auf das Gemüth des Menschen fast zauberhaft zu wirken pflegt. — Wenn die Majestät menschlicher Worte einen göttlichen Ursprung andeuten könnte, so müßte man allerdings auch sagen dürfen, Eine oder die Andere der evangelischen Mahnungen, für Manchen wohl Alle, seien von der Gottheit selbst eingegeben. Aber wenigstens den Vorzug muß man Menschen nicht entziehen wollen, daß da, wo sie aus Ueberzeugung und Gefühl sprechen, und ihre Rede eine wunderbare Gewalt und innern Werth hat, Werth sowohl als Kraft ihnen angehören, ihnen zuzurechnen sind.

„Der Mensch hat nichts so eigen,
Als Rede aus treuer Brust.“ —

Hier sind es vorzüglich die Mahnungen der Sittlichkeit, welche aus den ersten Schriften der christlichen Reformation als Aeußerungen der geistigen Menschenkraft glänzend hervorleuchten und wohlthätig wärmen. Sie sind einfach, natürlich und vernünftig, entsprechen den allgemeinen Forderungen denkender und gewissenhafter Menschen, sind nicht überspannt oder zu strenge, sondern nüchtern und gerecht. Nur Weniges wird sich darin finden lassen, davon behauptet werden dürfte, daß es nicht unter allen Verhältnissen des Lebens, der Länder und Zeiten erfüllbar sei. Die Vorschriften sind eben fast durchgehend geeignet, auf der ganzen Erde zu gelten, und jene, welche sie befolgen, glücklich zu machen. Sie zielen darauf hin, den Einzelnen in der großen Menschengesellschaft bescheiden, genügsam und milde, redlich und heiter, Einen dem Andern werth und theuer zu machen, und nament-

lich die Dürftigen, die Leidenden der Obsorge Glücklicherer zuzuführen. Was sie dann verbieten, verbietet einem Jeden ohnehin schon die vernünftige Sorge um sein und der Mitmenschen Wohl. —

Viele der angeführten Gleichnisse dagegen leiten den sinnlichen Menschen unmerklich in das Reich des Uebersinnlichen hinüber, und fesseln leise seinen Blick an die — geträumten Belohnungen und Strafen im Jenseits. Die Aufmerksamkeit verläßt dann gar leicht den gegenwärtigen Schauplatz der Thätigkeit, und sorgt für die Zukunft. Verheißungen und Drohungen verderben schon an sich den sittlichen Werth jeder Handlungsweise; sie hindern aber auch die Erkenntniß des eigentlich Guten und Bösen.

Auf diesem ganz kurz angedeuteten Wege liegt der Stein des Anstoßes, welcher der Vorzüglichkeit des Evangeliums am meisten zum Vorwurf gemacht wird, und über welchen auch Millionen schon gefallen sind. Gewiß aber wolle der Reformator diesen Stein nicht in, sondern nur neben den Weg gelegt haben, vielleicht nur, daß der Matte darauf ausruhe und Kräfte sammle. —

Die Evangelien erzählen übrigens auch mancherlei unscheinbare Einzelheiten, welche den Schriftauslegern darum große Mühe machen, weil sie mit der schönen Predigt von Gerechtigkeit, Milde und Menschenfreundlichkeit im Widerspruche stehen, und weil in ihnen, wie sie vor Augen liegen, eine widerwärtige Moral liegt. Das Unschöne schön, das Unrechte recht, das Ungerade eben zu machen, ist hier die höchst schwierige Aufgabe des gelehrten Glaubens.

Zu jenen unharmonischen Evangelienstellen gehören z. B.:

(Luk. 11, 37 – 54.) Der weise Rabbi nimmt die gastfreundliche Einladung eines Pharisäers an, und setzt sich mit mehrern Schriftgelehrten und Pharisäern zu Tische, wobei er wider seine Gegner in einer Art eifert, die wenigstens vermissen läßt, was er sonst so sehr empfiehlt: Sprechweisheit und Herzensmilde. Ja er scheint die Gelegenheit, seinen Gegnern die härtesten Vorwürfe zu machen, gewaltsam herbeigeführt, das Gastrecht verletzt, und die sich in den Schranken der Mäßigung haltenden Gäste absichtlich gereizt zu haben. —

(Math. 11, 23.) Jesus, der um das verstockte Jerusalem wegen der ihm bevorstehenden Zerstörung Thränen der Wehmuth vergossen hat, (Luk. 19, 41.) spricht über mehrere kleinere Städte, darunter vorzüglich Capernaum, eine schwere Drohung aus, nach welcher es ihnen am jüngsten Tage schlimmer ergehen müßte, als selbst dem schandvollen, durch Gottes Strafgericht vertilgten Sodom. Was aber haben die Einwohner jener Städte verbrochen? Sie haben seinen Wunderthaten keinen Glauben geschenkt. „Ist der Menschensohn nicht gekommen Seelen zu erhalten, anstatt sie zu verderben?" (Luk. 9, 56.)

(Mark. 11, 12.) „Als Jesum auf dem Wege von Bethanien hungerte, sahe er von Ferne einen Feigenbaum und ging auf ihn zu. Aber er fand nichts daran als Blätter, denn es war eben nicht die Zeit, wo diese Bäume Früchte tragen. Jesus aber verwünschte den Baum, so daß er (11, 21) verdorrete, und fortan Niemand mehr seine Früchte aß." — Derselbe Rabbi, der überall Gottes Werke preist, und seinen himmlischen Vater vor den Menschen zu verherrlichen strebt, kann etwas thun, was einem besonnenen Manne unmöglich ist, sich darum zu erzürnen, daß ein Baum zu unrechter Zeit nicht Früchte bietet, seinen augenblicklichen Hunger zu stillen. —

Gleich nach dieser sehr schwierigen Stelle folgt eine andere, die sich wohl auch nicht leichter erklären läßt, nemlich:

(Mark. 11, 15.) „Jesus ging in den Tempel, trieb die Käufer und Verkäufer heraus, stieß die Tische der Geldwechsler und die Stühle der Taubenhändler um, und ließ nicht zu, daß Jemand etwas durch den Tempel trage, und zwar, weil geschrieben stehe (Isaias 56, 7.): „Mein Haus ist für alle Völker ein Bethaus," u. s. w. — Wenn Gott als Geist und im Geiste verehrt und von nun an weder im Tempel zu Jerusalem, noch auf dem Berge Garizim zu verehren war, was konnte dann am Tempel gelegen sein? Er war der nahenden Zerstörung durch Feindeshand schon verfallen und nicht werth, daß ein edler Mann zürne, ein sanftmüthiger Charakter rohe Gewalt brauche, ein Gerechter fremdes Eigenthum verletze, ein Jesus sich vergesse. Die neue Religion mußte der alten Sitte des Tempelwesens ein Ende machen, und sie nicht in Schutz nehmen. Es liegt also hierin ein großartiger Widerspruch.

Uebrigens traf der Eifer des Rabbi nicht die Schul-

digen. Daß im Tempel Handel getrieben wurde, war weder Käufern noch Verkäufern, sondern einem schon lange bestehenden Gebrauche, von Gesetzen, von Obrigkeiten geduldet, zuzuschreiben. — „Wenn du recht beten willst, gehe in dein Kämmerlein" — lehrte der gute Rabbi. Mit demselben Rechte, mit welchem er die eine Sitte aus dem Tempel trieb, hätte er ja die Andere, im Tempel überhaupt zu beten, auch austreiben können.

(Mark. 5, 1—14.) In der Gegend der Gadarener begegnete dem Rabbi ein Mensch, der von einer Unzahl Teufel besessen war. Dieselben baten ihn, ihrer wenigstens einigermaßen zu schonen, sie nicht aus der Gegend zu treiben, sondern ihnen im Gegentheil einen kleinen Gefallen zu erweisen, und zu erlauben, daß sie von ihren Lieblingsthieren Besitz nehmen. Ihr Wunsch wurde erfüllt; sie fuhren in eine Herde von 2000 Schweinen und mit diesen in das nahe Meer. Ob zu ihrem Verderben? Das ist schwer zu sagen. Dämonen (Teufel) pflegen im Wasser nicht zu ertrinken, wohl aber Schweine. Abgesehen aber von der Ungerechtigkeit gegen Thiere, die gewiß im Haushalte Gottes eine andere Bestimmung haben, als der Teufel wegen zu ertrinken, war der Verlust für die Eigenthümer einer so bedeutenden Heerde Nutzthiere kein geringer. Ihn um eines — man muß es schon heraussagen — erbarmungswürdigen und zugleich lächerlichen Wunders willen zu verursachen, streitet gegen alle Moral und Gerechtigkeit. Das Gesetz von Sinai verbot jede Verletzung des Eigenthums, und das Evangelium empfiehlt eine Gerechtigkeit, mindestens größer, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten. — Wie nun den Sinn dieser Evangelienstelle zu recht setzen? Es wird nicht zu sehr gefehlt sein zu sagen: Wer weiß, wie sich die Sache verhalten hat? Wer weiß, wie viel daran wahr ist? —

Noch manche andere Nachricht der Evangelien, wie z. B. die von der Abweisung der eigenen Mutter (Math. 12, 46.), oder die von der Beleidigung ehrwürdiger Mutterliebe (Math. 15, 24.), oder von Anpreisung der Klugheit auf Kosten der Gerechtigkeit (Luk. 16, 1.) — ist schwer durch Anwendung theologischer Künste mit jener reinen Sittenlehre in Einklang zu bringen, welche der Reformation des Judenthums sonst eigen ist. Es giebt hier ein Entweder Oder, in welchem man sich entscheiden muß. —

Bisher haben wir „die Nachrichten des Johannes“ wenig beachtet: es ist Zeit sie auch ins Auge zu fassen.

Die drei Evangelien nach Mathäus, Markus und Lukas haben in sich einen großen Vorzug der Einfachheit und Deutlichkeit, welcher diesem Vierten, nach Johannes benannt, gar häufig fehlt.

Seine Sprachweise ist sehr geziert und künstlich, geheimnißvoll, ermüdend. Auch der Inhalt ist, in so fern es sich um Grundsätze handelt, von dem jener drei Evangelien bedeutend verschieden, und kündigt sich schon in der Einleitung auf eine Art an, die nur Jener versteht, welcher von der griechisch-alexandrinischen Weisheitslehre gehört hat, wie sie um die Zeit des ersten Christenthums blühte. — Diese Einleitung, (1, 1—14) ist, so zu sagen, der Glaubensgegenstand, (das Thema) welcher in der ganzen Schrift bewiesen werden soll, und zwar in der Absicht (20, 31.) „Damit man glaube, Jesus sei der Christos (Logos), der Sohn Gottes.“ Die höchst merkwürdige Vorrede besteht aus folgenden schwer verständlichen Sätzen jener Philosophie:

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott selbst. Dieses war im Anfange bei Gott. Durch selbes ist alles erschaffen, und ohne selbes ist nichts gemacht worden, was da ist. In ihm war das Leben und das Leben war Licht der Menschen. Das Licht drang in die Finsterniß, aber diese faßte es nicht. Da ward ein Mensch von Gott gesandt, Namens Joannes. Er kam, um von diesem Lichte Zeugniß zu geben, damit Alle daran glauben. Er selbst war nicht das Licht, sondern der Vorbote desselben. Das wahre, den Menschen erleuchtende Licht kam (nach ihm,) aber die Welt (Menschheit) erkannte es nicht. Er (der wahre Lichtgott) kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht an. Denen, die ihn annahmen, gab er Macht im Glauben an ihn Gottes Kinder zu werden; sie sind dann nicht aus Blut und männlichen Begierden, sondern aus Gott geboren. — Und jenes Wort ist Fleisch (Mensch) geworden, und hat unter uns gewohnt; wir haben seine Herrlichkeit, wie die eines einzig geborenen Gottes, gesehen: sie war voll Gnade und Wahrheit.“ u. s. w. —

Der geheimnißvollste und zugleich ausgezeichneteste aller Lehrsätze dieses Evangeliums, den früher in der That noch kein Weiser in dieser Art ausgesprochen hatte, ist: „Gott

ist das Licht und die Liebe und er mit dem Menschensohne sind im Licht und in der Liebe Eins." — Wer mich liebt, sagt der Christos, hält auch mein Lichtwort, die liebende Gottheit ist in seinem Herzen, und wohnt da. Wer nicht liebt, hält auch keine Gebote." (14, 23—15, 10.) — „Die Seelen der Liebenden sind ineinander." (10, 30—13, 20—14, 15, 17 u. A.) Licht und Liebe sind also die Grundsätze, auf denen das Göttliche im Menschen beruht, und woraus Lust und Freude zum sittlich Guten entsteht. —

Dieser großartigen Lehre gemäß ist auch das ganze Leben des Christos als ein Werk der Liebe und Klarheit dargestellt, und sein Nachlaß ist die Errichtung einer auch im Tode unlösbaren, an Wahrheit und Liebe hängenden Gemeinschaft. „Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebet habe." (13—14) „Daran wird man auch erkennen, daß ihr meine Jünger (Christianer) seid." — „Ewiges Leben ist, Gott erkennen und den Christos." —

Und wahrlich es giebt für die Menschheit kein anderes Heil, keine Erlösung, keine Seligkeit, als durch Liebe und Wahrheit. —

Die Aussprüche über Erkenntniß der Wahrheit, wie sie sich in diesem Evangelium finden, gehören jedoch zu den schwer verständlichen. So z. B. das Gespräch mit dem Pharisäer Nikodemus (3, 1—21):

„Es kam ein Vorsteher und Pharisäer, Namens Nikodemus in der Nacht zu ihm, und bekannte: Wir wissen es, Rabbi, daß du ein Lehrer, von Gott gekommen, bist, denn Niemand kann, wenn ihm Gott nicht beisteht, solche Wunder thun, wie du. Darauf erwiderte Jesus: Ich versichere dich, daß auch Niemand das Reich Gottes sehen kann, wenn er nicht von obenher (aus Gott) noch einmal geboren wird. — Das begreift Nikodemus nicht, daher wiederholt Jesus: Es kann Niemand in das Reich Gottes kommen, wenn er nicht aus Wasser und Geist wiedergeboren wird, weil das, was aus dem Fleische erzeugt wird, nur Fleisch, was aber aus dem Geiste hervorgeht, Geist ist. Wundere dich darüber nicht, was ich dir sage. Der Wind, dessen Säuseln du vernimmst, ohne zu wissen, woher und wohin er fährt, wehet, wo er will: so auch ein Jeder, der aus dem Geiste geboren ist. — Das begreift Nikodemus abermals nicht, und Jesus sagt ihm: Du bist Lehrer des Volkes Israel, und

weißt das nicht zu fassen? Ich versichere dich, das wir wohl verstehen, was wir lehren, und daß wir nur von dem sprechen, was wir selbst gesehen haben; aber ihr nehmt unser Zeugniß dennoch nicht an. Wenn ich nun zu euch von Erdendingen sprach, und ihr mir nicht geglaubt habet, wie werdet ihr glauben, wenn ich von himmlischen Dingen rede? In den Himmel ist noch Niemand gestiegen, aber der Menschensohn, der im Himmel ist, kam herab. Wie Moses die Schlange aufrichtete, also muß der Menschensohn erhöht werden, damit Alle an ihn glauben und dadurch das ewige Leben haben. So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn (Logos) hingab, diejenigen, welche an ihn glauben, vom ewigen Tode zu bewahren. Zur Rettung und nicht zum Strafgericht hat ihn Gott gesendet. Wer an ihn nicht glaubt, ist ohnehin schon gerichtet und gestraft. Darin besteht eben schon das Gericht, daß in die Welt das Licht kam, und die Menschen in ihrem Wandel der Finsterniß den Vorzug gaben. Jeder, der Böses thut, haßt das aufklärende Licht, damit seine Thaten nicht offenbar werden; wer aber nach Wahrheit handelt, sucht gerne das Licht auf, weil seine Werke, die in Gott vollbracht sind, zur Anerkennung gelangen." —

Von dieser Bibelstelle sagt übrigens ein Rechtgläubiger unserer Tage: „Das Gespräch hat heimlich unter vier Augen stattgefunden; woher kannte es der Verfasser des Evangeliums? — Wie konnte Nicodemus, der Mann von Bildung, so schwer verstehen, was Jesus meinte, und wenn er es nun einmal nicht verstand, wie mochte Jesus in diesem geheimnißvollen Räthseltone fortfahren?" —

Eine harte Nuß für die Ausleger. Sie werden wohlthun alle Schuld auf den Verfasser des Evangeliums zu schieben. —

Nicht geringer anzuschlagen dürfte das nachfolgende Gespräch mit der samaritanischen Frau (4, 1—24) sein:

„Jesus reiste durch die Provinz Samaria, und ruhte in der Nähe der Stadt Sichar an einem Brunnen aus. Eine Frau kam Wasser zu schöpfen, und als er sie bat ihm zu trinken zu geben, verwunderte sie sich darüber, wie er, ein Jude, von einer verhaßten Samariterin einen Trunk annehmen möge. Hierauf erwiderte der Rabbi: Wenn du wüßtest, wer es ist, der von dir zu trinken verlangt, und welche Gabe Gottes ihm eigen ist: so würdest du ihn um einen Trunk gebeten haben, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. Die Frau sagte

(blöde): Der Brunnen ist sehr tief, und du hast kein Gefäß, woher kannst du lebendiges Wasser nehmen? Bist du mächtiger, als unser Ahnherr Jakob, der mit seinen Heerden hier trank und uns diesen Brunnen hinterließ? Jesus antwortete: Wer von diesem Wasser trinkt wird später wieder durstig, aber wer von dem Wasser trinkt, das ich gebe, wird nicht mehr dürsten; es wird in ihm zu einer Quelle, die bis in das ewige Leben fließt." —

„Die Frau fragte: (Was ist das Richtige?) Unsere Alten haben immer hier auf diesem Berge (Garizim) Gott angebetet, ihr aber sagt, Jerusalem sei der rechte Ort göttlicher Verehrung. Hierauf erwiderte Jesus: Glaube mir, Frau, daß die Stunde kommen wird, wo ihr weder zu Jerusalem, noch auf diesem Berge Gott anbeten werdet."

„Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, wir aber wissen es, denn das Heil kommt von den Juden. Die wahren Verehrer Gottes werden ihn im Geiste und in Wahrheit anbeten; denn er ist Geist." Soweit das Evangelium: wir aber müssen fragen:

Ist diese Frau in ihrem Verstande nicht auf eine Stufe mit Nicodemus gestellt, und der weise Rabbi, kann er von seiner räthselhaften Sprache dem schwachen Weibe gegenüber nicht lassen? —

Wo ist da die in den andern Evangelien angezeigte, höchst einfache und verständliche Art der Belehrung? —

Ein gleiches Geschick, wie das der vorhergehenden Reden, hat die für das Volk gewiß schwerverständliche Gleichnißrede über leibliche und geistige Speisen (6, 32). „Wahrhaftig sage ich euch (Volk), daß es nicht Moses (allein) war, der euch Brod vom Himmel (Manna) gegeben hat, sondern mein Vater gibt euch (beständig) das wahre himmlische Brod. Es ist dasjenige, welches der Welt das Leben gibt. Die Leute sagten hierauf: Gib du uns, Herr, immer solches Brod. Er erwiederte: Das Brod bin ich selbst; wer zu mir kommt, wird nicht Hunger leiden, und wer an mich glaubt, nicht dürsten. Doch ihr glaubet nicht, obgleich ihr mich gesehen habt. Ich bin vom Himmel gekommen, nicht meinen, sondern dessen Willen zu erfüllen, der mich gesendet hat." — Als nun die Leute über diese Rede murrten, sagte er ihnen: „Murmelt nicht untereinander. Es kann Niemand zu mir kommen, als wenn ihn mein Vater zu mir zieht, ich werde einen solchen auferwecken am jüngsten Tage. — Ich sage euch wahrhaftig, daß, der an mich glaubt,

auch das ewige Leben habe. Ich bin das Lebensbrod. Eure Väter haben in der Wüste Manna gegessen und sind dennoch gestorben: wer aber von dem Lebensbrote, das ich bin, ißt, wird in Ewigkeit leben. So ihr nicht genießet des Menschensohnes Fleisch und Blut, könnt ihr in euch kein Leben haben. — Das ist eine harte Rede, meinten seine Jünger, wer kann sie anhören? Darauf erwiderte er: Ist euch das anstößig? Wie nun, wenn der Menschensohn dahin gehen wird woher er gekommen ist? Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist unnütz. Was ich zu euch sage, ist, (bezieht sich auf) Geist und Leben." —

Der Verfasser des Johanneischen Evangeliums hat offenbar nur deshalb Widerreden und dazu passende Personen angebracht, um den Meister sprechen zu lassen. Viele Beispiele zeigen das, wie die folgende Rede über göttliche Mitwirkung bei seinen Lehren, (8, 12): „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsterniß, sondern im Lichte des Lebens. Darauf entgegneten die Pharisäer: Da du (allein) von dir selbst Aussagen machst, so sind sie (schon darum) nicht wahr. Er antwortete: Wenn ich auch allein von mir spreche, so ist meine Aussage dennoch wahr. Ich weiß woher ich komme und wohin ich gehe. Das wißt ihr nicht, denn ihr urtheilt nach dem Fleische. Ich bin aber nicht allein, sondern unser sind zwei, ich und mein Vater."

„Nach eurem Gesetze gilt das Zeugniß zweier Menschen. Nicht nur ich allein zeuge von mir, sondern auch mein Vater, der mich gesendet hat, zeuget von mir. — Ihr kennt ihn nicht, weil ihr mich nicht kennt." „Wer bist du denn?" — Er antwortete: „Vor allen Dingen der, welcher mit euch redet. — Ihr werdet den Menschensohn erst kennen lernen, wenn ihr ihn werdet erhöht haben, dann wird euch auch klar werden, wie ich nur das geredet habe, was mich der Vater gelehrt hat. Er, der mich gesendet hat, ist mit mir, und ich thue immer, was ihm gefällt." u. s. w. —

Selbst des Meisters Jünger, seine stäten Begleiter und Zuhörer, die jahrelang seine Predigt vernommen, läßt das Evangelium nicht so viel gelernt haben, die Hauptsätze, um welche sich Alles dreht und die der weise Rabbi beständig erläutert, nur oberflächlich zu verstehen. Auf diese Art ist z. B. die Abschiedsrede des Meisters an seine Jünger (14, 1) eingerichtet: „Euer Herz betrübe sich nicht!

Glaubet an Gott und mich. Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; ich gehe dahin euch eine Stätte zu bereiten, und wenn es geschehen ist, will ich wieder kommen, und euch zu mir nehmen, damit ihr dort seid, wo ich bin. Wohin ich gehe, und den Weg, der dahin führt, kennt ihr. — Thomas sagte: Nein, Herr, wir wissen nicht wohin du gehst, und wissen daher auch den Weg nicht. Er antwortete: Ich selbst bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Nur durch mich kommt man zum Vater. Den Vater kennt ihr, weil ihr mich kennet. — Philippus bat, ihnen den Vater zu zeigen. Jesus entgegnete: Ich bin so lange bei euch, und du, Philippus, willst mich noch nicht kennen? Wer mich gesehen, hat auch den Vater gesehen. Glaubet doch nur, daß der Vater in mir ist, und ich im Vater bin.“ u. s. w. —

Sehr ermüdend zu lesen und zu verstehen ist die Rede „vom guten Hirten“ (Joh. 10, 1 — 30) in der sich Worte und Sätze immer in einem und demselben Sinne wiederholen. „Ich bin ein guter Hirt und kenne meine Schafe, sie kennen mich; ich lasse wie ein guter Hirt mein Leben für sie“ u. s. w. Ebenso ist z. B. (17, 1) das Gebet um Sieg der Wahrheit ganz eigenthümlich, geheimnißvoll und sehr verschieden von dem: „So sollt ihr beten,“ (Matth. 6, 9.) Nicht das Menschenherz, sondern der philosophische Kopf betet hier im Evangelium des Johannes. Ihm kann nicht leicht Jemand nachbeten. Dabei ist das Ganze gedehnt, und hat nur stellenweise eine faßliche Bedeutung. „Vater! die Stunde ist gekommen! verherrliche Deinen Sohn, auf daß er dich verherrliche, wie du ihm Macht gegeben hast über alles Fleisch, damit er Allen, die ihm übergeben worden sind, das ewige Leben bereite. Das ist aber das ewige Leben, dich den alleinigen, wahren Gott, sowie den Christos Jesus, welchen Du gesendet hast, zu erkennen. Ich habe dich verklärt, indem ich die mir zu Theil gewordene Aufgabe vollendete. Nun verkläre du mich, Vater, mit derselben Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war. Ich habe jenen, die du mir von der Welt übergeben hast, deinen Namen geoffenbaret. Sie waren die Deinen, und du hast sie mir gegeben: sie haben mein Wort behalten, und wissen nun, daß Alles, was ich habe, von dir ist. Sie haben die Worte, welche ich ihnen von dir überliefert habe, angenommen und glauben nun, daß ich von dir ausgegangen bin, und du mich

gesendet hast. Für sie bete ich, die du mir gegeben hast, die Deinen, nicht aber für die (ganze) Welt. Sie sind mein und daher auch Dein, und ich werde in ihnen auch verklärt werden. Bin ich dann nicht mehr in der Welt, sondern komme ich zu dir, während sie noch in der Welt bleiben, so erhalte sie, heiliger Vater, in der Erkenntniß deines Namens, damit sie wie wir (du und ich) Eins werden. Als ich bei ihnen in der Welt war, erhielt ich sie in deinem Namen. Ich habe, die du mir gegeben hast, bewahrt, und es ist von ihnen Keiner verloren, außer das verlorne Kind, damit die Schrift erfüllet würde. Nun aber komme ich zu dir," u. s. w. —

Wie hoch gehen die Wogen dieser hier ausgedrückten Gefühle, Wünsche und Hoffnungen! — Wie wenig entspricht ihnen die Geschichte! —

Dem aber, welcher sich bei Lesung dieser Stelle so wie des ganzen Evangeliums Johannis die Frage einfallen lassen will: „Was sollen mir diese geheimnißvollen Reden?" — antwortet die Schrift selbst: „Damit du glaubest, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und daß du durch diesen Glauben in seinem Namen das Leben erhaltest." —

Doch wie soll ich es zuwege bringen, daß ich glaube, ohne auch nur zu verstehen? —

„Am Tag erkennen das sind Possen,
Du glaube nur stets unverdrossen;
Des Frommen Herz zu forschen nicht begehrt:
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth." —

Betäuben kann sich der Mensch lassen um zu glauben, aber der ungetrübte Geist hat mit solchem Glauben nichts zu schaffen.

Lehren, welche den Menschen wahrhaft beseligen sollen, müssen klar und einfach sein: damit ist nicht zu viel begehrt. — Es gehört eine bedeutende Kraftentwickelung dazu, aus den Geheimnissen dieser Schrift einen praktischen Satz zu ziehen.

Die einfachste und klarste Mahnung, die am Ende aus allen Worten des Evangeliums nach Johannes mühsam hervorleuchtet, geht dahin:

„Daß wir uns stets erkennen im Zeichen Lieb' und Licht."

IV.

„Der Blick des Forschers fand nicht selten mehr, als er zu finden wünschte.“ —
(Lessings Nathan.)

Zu den Grundlagen des christlichen Urglaubens zählt man einige Briefe, die von Aposteln an Gemeinden und Personen geschrieben worden sein sollen: wir haben dieselben ebenfalls einer verständigen Prüfung zu unterwerfen. Wir werden finden, daß sie ganz andere Merkmale an sich tragen, als die einfachen, erhabenen Grundlehren der Evangelien.

Mit großer Sorgfalt pflegt man sie in ächte und unächte einzutheilen. Beide Arten haben wenigstens die Bedeutung, daß in ihnen die Zeugnisse über den Anfang des christlichen Glaubens zu finden sind. Ueber das Wieviel? und Wiewenig? solcher Zeugnisse ist jedoch die theologische Welt — nach 18 Hundert Jahren — noch nicht einig und klar geworden, Auch hier hält der Offenbarungsgeist die Gottesgelehrten in beständiger Thätigkeit, und läßt sie nicht zur Ruhe und zum Frieden kommen. —

Die größte, gewichtigste Bedeutung, welche man diesen Schriften und zwar den Aechten beilegt, besteht darin, daß in ihnen die Quelle allein seligmachender Religionslehren zu finden sei. Wenn das der Fall ist, dann muß man sich von ihnen auch wohl eine ganz andere Vorstellung, als von gewöhnlichen Briefen machen; ja, es werden die Anforderungen, welche man an sie stellt, desto strenger sein müssen, je höher die Achtung und Auszeichnung derselben steigt. —

„Es giebt aber, wie einmal ein Denker behauptete, in der Welt mehr Dinge zu sehen als zu hören, man sieht demnach wenig Wahrheit, und muß sie erst hören.“ Dieser Fall ist auch auf die Apostolischen Briefe anzuwenden. Was man aus ihnen eigentlich herauslesen soll, das muß man früher schon irgendwie predigen gehört haben, um es hier in der Schrift wieder zu finden. Darum eben sind sie da und lehren, die Diener des Wortes. — Daß sie dann in Allem Recht haben, was sie lehren, dafür zeugt die Schrift, und daß die Schrift so zeugt, wie sie sagen, dafür zeugen wieder sie. —

So hatte ja der Herr selbst gesprochen: „Wer euch hört, (euch Apostel!) der hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich, und in mir den, der mich gesendet hat.“ (Luk. 10, 16.) Das Eigenthümliche haben vorläufig die Briefe, an denen so sehr viel gelegen ist. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß der Leser in ihnen mehr findet, als er gesucht hat, wenn er sie einer genauen Untersuchung unterwirft.

Unter den sogenannten Paulinischen Briefen wird von vielen freisinnigen Theologen der an die Galatier für die älteste judenchristliche Urkunde (Abschrift, Uebersetzung,) gehalten. Trotz seiner Kürze wird er daher auch für uns die größte Bedeutung haben müssen. Nach 6, 11 zu urtheilen ist er von Paulus eigenhändig geschrieben worden, wenn auch nicht in Rom, wie eine in manchen Bibeln angefügte Endunterschrift sagt. —

Nach einer Art Segensspruch und Gebet drückt Paulus seine Verwunderung darüber aus, daß sich die von ihm gestiftete Gemeinde so schnell von der eigentlichen Lehre zu einer Andern gewendet habe. (Sendlinge von Jerusalem hatten nemlich im Auftrage des Petrus und Jakobus die Paulinische Gemeinde bearbeitet.) Es gebe jedoch kein anderes Evangelium (1. 6), als das ist, welches er gepredigt habe. „Verflucht sei, wer von dem Christos andere Lehren gibt, und wäre er ein Engel vom Himmel, und wären es wir selbst,“ (Paulus und seine Gehilfen.) — Er versichert, sein Evangelium keiner menschlichen Mittheilung, sondern nur der Offenbarung des Christos Jesus selbst zu verdanken. —

Was soll man da zu den Predigten und Lehren der Andern sagen? Keiner der Apostel predigte wie er; ihre Lehren müßten aber insoferne einen Vorzug haben, als sie aus dem mündlichen Unterricht des Meisters selbst und aus dem persönlichen Umgange mit ihm geschöpft waren. — In der That ist aber freilich das Christenthum, wie es sich später entwickelt hat, ein Paulinisches zu nennen trotz den eigentlichen Aposteln. —

„Ihr habt ja gehört — fährt er in seinem Schreiben weiter fort — wie ich früher dem jüdischen Glauben anhing, und die (neue) Gemeinde Gottes verfolgt, vernichtet habe. Ich übertraf als Eiferer für meinen Glauben viele der Stammgenossen. Als es aber Gott gefiel, seinen Sohn in mir zu offen-

baren, damit ich (außerhalb Palläſtina) unter Heiden sein Evangelium predige, setzte ich Alles bei Seite, und ging auch nicht erst nach Jerusalem (um mir etwa Vollmacht zu holen) zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern reiste in Arabien. Erst nach drei Jahren ging ich hin nach Jerusalem, um den Petrus zu schauen, blieb aber nur 15 Tage bei ihm." (Daß er da durch Nachgiebigkeit eine Vereinigung seiner und der Petrinischen Lehrweise zu ermöglichen versuchte, wie die Apost. Gesch. 9, 26. leicht, aber 16, 3. und 21, 18, stark andeutet, verschweigt er.) —

Der Brief spricht nun weiter von den Reisen seines Verfassers, welche er zum Zwecke der neuen Lehre machte, und wobei er vorzüglich wegen der jüdischen Beschneidung, deren Ueberflüssigkeit und Nutzlosigkeit er beständig predigte und behauptete, auf großen Wiederstand stieß. „Die Meinungen derer — erwiederte er aber auf die Apostel weisend — welche in Jerusalem weiland für angesehen galten, sind mir gleichgiltig; vor Gott gilt kein Ansehen der Person. Sie haben mich auch nichts gelehrt, (2, 6.) sondern als sie die Kraft erkannten, die mir gegeben war, willigten sie ein, daß ich mein Evangelium allein den Heiden, Petrus das Seine jedoch den Juden verkündige. Nur die Armenpflege sollte eine gemeinsame sein, was ich auch stets erfüllt habe." (2, 10.) —

„Als später einmal Petrus nach Antiochien kam, trat ich gegen ihn offen auf, weil man sich über ihn beklagt hatte. Bevor nemlich einige Freunde des (streng jüdischen) Jakobus anwesend waren, saß er (Petrus) mit Heiden zu Tische, und es heuchelten viele Juden mit ihm, selbst mein Begleiter Barnabas. Sobald aber Jene (die Strengen) eintraten, verließ er schnell seinen Platz, und that, als ob er mit Unbeschnittenen nichts zu schaffen haben möchte. Da ich solche Gleisnerei sah, sagte ich laut und vor der ganzen Gesellschaft zu Petrus „Wenn du, ein Jude, heidnisch lebst, (an heidnischen Gebräuchen Theil nimmst, ohne dein Gewissen zu verletzen), warum willst du die Heiden zwingen, nach jüdischen Vorschriften zu leben," (und sich beschneiden zu lassen)?

„Wenn ich das, was ich zerstört habe, selbst wiederum baue, so mache ich mich zum Uebertreter." — „Ich werfe die Gnade Gottes nicht weg; wenn durch das (altjüdische) Gesetz irgend eine Gerechtigkeit kommt, dann ist der Christos umsonst gestorben" u. s. w. —

Es muß dem streng christlich gesinnten Gläubigen, wenn er Derartiges liest, schmerzlich sein, zu sehen, wie die Jünger des Herrn mit einander im Kampfe standen; dem Prüfenden aber steigen gewaltige Fragen und Zweifel auf. Hier kann vielleicht eben noch zu guter Zeit das Wort des Erklärers beruhigend wirken.

Eine ziemlich schwer verständliche Auseinandersetzung der Ansicht, daß nicht die Befolgung des alten mosaischen Gesetzes, sondern nur einzig der neue Glaube an den Christos erlöse und beselige, folgt nun durch das 3. 4. und 5. Kapitel, wobei das rabbinisch gedeutelte, in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Beispiel von der freien und unfreien Frau Abrahams (s. Anmerkung S. 127) zur Anwendung kommt. Desto deutlicher sind Worte, wie (5, 13.): „Ihr seid zur Freiheit berufen, brauchet sie aber nicht zur Befriedigung sinnlicher Begierden, sondern zum Menschendienst, denn das ganze Gebot ist in dem Einen der Nächstenliebe enthalten.“ — „Das alte Gesetz bezieht sich (eben nur) auf die sinnlichen Begierden, ihr aber sollt geistig sein, und geistig leben: dann werdet ihr der Sinnlichkeit entgehen und der alten Verordnungen gar nicht bedürfen.“ (5, 16.) —

Das letzte Kapitel spricht endlich kurze Ermahnungen aus, die sich auf Sanftmuth, Duldsamkeit und Gutthätigkeit beziehen und zur allgemeineren Anwendung eignen. Der Schluß jedoch enthält die sonderbaren Worte: „Hinfort mache mir Niemand weiter Mühe, denn ich trage ohnehin schon die Wundmale des Herrn am Leibe.“ (6, 17.) —

Der Leser dieses Briefes muß sich sagen, daß der Inhalt desselben auf ihn mindestens einen ganz anderen, nicht so guten Eindruck übe, als z. B. die Predigten, welche dem Rabbi von Nazareth in den Evangelien nacherzählt werden.—

Der Inhalt der zwei Briefe an die Gemeinde zu Kolossa (in Phrygien) und an die zu Ephesus behandelt eine und dieselbe Sache: den Glauben an Christos.

„Danksaget dem Vater (Koloss. 1, 12.), der uns tüchtig gemacht hat, das heil. Licht zu erben, der uns von der Obrigkeit der Finsterniß errettet und in das Reich seines lieben Sohnes versetzt hat. — Dieser ist das Ebenbild des unsicht-

baren Gottes, der Erstgeborne vor allen Creaturen. Durch ihn ist Alles geschaffen im Himmel, auf Erden, Sichtbares, Unsichtbares, Throne und Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten. Es ist Alles durch ihn und in ihm geschaffen. Und er ist vor Allem und es besteht Alles in ihm u. s. w." —

„So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, (Ephes. 2, 19.) sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christos der Eckstein ist, auf dem der ganze Bau in einander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel im Geist" u. s. w. —

Was sind die Gleichnisse des Meisters, welche bei ihrer orientalischen Deutlichkeit dennoch schwer verständlich gewesen sein sollen, gegenüber dieser Paulinischen Sprachweise. Oder sollten die Uebersetzungen Schuld tragen? Dann werden es geschicktere Erklärer sein müssen, die den Laien die schwierigen Stellen verdeutlichen. Jedenfalls ist es also schlimm, daß der Leser etwas in Händen hat, was nur ein Anderer zu gebrauchen versteht. Und immer werden die einzelnen Beispiele die Behauptung bestätigen, daß hier „wenig zu sehen sei, und die eigentliche Wahrheit irgendwo erst gehört werden müsse." —

Verständlicher sind dagegen die sittlichen Mahnungen, wie z. B.:

(Ephes. 4, 25). „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, ein Jeder mit seinem Nächsten. — Zürnet nicht und laßt die Sonne über eurem Zorn nicht untergehen. — Wer gestohlen hat, stehle nicht wieder, sondern arbeite. — Lasset kein faules Geschwätz aus eurem Munde kommen, sondern nur was zur Besserung nützlich, nöthig ist, und sich holdselig anhören läßt." —

(Koloss. 2, 16). „Laßt euch von Niemanden im Gewissen ängstigen um des Essens und Trinkens, um der Feiertage und Sabbate willen. Das Alles ist nur der Schatten des Künftigen gewesen." Diese wichtige Mahnung scheint man in der Folge im entgegengesetzten Sinne aufgefaßt zu haben, wie so vieles Andere.

(— 3,18). „Ihr Weiber, seid euren Männern im Herrn unterthan wie es sich gebührt. Ihr Männer, liebet eure Weiber und seid gegen sie nicht bitter. Ihr Kinder, seid den Eltern in allen Dingen gehorsam, denn das gefällt dem Herrn. Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, damit sie nicht scheu werden.

Ihr Knechte, seid eurem leiblichen Herrn gehorsam in allen Dingen, nicht mit Augendienst und um Menschen zu gefallen, sondern aus Herzenseinfältigkeit und Gottesfurcht u. s. w.

Die zwei Briefe an eine Gemeinde in Korinth, einer griechischen, damals durch Reichthum und Bevölkerung angesehenen Stadt, wo (nach Ap. Gesch. 18, 3 und 11) Paulus längere Zeit als Teppichmacher in Arbeit gestanden und nebenbei das Bekehrungsgeschäft betrieben haben soll, bieten in ihrem eigenthümlichen Inhalte ebenfalls so Manches dar, was vielleicht der eine oder andere Leser eben auch ungerne finden dürfte. So sagt z. B. der Erste dieser Briefe:

(1, 14.): „Ich danke Gott, daß ich Niemanden unter euch getauft habe, mit Ausnahme des Crispus und Gajus, damit man nicht sagen möge, ich hätte auf meinen Namen getauft. Zwar habe ich auch noch das Hausgesinde des Stephanna getauft, aber ich erinnere mich nicht, noch etliche Andere getauft zu haben. Christos hat mich gar nicht gesendet, zu taufen, sondern zu predigen und zwar nicht mit klugen Worten.“ —

„Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, um die Weisen zu Schanden zu machen; was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, um die Starken zu Schanden zu machen.“ (1, 27.) —

„Und mein Wort, meine Predigt, war nicht eine vernünftige Rede nach menschlicher Weisheit, sondern ein Ausdruck des Geistes und der Kraft, damit euer Glaube eben nur auf Gottes Kraft beruhe und nicht etwa auf menschlicher Weisheit.“ — „Wir reden von der heimlichen, verborgenen Gottesweisheit, die Gott schon vor der Welt angeordnet hat.“ (2, 4.)

„Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, ihm ist das eine Thorheit.“ (2, 14). —

„Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und sein Geist in euch wohnt? Dieser Tempel Gottes ist heilig. Aber Niemand betrüge sich selbst. Wer unter euch sich weise zu sein dünket, der werde ein Narr in dieser Welt, um dann erst weise zu werden.“ (3, 16.) —

Der Brief giebt nemlich zu verstehen, daß man des Apostels Lehrvorträge in Corinth getadelt, und Partheien in der

Gemeinde gebildet habe. Dagegen wollen nun seine ersten vier Kapitel ankämpfen, Die Folge eifert dann erst gegen die einreißende Unzucht unter diesen ersten Christen, gegen den alten Sauerteig, und vorzüglich gegen das unbefugte gerichtliche Zanken. „Euch zur Schande muß ich sagen, daß ihr gerade die Verächtlichsten in der Gemeinde zu Richtern wählt. (6, 4) Es ist schon an sich ein Fehler, daß ihr mit einander Prozesse führt; warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht thun, euch nicht lieber bevortheilen, anstatt es selbst zu thun?" (6, 7) —

Sonderbar sind die im 7. Kap. ausgesprochenen Ansichten über Ehrwürdigkeit der Ehe. „Auf das, was ihr mir geschrieben habt, antworte ich: Es ist dem Menschen gut, wenn er gar kein Weib berührt. Nur um der — Unkeuschheit willen habe jeder Mann sein eigenes Weib, jedes Weib ihren eigenen Mann. Ich wollte aber lieber, ein Jeder wäre, wie ich bin." („Habe ich nicht auch Macht eine Schwester als Weib mit umher zu führen, wie die andern Apostel, die Brüder des Herrn und Petrus?" 9, 5.) „Aber ein Jeglicher hat seine Gabe von Gott, (ehelos sein zu können oder nicht). Den Wittwen und Ledigen sage ich, daß es besser sei, sie bleiben wie ich. Wenn sie aber nicht können, so mögen sie heirathen; sie thun wohl daran, aber wer es unterläßt, thut besser" u. s. w. —

Noch sonderbarer und dabei geheimnißvoll klingen Glaubenslehren, wie Folgende (10, 1): „Ich will es euch, lieben Brüder! nicht verhehlen, daß unsere Väter Alle unter der Wolke gewesen, und durch das Meer gegangen sind. Sie Alle sind dadurch unter Mose getauft worden durch Wolke und Meer, und haben mit einander einen geistigen Trank getrunken; sie tranken von dem geistlichen Felsen, der ihnen folgte und das war der Christos." —

Dieser Glaubensansicht gemäß müßten — nach der ersten, natürlichen Auffassung des Lesers — die Israeliten schon seit Moses Zeiten eigentlich Christen u. z. geistig getaufte Christen gewesen sein. Oder waren vielleicht die späteren Christen nur wenig mehr als Israeliten in der Wüste? — Doch welche Fragen! —

Weiter behauptet dieser bedeutungsvolle Brief (11, 4): „Wenn ein Mann mit bedecktem Haupte betet oder weissaget, so schändet er sein Haupt; wenn dagegen ein Weib mit unbedecktem Haupte betet oder weissaget, so schändet es das Haupt; es ist ebenso, als wäre es beschoren." — Wie löst sich aber

diese große Frage? — (11, 7): „Der Mann soll darum das Haupt nicht bedecken, sintemal er Gottes Bild und Ehre ist, das Weib aber ist (wohl weder Gottes Bild noch Ehre, sondern nur) des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne; er ist nicht um ihrer, sondern sie um seiner willen geschaffen; darum soll sie — gegen die (bösen) Engel eine Macht auf dem Kopfe haben.“ —

Wie leicht ist hiermit eine große naturwissentschaftliche Frage zur Entscheidung gebracht! Schade, daß sich durchaus nicht ermitteln läßt, ob der Christos Jesus dieselben Ansichten über die Würde des Frauengeschlechtes gepredigt habe. Wer indessen dem Glauben lebt, daß dem Paulus die Offenbarung wirklich von Christos selbst zu Theil geworden ist, darf daran nicht zweifeln. Dann muß aber vielleicht auch von diesem Ausspruche gelten, was die Evangelien über Jesus Lehren sagen, „Himmel und Erde würden vergehen, aber keines seiner Worte.“ —

Das 13. Kapitel dieses Briefes bricht plötzlich vom Glauben, seiner ausschließlichen Nothwendigkeit und wunderbaren Eigenschaft ab, und empfiehlt über Alles: die Liebe. „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Wenn ich weissagen könnte, alle Geheimnisse wüßte, und soviel Glauben hätte, um damit Berge versetzen zu können, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich all mein Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, hätte aber die Liebe nicht, so wäre mir Alles nichts nütze u. s. w.“ —

Um im Stande zu sein, diese Offenbarung der Liebe in Verbindung mit der über den allein seligmachenden Glauben vollkommen zu verstehen, bedarf man jedenfalls noch einer zweiten — Offenbarung. Woher soll sie kommen? Vom eigenen Geiste nicht, denn „Gottes Kraft beruht nicht auf menschlicher Weisheit, und der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.“ — Auch findet sich in demselben Briefe (14, 28) folgender Befehl: „Ist Einer kein Ausleger, so schweige er vor der Gemeinde; er mag für sich im Stillen (denkend) reden und vor Gott. Aber öffentlich sollen nur die (eigentlichen) Weissager reden, ihrer zwei oder drei; alle Andern sollen darüber nur für sich urtheilen.“ —

Die eigentlichen Ausleger werden aber selber auch Geduld und Nachsicht üben müssen, wenn innere Unrichtigkeiten einer oder der andern Briefstelle vorkommen, wie z. B. die Stelle 15, 36. Es wird darin die künftige Auferstehung des menschlichen Körpers durch ein Beispiel aus der Natur nachgewiesen und gesagt: Du Narr! was du aussäest, wird nicht lebendig, es sterbe denn zuvor". Für den ersten Anblick sieht dieser Satz so schlagend, so überzeugend aus, wie nicht leicht ein Anderer, ist aber dennoch — wenigstens ohne gehörige Nachsicht — ganz unrichtig. Ein etwas strenger Beurtheiler unserer Zeit erlaubte sich zu diesem Ausspruche folgende Bemerkung: „Darauf könnte man mit denselben Worten erwiedern und sagen: Du Narr! — was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn zuvor nicht; denn das Korn, welches im Erdboden stirbt, wächst niemals und kann nicht wachsen. Nur die lebendigen Körner erzeugen die nächste Ernte Das Bild ist in keiner Hinsicht passend. Der Uebergang eines Thieres aus einem Zustande in einen Andern, wie aus dem einer Raupe in den des Schmetterlings wäre hier besser anwendbar, als die Verwandlung eines Korns". —

Eines nur scheint dieser nicht rechtgläubige Leser unbeachtet gelassen zu haben, daß es sich hier vielleicht wohl um ein Geheimniß handle. Wo ein solches vorhanden ist, da lösen sich alle innern und äußern Wiedersprüche. —

Es sagt der Brief (15, 21): „Sehet, ich sage euch da ein Geheimniß. Wir werden nicht Alle entschlafen, aber Alle werden verwandelt werden, und zwar plötzlich, in einem Augenblicke, zur Zeit der letzten Posaune. Wenn die erschallen wird, dann werden die Todten unverweslich wieder auferstehen, und wir werden verwandelt werden. Das Verwesliche muß dann Unverweslichkeit an sich nehmen, das Sterbliche Unsterblichkeit. So wird erfüllt werden, was geschrieben steht (Jsai 25, 8): Der Tod ist verschlungen in den Sieg," u. s. w. —

Es wird Niemand behaupten, daß zu diesem Glaubenssatze jenes geheimnißvolle Gleichniß vom abgestorbenen Saamenkorn nicht passe. Wie nothwendig es aber sei, daß die Offenbarung erklärt werde, und daß dies recht und nicht etwa mit „menschlicher Weisheit" geschehe, wird und muß ein jeder Leser der heiligen Briefe bald finden.

Ob ein Apostel oder wer sonst alle die mit Namen versehenen heil. Briefe verfaßt habe, und wie viel daran ächt oder unächt sei, zu ermitteln, ist eine Aufgabe der Schriftgelehrten, die jener Arbeit gleich kommt, welche in der griechischheidnischen Religionslehre dem Sisyphus zugeurtheilt war. Dieser weise und thätige Fürst mußte in der Unterwelt — zur Strafe seines irdischen Lebens — einen großen Stein auf die Spitze eines hohen Berges wälzen; nahe am Ziele entgleitete die schwere Last seinen Händen immer wieder, um den Berg hinunter zu rollen, so daß der Unglückliche seine Arbeit stets von Neuem beginnen mußte. —

Ebenso arbeitet die Theologie schon seit langen Jahrhunderten an der Feststellung dessen, was die Offenbarung des Christos eigentlich ausmache. —

Neben dieser Aufgabe liegen aber noch manche andere hochwichtige Fragen ungelöst vor, als z. B. Wenn die heiligen Schriften des Christenthums, wie die Apostolischen Briefe, die einzige Quelle sind, aus der die Lehre vom Menschenheil zu schöpfen ist: was und wieviel enthalten sie wirklich? — Wie viel ist durch Auslegekunst hineingetragen worden, um dann wieder herausgeschöpft zu werden? Sind diese schriftlichen Offenbarungen für alle Menschen, für alle Zeiten abgefaßt, oder sind sie, den egyptischen Hieroglyphen (Priesterschriften) gleich nur für den Eingeweihten, Gelehrten, Begnadeten? Und vor Allem: Enthalten sie nur Wahrheiten? einzige und alleinige Wahrheiten, die so schlagend sind, daß ein anderer religiöser oder sittlicher Satz neben ihnen gar nicht bestehen kann? Sind diese Wahrheiten so ausgemacht, daß zu ihrer Begründung von keiner Seite mehr Zugaben, Erklärungen, Beweise, Offenbarungen nöthig sind? u. s. w.

Auf der Hochschule des Zankes wurden schon seit Jahrhunderten alle derartigen Fragen umständlichst beantwortet, so daß es müssig erscheint, darüber nachfragen zu wollen. Ja, es ist schon bisher weit mehr erwiedert worden, als nur irgendwie zu fragen möglich war. — Sonst pflegt Ein Narr mehr zu fragen, als hundert Weise beantworten können. Hier beantwortete in der Regel Ein Schriftgelehrter mehr, als tausend Vernünftige fragten. Der Reichthum an Offenbarung war im Munde derer, welche sie verkündigten, von jeher unbeschreiblich groß. Es ist wirklich Sünde, noch zu fragen. Doch der denkende Mensch pflegt nichts destoweniger den Weg

der Schriftgelehrten zu verlassen, und das heilige Buch in der Hand seinen eigenen Weg zu verfolgen. Die christliche Glaubensgeschichte weiset ihm vergeblich nach, daß dieser eigene Weg ohne Führer nicht nur sehr beschwerlich sei, sondern auch Den und Jenen, wo nicht auf Abwege, so doch wenigstens auf schwindelnde Höhen geleitet habe, während Jene, welche von Gottbegeisterten Führern geleitet wurden, ruhig einen ebenen Pfad wandelten, und sicher zum Ziele gelangten. Aber was hilft es. Die Denker unter den Menschen lassen sich nicht bekehren.

Wer übrigens die Lehrbriefe des Urchristenthums selbstständig liest, der kann die sonderbare Erfahrung machen, daß es dem Gläubigen leichter sein müsse, auf den Berg Sinai zu steigen, als von demselben wieder herunter zu kommen, oder daß es leichter sei, sich einen Glauben einreden zu lassen, als denselben auch zu verstehen oder wohl gar zu erweisen.

Das geschriebene Wort führte auch in der That nur selten einen Gläubigen in alle Wahrheit ein; das vollbrachte stets die Redekunst. —

Das mag wohl auch einer der vielen Gründe sein, daß die Führer der einen Glaubensrichtung geraume Zeit hindurch ihren Angehörigen — „in Kraft der ihr von Gott verliehenen Gewalt" — geradezu verboten haben, in den heiligen Schriften selbstständig zu lesen. Sie sollten sich dafür an das lebendige Wort des „unfehlbaren" Lehrers und Erklärers allein halten. —

Wenn dagegen wieder die Führer einer andern Richtung den Ihrigen in wahrhaft verschwenderischer Freigebigkeit die heiligen Schriften selbst einhändigten, und sich soger bemühten, es soweit zu bringen, daß wo möglich jeder Sterbliche darin lese: so geschah es in der sicheren Voraussetzung, daß immer auch „die Diener des Wortes" dem Buche nahe genug stehen würden" um den Leser von der schwindelnden Höhe der Ueberlegung in das friedliche Thal des Glaubens sicher und auf dem kürzesten Wege hinabzugeleiten. —

In jedem dieser Fälle ist eine große Fürsorge für die unwissende und unbehilfliche Menschheit zu erkennen.

Uebrigens mögen die angeführten Briefstellen genügen. Wir wollen keinem Freunde vernunftgemäßer Bildung zumuthen, die heiligen Briefe vollständig durchzulesen, denn in Wahrheit ist keine der h. Schriften so langweilig, ermüdend, un-

verständlich und verwirrend, als jeder dieser Briefe. Der Forscher wird es nicht leugnen, der Gläubige nicht wissen. —

Eine jede neue Lehre gewinnt Freunde und Anhänger, erweckt sich Gegner.

Die neue Lehre von Christos Jesus kündigte sich in den alt christlichen Urkunden selbst als eine Religion der Zwietracht an. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert" — so ließ man den Reformator sprechen. „Der Sohn wird sich, in Folge des neuen Glaubens, gegen den Vater, die Tochter gegen ihre Mutter auflehnen, und des Menschen allerschlimmste Gegner werden seine Hausgenossen sein." — „Ich gebe euch meinen Frieden, aber nur euch, meinen Jüngern, und meinen Frieden, der nicht ist, wie ihn die Welt giebt." —

Diese Worte trafen aber immer und überall zu, wo eine neue Glaubenslehre gepredigt wurde. Neuerungen haben überhaupt und von jeher Uneinigkeiten erzeugt, besonders wenn es sich darum handelte, den Menschen ihrer Lieblinge Einen — Vortheil oder Vorurtheil — zu bekämpfen.

Die Reformation des Judenthums gebot Beide zugleich zu entfernen und zwar einzig und allein im guten Glauben an den Ausspruch des Christos Jesus.

Wenn die Wissenschaft einmal irgend einen vollständig ausgemachten Satz der Wahrheit entdeckt und zur Annahme aufgestellt hat: so pflegt es immer noch eine Zeit des Kampfes mit Dummheit und Selbstsucht zu kosten, ehe die Wahrheit siegt und Friede wird. So ging es z. B. mit der, alle Naturkenntnisse umwälzenden Erfahrung, daß die Erde, eine Kugel, sich um sich selber und um die Sonne drehe. — Wenn aber der Glaube einen Satz aufstellt, und seine Annahme wohl gar gebieterisch verlangt: dann entsteht ein viel größerer Kampf, der nicht endigt. Selbst die Partheien des Glaubens können nie Eines Glaubens werden, ebenso wenig als sich Verständigkeit und Dummheit, Uneigennützigkeit und Selbstsucht, Güte und Bosheit mit einander vertragen.

Das war und blieb bei der Reformation des Judenthums auch der Fall. Die ersten Spuren davon findet man — gewiß unerwünscht, in den christlichen Religionsurkunden selbst. Und

wenn sie auch Begebenheiten erzählen, deren geschichtliche Richtigkeit sich nicht verbürgen läßt, so sind sie doch ein sicheres Zeugniß der einstigen und ursprünglichen Glaubensspaltung.

Schon der gläubige Gebrauch machte sie zu Zeichen trauriger Uneinigkeit. Den heiligen Nachrichten gemäß waren die Christianer der ersten Jahrhunderte vorzüglich in zwei Partheien gespalten. Von ihnen wollte die Eine das alte Judenthum mit seinem Gesetze, Tempeldienste und Beschneidungsgebrauche auch in der neuen Lehre beibehalten wissen; die Andere dagegen bestand darauf, daß durch den neuen Glauben das mosaische Gesetz und seine Erfüllung sammt den alten Gebräuchen überflüssig geworden sei. Die Erstere nannte sich nach Petrus, die Andere nach Paulus; eine schloß die Andere aus (exkommunizirt); eine Jede hatte Recht, und war im Besitze von Schriften, welche dasselbe verlangten. So trägt z. B. der bekannte Brief Jakobus Petrinische, der Brief an die Hebräer Paulinische Kampfzeichen. Während nemlich Jener (in Jakob 2, 20—26) den Menschen geradezu thöricht nennt, welcher meint, der Glaube ohne die Werke des Mosaischen Gesetzes sei unnütz (todt), und als Beispiele den Abraham und das Freudenmädchen Rahab anführt: behauptet dieser das Gegentheil (Hebr. 11, 1 — 40), wobei er sich nicht nur auf Abraham und jene Rahab (Josua 2, 18.) sondern noch auf ein Dutzend und mehr anderer Persönlichkeiten berufen zu können glaubt.

Hierher gehört auch die sogenannte Apostelgeschichte, („Thaten der Apostel" betitelt), die für eine Fortsetzung jenes an Theophil geschriebenen Evangeliums Lukas angesehen wird, und in mancherlei Erzählungen die zwei Persönlichkeiten Petrus und Paulus hervorhebt und zwar so, daß sich der erste Theil (2 bis 12) vorzugsweise mit Petrus, der zweite jedoch (13. bis 28. Kap.) mit Paulus beschäftigt. Man glaubt, diese doppelten Nachrichten seien zu einem Ganzen vereinigt worden, um als Vermittlung zwischen den zwei Partheien zu dienen. Es mag sein. Wenn man indessen den Inhalt etwas genauer durchforscht, so findet man zwar, daß Petrus im Ganzen mehr gerühmt wird, als Paulus, was eben nicht so sehr viel auf sich hätte, aber auch, daß die Parteien nicht schlimme Mittel scheuten, um einander zu besiegen. Der Blick eines unbefangenen Lesers findet in dieser Schrift sogar Schilderungen, die dem Heidenapostel, wenn sie wahr und nicht eine

Erfindung seiner hämischen Gegner gewesen wären, niemals zur Zierde gereichen könnten. So erzählt diese Apostelgeschichte (21, 18): „Paulus kam nach Jerusalem und nahm da bei Jakobus, „dem Bruder des Herrn" an einer Versammlung der Aeltesten Theil, wobei ihm verschiedene Gegenvorstellungen gemacht worden sind. „Die Judenchristen Jerusalems, Alle Eiferer für das alte Gesetz, haben erfahren, daß du entgegengesetzte Glaubensansichten predigest, als, man müsse vom Mosaischen Gesetze ganz ablassen, keine Beschneidung mehr vornehmen, u. dgl. m. Was ist nun zu thun? Es muß eine Gemeindeversammlung gehalten werden, worin deine Anwesenheit nicht verschwiegen werden kann. Wir geben dir daher einen Rath. Es sind hier vier Männer, die ein Gelübde nach den Formen des alten Gesetzes zu erfüllen haben. Schließe dich ihnen an, und unterziehe dich der alt herkömmlichen Reinigung, bescheere mit ihnen dein Haupt (und thue so, als ob du noch immer das Gesetz hieltest), damit die Leute sehen, es sei nicht wahr, was von dir berichtet worden ist. Paulus ist schwach genug, diesem Rathschlag der Aeltesten zu folgen und seine sonst mit großem Geräusch ausgesprochenen Glaubensmeinungen bei Seite zu setzen. — Schon früher soll er anderswo (16, 3.) aus Rücksicht für diese eifernde Parthei der Judenchristen seine Grundsätze verleugnet, und seinen Gefährten Timotheus, dessen Vater ein Heide gewesen war, eigenhändig beschnitten haben. — Er trat also ganz aus dem sicheren Geleise, um dem zweideutig guten Rathe zu folgen, erreichte aber nicht die Absicht seiner Verstellung, sondern das Gegentheil.

Es ging unter den Leuten ferner das Gerede, daß er, ein Ketzer, Irrlehrer, Betrüger und Einschleicher ins Apostelamt sei, der „nicht einmal Christum im Fleische gesehen" habe, daß er sich nur deshalb habe beschneiden lassen, um die Tochter des jüdischen Hohenpriesters zur Frau zu erhalten, und weil ihm dies nicht gelungen, gegen die Beschneidung und das ganze Mosaische Gesetz aufgetreten sei. Aus seinem spätern Verhalten gegen die Führer der Partei könnte der Verdacht hervorgehen, daß diese an solchen üblen Nachreden irgend einen Theil gehabt haben müßten. Genug, sieben Tage der vorgeschriebenen Reinigung (21, 27) waren eben glücklich vollbracht, als die Gemeinde — angeblich durch auswärtige Juden, die ihn im Tempel sahen — gegen ihn aufgeregt wurde, so daß sie sich thätlich an ihm vergriff, ihn zum Tempel hinausstieß, und so-

gar tödten wollte, woran sie jedoch durch das Einschreiten römischer Behörden verhindert wurde. —

Vor den hohen Rath der Juden gebracht, und daselbst mit Schlägen bedroht, bloß weil er in ganz kurzen Worten (23, 1) versichert, „sein Lebenswandel sei gewissenhaft und rein,“ fährt er heftig gegen den Hohenpriester auf, und bedient sich gegen ihn eines Fluch- und Schimpfwortes, indem er sagt (23, 3); „Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand!“ — Er denkt nicht an den Meister, welcher lehrt: „Wenn dich einer auf die rechte Backe schlägt, reiche ihm auch die linke geduldig hin.“ —*)

(23, 4.) „Die aber umherstanden, sprachen: Darfst du (in gesetzwidriger Weise) den Hohenpriester schelten?“ — Worauf denn Paulus sein Wort zurücknimmt und vorgiebt, den Hohenpriester gar nicht gekannt zu haben. „Ich wußte nicht, lieben Brüder, daß es der Hohepriester ist. Allerdings steht geschrieben: Du sollst den Obrigkeiten deines Volkes nicht fluchen.“ — Doch eben die Anrede (23, 3.): „Du sitzest und richtest mich“ könnte beweisen, daß er gar wohl gewußt habe, wen er vor sich habe. —

Gleich darauf wird weiter erzählt, wie sich Paulus vor dem Gerichte in schlauer Weise heraus zu helfen suchte, den eigentlichen Anklagepunkt verdrehte, und die Glaubensansichten, die er in seinen Briefen kund giebt, ganz und gar vergaß. Er bemerkt nemlich, daß im Rathe Pharisäer und Sadduzäer sitzen, die sich vorzüglich wegen dem Glauben an die Auferstehung befeinden. Schnell spielt er die Frage auf das Feld des Partheigezänkes und ruft (23, 6.): „Ihr Männer, lieben Brüder! Ich bin ein Pharisäer, und eines Pharisäers Sohn. Ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferstehung willen.“ Da er das sagt, entsteht eine große Bewegung und Spaltung unter seinen Richtern. Das Ende ist, daß die Pharisäer (an dem Pharisäer) nichts Arges finden (23, 9), ja sogar die Vermuthung aussprechen, ein Geist oder ein Engel habe mit ihm geredet, weßhalb sie „mit Gott“ nicht streiten könnten. —

---

*) Ebenso wenig entsprechend ist z. B. das Gebet desselben Apostels (2. Timoth. 4, 14.): „Alexander, der Schmid, hat mir viel Böses erwiesen, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken.“ —

Diese und viele ähnliche Stellen werfen auf die Parteiungen ein eben so trübes Licht, als auf die — Verfasser der Schrift selbst. Welcher Zeit sie auch angehören mag, immer ist sie ein Zeichen, wie viel die ersten Christen auf den Glauben ihrer Väter und dem gegenüber auf Recht und Sittlichkeit hielten. War es mit dem Erzählen richtig, und wollte man den Paulus damit rühmen: so zeugte das eben von schlimmen Grundsätzen, ähnlich jenen, welche sagen, alles sei Recht „was zur größeren Ehre Gottes geschehe.“ Waren aber die angeführten Charakterzüge nicht wahr, und erzählte man dieselben nur, um den regsamen Heidenapostel herabzusetzen, die Petrinische Partei aber zu erheben: so verletzte man das erste Gebot der neuen Religion. Dadurch, daß die ersten Gemeinden diese Schrift für heilig achteten, vorlasen und ausdeuteten, hielten sie beständig ein Benehmen vor Augen, das eines rechtlichen Manes minstestens unwerth und durch keinen Religionssatz zu entschuldigen ist. Der Leser wünscht, daß der Charakter eines Mannes, wie Paulus, ganz makellos sei.

Endlich ist es noch die Schrift „Offenbarung Johannis, welche dem Forscher nach urchristlichen Wahrheiten eine Ueberraschung — freilich ganz anderer Art — bereitet. Er findet darin Mittheilungen wie z. B. Folgende:

(1, 12.): „Ich, Johannes, wendete mich nach der Stimme um, die mit mir redete, und sah sieben Leuchter. Darunter war Jemand wie ein Menschensohn, angethan mit Kittel und goldenen Gürtel. Haupt und Haare waren weiß, wie Wolle, wie Schnee, die Augen wie Feuerflammen, die Füße wie im Ofen glühendes Messing, die Stimme, wie großen Wassers Gebrause. In seiner Rechten hielt er sieben Sterne, aus dem Munde ging ihm ein scharfes, zweischneidiges Schwert, das Antlitz leuchtete der Sonne gleich. Als ich ihn sah, fiel ich wie todt zu seinen Füßen, er aber legte die Hand auf mich, und sprach zu mir: Fürchte dich nicht; ich bin der Erste und Letzte, (das A und O) bin der Lebendige; ich war todt und bin (dennoch) lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit; ich bin im Besitze der Höllen und Todesschlüssel. Schreibe, was du gesehen hast, was da ist, und was noch geschehen soll“ u. s. w.

(2, 18) bezeichnet man den geheimnißvollen Jemand,

als „den Sohn Gottes, der Augen hat wie Feuerflammen, und dessen Füße dem Messing gleichen.“ —

Wer aber die schlichten Glaubens- und Sittenlehren der Evangelien gelesen hat, und dann gleich darauf dieses geheimnißvolle Buch aufschlägt, muß fühlen, daß sich die Thätigkeit seiner Denkkräfte auf ein ganz anderes Feld zu begeben habe. Die Einbildungskraft hat aufzutreten und zu lesen. (4, 1): „Ich sahe im Himmel eine Thüre sich aufthun, und jene Stimme, die ich wie eine Posaune zu mir (schon einmal) habe reden gehört, sprach: Komm, ich will dir zeigen, was geschehen wird. Alsobald war ich im Geiste.“

„Es war im Himmel ein Stuhl niedergesetzt, worauf dann Einer saß, anzusehen wie die Steine Jaspis und Sardis; den Stuhl umgab ein Regenbogen, der sich wie Smaragd ansah. Um diesen Stuhl saßen auf 24 Sitzen ebenso viele weißgekleidete, mit goldenen Kronen bedeckte Aelteste. Vom Hauptstuhle gingen Blitze, Donner und Stimmen aus, und sieben Feuerfackeln, die 7 Geister Gottes bedeutend, brannten davor. Ein gläsernes Meer, dem Crystalle gleich, wie auch vier allseitig mit Augen bedeckte Thiere umgaben denselben. Eines von ihnen glich dem Löwen, das Andere einem Kalbe, das Dritte dem Adler und das vierte hatte ein Gesicht wie der Mensch. Jedes [derselben] hatte 6 Flügel, die mit Augen besäet waren. Und die Thiere hatten Tag und Nacht nicht Ruhe, sondern sprachen: Heilig, heilig“ u. s. w. —

Vielleicht ahnt der Leser, wohin er gerathen soll — in die Träumereien der Rabbinen, (5, 1): „In der Hand dessen, der auf dem Stuhle saß, bemerkte ich ein in- und auswendig beschriebenes, siebenfach versiegeltes Buch. Ein starker Engel predigte mit gewaltiger Stimme: Wer ist würdig, das Buch zu entsiegeln und zu öffnen? Es fand sich aber Niemand, weder im Himmel noch auf der Erde, noch auch unter der Erde. Das rührte mich zu Thränen. Doch einer der Aeltesten sagte mir: Weine nicht, denn sieh, der Löwe vom Geschlechte Juda, vom Stamme David, hat es vollbracht, das Buch zu öffnen. Und ich sah (diesen Löwen) ein erwürgtes Lamm mit sieben Hörnern und sieben Augen; das kam, erfaßte das Buch,“ u. s. w. —

(10, 1): Ich sah einen andern Engel vom Himmel herabkommen, mit einer Wolke bekleidet, auf dem Haupte einen Regenbogen, das Antlitz wie Sonnenlicht, die Füße wie Feuer-

säulen. Er setzte den rechten Fuß auf's Meer, den linken auf's Land, und schrie, wie ein Löwe brüllt, während sieben Donner mit ihren Stimmen ihn begleiteten. Ich wollte, was diese sieben Donner redeten, auch aufschreiben, aber es wurde mir untersagt. Jener Engel aber, die Hand emporstreckend, that einen Schwur bei dem ewig lebendigen Schöpfer Himmels und der Erde, daß von nun an keine Zeit mehr sein solle." — „Ich ging hin zu dem Engel und sagte: Gieb mir das Büchlein, worauf er antwortete: Nimm es hin und verschlinge es; im Bauche wird es dich zwar grimmen, aber im Munde honigsüß sein," u. s. w.

Sollte der einsame Forscher noch zweifelhaft sein, und seinem Blicke nicht trauen, so wird ihn die folgende Stelle zurecht weisen müssen.

(13, 18): „Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers, es ist eines Menschen Zahl, sechs hundert sechs und sechzig." (S. 82). —

Der Schluß dieses heiligen Schriftwerkes lautet:
(22, 1): „Der Engel zeigte mir einen klaren Strom lebendigen Wassers, der vom Stuhle Gottes und des Lammes ausging. Mitten auf ihrer Gasse und auf beiden Seiten des Stromes stand Holz des Lebens, das monatlich zwölferlei Frucht brachte, und dessen Blätter den Heiden zur Gesundheit dienten. Nichts mit dem Bannfluch Beladenes wird (von nun an) da sein, denn Gottes und des Lammes Stuhl ist darinnen; seine Knechte werden ihm dienen und sein Angesicht sehen. Sein Name wird an ihrer Stirne prangen. Nacht wird es nicht geben, und einer Leuchte oder des Sonnenlichtes wird man nicht bedürfen; Gott selbst wird sie beleuchten und regieren in Ewigkeit. — Und er sprach zu mir: Diese Worte sind gewiß und wahrhaftig. Gott, der heiligen Propheten Herr, hat seinen Engel gesendet, seinen Dienern zu zeigen, was bald geschehen wird. Siehe ich komme bald. Selig, wer fest hält die Worte dieser Weissagung." — „Ich bin das A und O, Anfang und Ende, der Erste und Letzte. Selig sind, die seine Gebote halten, am Holze des Lebens wird ihre Kraft sein, und sie werden in die (heilige) Stadt zu den Thoren eingehen. Draußen aber bleiben die Hunde und Zauberer, die Unkeuschen und Todtschläger, die Abgöttischen und alle Lügner." u. s. w. —

M. Luther schreibt (in seiner Vorrede zu dieser Offenbarung), „es möchte Jedermann davon halten, was ihm sein

Geist eingiebt; der Seine könne sich in dieses Buch nicht schicken und er wolle lieber bei den Büchern allein bleiben, die ihm Christum hell und rein dargeben." — Dieser Ausspruch trifft die Sache auf der rechten Stelle: Nicht darum handelt es sich, was diese Schrift ursprünglich war, ein Ausdruck jüdischer Messiashoffnungen, sondern darum, was sie dem Christen noch sein kann. —

Der Blick des Forschers findet hier mehr, als er zu finden wünschte, nemlich: Ueberflüssiges, Veraltetes, Unbrauchbares.

V.

„Ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? — Es hat mich oft
Geärgert, hat Thränen g'nug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war."
(Lessing.)

„Das Christenthum hat sich aus der Hülle des Judenthums heraus und zur Freiheit und Selbstständigkeit entwickelt, die Formen abgestreift, in denen es aufgekeimt war, und die zuerst den neuen Geist verhüllt hatten, bis er sie mit der ihm inwohnenden Macht durchbrach." — So urtheilte noch vor Kurzem ein denkender Kirchengeschichtschreiber*), so hatten Viele vor ihm geurtheilt, und dennoch befremdet es manchen Gläubigen, thut ihm vielleicht wehe, denselben Gedanken, nur kürzer, aussprechen zu hören, nemlich etwa so: Das Christenthum war ursprünglich nichts Anderes, als ein umgestaltetes (reformirtes) Judenthum.

Merkwürdiger Weise findet sich die Bestätigung davon in den geheiligten Schriftstücken der Bibel selbst. Einer der Briefe (an die Hebräer) sagt sogar ausdrücklich und erklärt um-

---

*) Neander. Allgem. Gesch. der christl. Religion.

schweifig, wie der neue Glaube nicht nur mit dem jüdischen Alten innig zusammenhänge, sondern auch dieser jenen erzeugt habe; wie das Opfer- und Priesterthum nur deshalb und auf eine gewisse Zeit vorgeschrieben worden sei, damit das israelitische Volk zum neuen, geistigen Gottesdienste, wie über eine Brücke, hinübergeleitet werde, u. s. w.

Dieser Brief allein muß auch zeigen, daß sich die ersten Christen ihres Glaubensursprungs recht wohl bewußt waren, und den Werth ihrer Reformation nicht höher anschlugen, als er stand. Ihre Lehrer und Schriftforscher haben daher die neuen Satzungen und Vorschriften nie anders, als in Verbindung mit den Alten aufgestellt, so daß die gesammte Christenlehre aus zwei Testamenten, (Zeugnissen), bestand, die einander beständig erklärten. —

Demgemäß enthalten auch die heil. Schriften der ersten christlichen Jahrhunderte Glaubensansichten und Sittenlehren, die man sowohl ihrem Inhalte, als Ursprunge nach abtheilen könnte in solche, die den altrabbinischen Lehrsätzen unverändert entnommen wurden, wie z. B. die Vorstellungen von Schöpfung und Welt, von Engeln, Auferstehung, Weltgericht, die Lehren von Sünde, Lohn und Strafe, Almosen, Buße, Fasten u. A.

Dann solche, die als verändert, verbessert, oder erweitert erscheinen, wie z. B. die Vorstellungen von Gott, seiner Persönlichkeit, seinen Eigenschaften, seiner Regierung, das Bewußtsein menschlicher Würde und Schwäche, die Moral der Nächsten- und Feindesliebe, der Ehe und Ehelosigkeit u. s. w.

Endlich solche, die, obgleich auf alte Lehrsätze gebaut, dennoch neu zu nennen waren, als z. B. die Meinungen über Gottesdienst, die Beruhigung einer zu Stande gebrachten Versöhnung zwischen Gott und Menschen, die Lehren über Frieden, Brüderlichkeit, Eid, Gleichheit, Reichthum und Armuth u. s. w. —

Gottes Dasein haben die Lehren des Christenthums nicht erst neu gelehrt, sondern geradezu als bekannt vorausgesetzt. Daher sind darin auch keine Beweise, noch viel weniger etwas wissenschaftlich Geordnetes zu suchen. Die heil.

Schriften der Christen bezogen sich bloß auf das Verhältniß zwischen Gott und seinen vernünftigen Creaturen.

Von Zeichen des göttlichen Daseins z. B. spricht die Apostelgeschichte nur gelegentlich (14, 15) und in wenigen Worten: „Wir rufen euch auf, von diesen Götzenbildern zu dem lebendigen Gott zurückzukehren, der den Himmel, die Erde, das Meer und ihre Bewohner erschaffen hat, der zwar in den Zeiten der Vorwelt allen Völkern ihre Religion ließ, der ihnen aber auch Beweise seines Daseins gab, indem er uns Regen und fruchtbringende Zeiten schenkte und mit stärkender Nahrung erquickte." — In derselben Schrift wird die Aufmerksamkeit sogar zur heidnischen Anschauung abgelenkt, indem sie den Paulus (17, 22) zu den Bewohnern von Griechenlands Hauptstadt also sprechen läßt:

„Ihr Männer von Athen! ich sehe, daß ihr in allen Dingen gar zu abergläubig seid. Ich bin hin- und hergegangen, eure Gottesdienste zu sehen, und habe auch einen Altar gefunden, auf dem die Inschrift zu lesen ist: Dem unbekannten Gotte. — Diesen nun verkündige ich euch, dem ihr unwissentlich dienet. Gott, der die Welt und Alles, was in ihr ist, gemacht hat, wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gebaut" u. s. w. — Ebenso schwach deutet der Römerbrief (1, 19) an, daß die sichtbare Welt Beweis genug für den Glauben an Gott sei, so „daß man keine Entschuldigung habe." — (Doch ist dabei nicht zu übersehen, wie klein damals der Weltengesichtskreis gewesen sei, ein Beweis, wie immer nur wenig dazu nöthig war, um den Menschen Gottes Dasein zu lehren.) —

Solche kurze Andeutungen des christlichen Gottesglaubens erreichten nun freilich die phantastische Höhe altjüdischer Vorstellungen nicht, (wie z. B. S. 135 in wenigen Beispielen angedeutet worden): aber sie machten auch den Gedanken „Gott" nicht zu einem Gebilde der Dichtkunst. Der berauschende Volksbegriff „Jehova" mußte in der neuen Lehre dem nüchternen: „Vater der Menschen" weichen. Seine Güte wurde in wenigen, aber innigen, rührenden Zügen dargestellt, und als erst die Heiden reformirte Juden wurden, hieß er nachdrücklicher der „Vater aller Menschen", (Röm. 3, 29 und 8, 15). — Indessen war die Benennung: „Menschenvater" auch eben nicht ganz neu. Viele Stellen des alten „Zeugnisses" sprachen davon, (als z. B. Ps. 89, 27; Isai: 63, 16: 2. Sam. 7, 14.

u. A.) und selbst der Talmud bediente sich dieses einfachen Namens, wie er z. B. an einer gewissen Stelle sagt: „Bei dem zunehmenden sittlichen Verfalle der Menschen müsse man Niemandem vertrauen, als dem Vater im Himmel." —

Die Vorstellungen von dem Wesen Gottes, welche der erste Christianismus hie und da aussprach, glichen meistens denen der vorchristlichen Rabbinen. So heißt es z. B. im 1. Briefe an Timoth. (6, 16): „Der allein Unsterbliche, der von einem unzugänglichen Lichte umstrahlt ist, den Niemand noch sah" u. s. w. Aber zwei Bezeichnungen des göttlichen Wesens waren es, die der christlichen Neuerung ganz allein angehörten, durch dieselbe ganz bestimmt ausgesprochen wurden und in Gebrauch kamen, nemlich: Gott ist Geist (Joh. 4, 24), und Gott ist die Liebe (1. Joh. 4, 8). Man erklärte sich anfangs über diese großartigen Begriffe allerdings nicht näher, sondern stellte sie nur hin: aber sie waren — nur genannt — schon kräftig genug, den Gottesglauben aus Dingen und Räumen heraus und in das übersinnliche Reich menschlichen Denkens hinein zu führen. „Wißt ihr nicht, daß ihr selbst der Tempel Gottes seid?" — „Gott ist Keinem aus uns ferne, in ihm leben, weben und sind wir." — „Alle sollen Eins sein, wie du, Vater! in mir und ich in dir Eins bin." So predigte die Reformation.

Was den Glauben an Gottes Eigenschaften betrifft, so hatte sie das Alte Testament in weitläufig dichterischer Weise gut und schlimm dargestellt. Die Schriften der Reformation dagegen wußten nur kurze, nüchterne Sätze anzuführen, in denen des höchst Guten allein erwähnt wurde. Das Böse ward ausschließlich dem Teufel zugewiesen. Es sollte von nun an nicht mehr Jehovah sein, der die Menschen verstockte u. s. w. (S. 172), sondern „das böse Wesen", „die Welt", „das Fleisch". „Niemand, der zum Bösen gereizt wird, sage mehr, daß ihn Gott reizt." (Jak. 1, 13).

Man findet dagegen in den ersten Schriften des Christenthums auch nicht mehr Nachahmungen oder Wiederholungen jener dichterischen Darstellung göttlicher Eigenschaften, wie sie dem alten Judenthume im Ueberflusse eigen sind. So z. B. heißt es ganz kurz (Math. 6, 4): „Gott, der in das Verborgene sieht, vergilt die Freigebigkeit, kennt eure Bedürfnisse u. s. w. oder (Hebr. 4, 13): „Vor seinem Blicke ist Alles enthüllt, ihm bleibt kein Geschöpf unentdeckt." Dagegen

schildert das altjüdische Buch J. Sirach (23, 25) die Allwissenheit Gottes folgendermaßen: „Der Ehebrecher erhebt sich morgens von seinem Lager mit dem Gedanken: Wer sieht mich? — Rings um mich ist es dunkel. — Die Wände bergen mich, daß Niemand meiner gewahr werde. — Wen soll ich scheuen? — Der Höchste achtet meines Unrechts nicht. — So entzieht sich der Frevler wohl dem Auge der Menschen, bedenkt aber nicht, daß die Augen des Herrn viel heller sind, als die Sonne" u. s. w. Das heißt: Im alten Gottesglauben war Poesie, (Dichtung), im neuen Prosa (Denkart). —

Einige der alten Glaubensansichten über Gottes Walten hat die christliche Neuerung nicht verbessert, sondern nur verschoben oder gegen Andere gleichen Werthes umgetauscht. So hatte sich z. B. nach jüdischer Ansicht die Gottheit durch Schwüre und Verheißungen in ihrem freien Willen selbst gebunden, das israelitische Volk zu beseligen. Diesem Glauben widersprach die Reformation nur zum Theil. Sie befreite Gott von den Banden seiner Eide, führte ihn aber in das Reich der Räthsel und der Willkühr. Sie behauptete nemlich, Gott nehme zwar bei Beseligung der Menschen durchaus keine Rücksicht auf das Judenthum, aber auch keine auf irgend welche Verdienste, (ausgenommen die des Christos). Ja, ein Mensch könne nichts dazu thun, um zur Seligkeit auserwählt zu werden, und es helfe ihm gar nichts, „ob er wolle und sich bestrebe, oder nicht, sondern es handle sich einzig nur darum, ob sich Gott seiner irgendwie erbarmt habe." (Röm. 9, 16.) Das gab dann die wunderliche und trostlose Lehre von der Gnadenwahl. —

Es ist schwer zu sagen, was besser war, ob nach Judenart zu glauben, Gott könne nicht Andere als nur Juden allein beseligen, oder mit den Christen anzunehmen, Gott wolle nur zum Heil gelangen lassen, wen er eben wolle. —

Sonderbarerweise behauptet derselbe Brief (Röm. 11, 33), „Gottes Weisheit sei so tief, daß seine Rathschlüsse vollkommen unerforschlich seien." Wie hat doch der, welcher ihn geschrieben hat, Gottes Weisheit und Rathschlüsse so genau erkannt, um sagen zu können, „daß es dem Menschen nichts helfe, zu wollen und sich zu bestreben, sondern, daß er im Voraus zur Seligkeit erwählt oder nicht erwählt sei."? —

Die alten Begriffe von Gottes Gerechtigkeit, Rachedurst und Zornmüthigkeit ließ der neue Glaube — gewiß

auch im Widerspruche mit manchem seiner andern Lehrsätze — ziemlich unberührt stehen. Ihm gemäß wird die Menschheit für vergängliche Werke mit ewiger Pein gestraft, und das von einem höchsten Wesen, „welches allein — wie Lessing sagt — den Menschen gar nicht nach seinen Thaten zu richten braucht, da sie so selten seine Thaten sind.“ —

Neuer war dagegen die Lehre von der göttlichen Fürsorge gegenüber der menschlichen Sorglosigkeit, wenigstens in dem Sinne, welchen ihr die ersten Christen häufig gaben.

(Matth. 6,): „Betrachtet die Vögel der Luft, die Lilien des Feldes“ u. s. w. — „Es ist genug, daß jeder Tag seine Sorge habe.“ — „Was wollt ihr euch kümmern um Speise, um Trank.“ —

(1. Pet. 5, 7): „Alle eure Sorgen werft auf ihn“ u. s. w. —

Das alte Judenthum hatte zwar auch fast alle auffälligeren Erscheinungen des Lebens einer göttlichen Veranlassung und Fürsorge zugeschrieben. Donner, Frost, Stürme, Krankheit und Landplagen, von der Pest bis zum Stich des giftigen Thieres und zur Verwüstung der gefräßigen Heuschrecke kamen geradezu von Gott. Ebenso manches Gute. So hatten sich die Geschwister Furcht und Hoffnung breite, feste Wohnungen auf die göttliche Schickung erbaut. Doch jene evangelische Sorglosigkeit und Ergebung in Alles, was kommen mag, hat der Jude nicht gelehrt und nicht geübt. Wohl aber der Christ. Er sah oft die Vögel, die Lilien, ohne zu bedenken, daß sie allerdings auch — nach ihrer Art — arbeiten und für kommende Zeiten sorgen, und daß sie nur unter dieser Bedingung erhalten werden.

Eine bedeutende Neuerung lag dann in der Lehre, daß Gott — allen Weissagungen, dem alten Volksglauben, und jedem priesterlichen Ansehen gleichsam zum Trotz — von nun an aus den Schranken des jüdischen Hochmuthes, der ihn, den einzig wahren, nur für sich allein festgehalten hatte, heraustrat und zum Vater aller Menschen ausgerufen wurde. —

Und war im alten Judenstaate ohne Vermittelung der Priester kein Gottesglaube möglich gewesen, und hatte es ohne diesen kein Heil gegeben, so lehrte das Christenthum den Gegensatz. Der „letzte geistliche Herr“ war und blieb bei ihm der Christos.

So sollte Gott und Menschheit einander unmittelbar nahe

kommen und — frei werden, frei von Priesterherrschaft, frei vom Schriftgelehrtenthum, frei vom Ceremonienwesen. —

Darin lag allerdings der Grundstein einer Reformation zur großen Erlösung. Schade, daß die Bauleute ihn so bald wieder verworfen haben. Man möchte zu dem Glauben veranlaßt werden, daß die christliche Erlösungspredigt etwas zu früh gekommen sei, weil die Menschheit noch nicht im Stande war sie zu begreifen.

Jedenfalls war diese für so großartige Neuerungen nur schwach und einseitig vorbereitet gewesen. Die altjüdischen Religionslehren bargen in ihrem reichen Sprüchwörterschwalle nur seltene Andeutungen einer derartigen Befreiung, und dann nur solche, die sich auf das kostspielige Ceremonienwesen allein bezogen. So sagt z. B. der 40. Psalm (v. 7.) „Opfer und Speiseopfer gefallen dir nicht, Herr, du willst weder Brand noch Sündopfer.“ Und die Prophetenschrift Jsaias wagt es gleichsam an Gottesstatt aufzutreten, und mit bescheidener Kühnheit zu rufen (1, 11): Was soll mir die Menge eurer Opfer? — spricht der Herr. Ich bin satt der Brandgaben von Widdern, des Fettes von gemästeten Thieren, und habe meine Lust am Blute der Stiere, Lämmer und Böcke nicht mehr. — Auch das Rauchwerk ist mir ein Gräuel, so wie ich eurer Neumonde und Sabbate mit all ihrer Mühe und Angst nicht begehre. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen ab vor meinen Augen, und laßt ab von Schlechtigkeit. „Dafür lernet wohlthun, strebet nach Recht, helfet dem Unterdrückten“, u. s. w.

Von der größten Bedeutung war freilich auch die Zerstörung Jerusalems und des Tempels, der Opferhallen und Altäre. Gott konnte nicht mehr auf den Bergen, nicht mehr auf Sion, nicht mehr auf Garizim wohnen; er mußte in die Herzen der Menschen einkehren, oder vielmehr — wiederkehren. Aber zu ihm drängten sich von Neuem die Unterhändler aller Gnaden und Seligkeiten, die Priester.

Daraus, daß eine solche Reformation nicht vollends zu Stande kam, möchte auch die Großartigkeit derselben zu ermessen sein. Im ersten Christenthume aber lag ganz gewiß die Absicht, sie zu begründen.

Der alte Glaube rühmte die Hoheit des Menschen ebenso wie seine Niedrigkeit. (So Psalm 8, 5.): „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, und des Menschen Sohn, daß du dich seiner annimmst? — Du wirst ihn eine Zeit lang verlassen, aber dann wirst du ihn mit Ehre schmückend krönen. Du wirst ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk. Alles hast du unter seine Füße gethan, Schafe und Ochsen allzumal dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meere.“ — Wenn dagegen der Stammvater des Menschengeschlechtes in den heiligen Urkunden als Ebenbild Gottes, belebt durch den Hauch des Weltengeistes, dargestellt wird, so fällt er sehr bald auf eine höchst erbärmliche Weise zu einem Thierwesen herab, das seinem Gelüste nach Speise nicht widerstehen kann. Und mußte sich der Israelite durch die heiligen Versicherungen seiner Propheten, daß Jehovah sich nur des auserwählten Kindes annehme, zu einem wohlthuenden Selbstbewußtsein erhoben fühlen: so stürzten ihn Aussprüche, wie im Buche Hiob („Ich bin ein Wurm und kein Mensch“ u. s. w.) vorkamen, aus der Höhe des Selbstgefühls in den Staub der Selbstverachtung herab. —

Der Christianismus änderte darin nichts. Es wurde durch die Neuerung festgestellt, daß der Mensch sehr schwach und gebrechlich sei. Die Apostolischen Briefe wissen gar nicht zu sagen, wie groß und erbarmenswerth diese Schwäche der Menschheit sei, (so z. B. Röm. 7, 14), obwohl sie wieder dem heil. Geiste keine bessere Wohnung anzuweisen wissen als den menschlichen Leib. Die Evangelien dagegen stellen in Jesus, dem Christos, ein Beispiel von Menschengröße auf, das nach den damaligen Kräften an Göttlichkeit reichte, und in der Apostelgeschichte wurde das Gotteswürdige im Menschen geradezu ausgesprochen. (17, 18): „Durch ihn leben, wirken und sind wir, wie schon einige eurer Dichter sagen, wir stammen von ihm ab.“ —

Der Unterschied der neuen Lehre von der alten bestand also darin, daß der Jude ein auserwähltes, der Heide, wenn er das Christenthum annahm, ein erlöstes Kind Gottes, der Judenchrist aber Beides zugleich wurde.

Am Ende blieben sie jedoch Alle nur Menschen, der Inbegriff von Stärke und Schwäche. Sie hätten einander zurufen können (wenn es ein Lessing damals angestimmt hätte):

„Wohl uns! denn was uns euch zu Christen macht, das macht euch uns zu Juden.“ —

An die Seite des Menschen hatte das alte Testament zwei höher geartete Wesengattungen, gleichsam Halbgötter im guten und schlimmen Sinne gestellt. Auch hierin änderte die Reformation eigentlich nichts, sondern befestigte und erweiterte nur das zarte Verhältniß des Menschen mit seinen Dämonen Engeln und Teufeln. —

Die Ersteren gewannen indessen weniger als die Letzteren. Sie blieben die Diener Gottes, sein Hofstaat, Vollzieher der himmlischen Rathschlüsse u. dgl. (S. 142). Die Schriften der Reformation schwächten nichts in den alten Vorstellungen. Die Erhabenheit solcher höheren Wesen wurde aufs Neue verbürgt (in Math. 22, 30), ihnen ein seliger Aufenthalt in der Nähe Gottes noch ferner zugesichert (Math. 18, 10 — 1. Timoth. 5, 21); ihre Zahl blieb (Math. 26, 53 u. Hebr. 12, 22) unendlich, und mußte stets wachsen, da es den Menschen möglich wurde, zur Vollkommenheit derselben Wesen zu gelangen (Kolloss. 2, 18 und Math. 22, 30); Rang und Würde war unter ihnen als geordnet anerkannt (1. Theß. 4, 16; Ephes. 3, 10; und Koloss. 1, 16), und der Glaube mußte ferner beruhigend wirken, daß ihnen die wichtigsten Befehle Gottes zur Ausführung übertragen werden (Luk. 1, 16; 22, 43) u. dgl. m. —

Dagegen erhielt das Teufelthum durch die Neuerungen der Christianer einen bedeutend erweiterten Spielraum. In der alten Judenreligion, war dieses Reich noch nicht vollständig geordnet. (S. 171). Hie und da waren noch dem Jehova selbst Werke zugeschrieben worden, die der Christianismus später nur dem Satan vorbehielt. In 3. Moses 16 war noch „Azazel der Wüste“ ein zweifelhafter Dämon; in 5. Mos. (32, 17) waren es die falschen Götzen gewesen, vor denen als vor bösen Geistern gewarnt wurde. Im Buche Sam. (16, 14) hatte der Geist des Herrn den Saul verlassen und ein böser Geist vom Herrn ihn mit Schwermuth geschlagen; in Sacharja (13, 2) waren falsche Propheten von bösen Geistern eingenommen worden u. s. w. Erst im Buche Hiob war der Satan leibhaftig aufgetreten, um der Gottheit zu spotten und die Menschen zu quälen. Aber er scheint da

noch allein gewesen zu sein. Durch die Reformation wurde seine Herrschaft klar entschieden; er vervielfältigte sich in unbegreiflicher Weise und Zahl. Auch verschlimmerte er sich, anstatt gebessert zu werden, und seine volle Bestimmung lag von nun an in einer unüberwindlichen Feindseligkeit gegen alles Gute, Schöne und Wahre. Sein Reich wurde vollständig geordnet und befestigt, seine Befugnisse wurden ausgedehnt. Er durfte sogar hingehen und sich an den Gottsohn wagen, ihn versuchen, ihm seine Anbetung vorschlagen; er durfte mit dem Messias durch besessene Menschen verhandeln und, von einem Judas Besitz ergreifend, den Verräther spielen, ohne welchen das Erlösungswerk vielleicht gar nicht vollbracht worden wäre. Zwar behaupteten einige Aussprüche der reformatorischen Predigt (wie z. B. Joh. 12, 31 und 1. Joh. 3, 8), daß seine Werke zerstört würden, aber Andere unterließen nicht, beständig auf die große Macht desselben aufmerksam zu machen. Der 2. Brief des Petrus (2, 4) versicherte z. B., „daß Gott die bösen Engel nicht verschont, sondern mit Ketten der Finsterniß gebunden, zur Hölle verstoßen und zum Gericht aufbewahrt habe.“ Dagegen wußte aber derselbe Brief auch wieder (5, 8), „daß der Teufel beständig wie ein brüllender Löwe herumgehe, zu sehen, wen er verschlingen könne;“ und der Brief an die Epheser (2, 2) versicherte, „daß dieser Fürst in den Lüften wohne und herrsche,“ und zwar (6, 12) „in der Finsterniß dieser Welt, unter dem Himmel.“ *)

Die heil. Schriften der christlichen Neuerung standen auch in Bezug auf Erzählungen von Geisterspuck und Dämonen-Wirthschaft jenen der alten Rabbinen nicht nach, wie einige Beispiele, die der Apostelgeschichte angehören, darthun werden.

Der Schwarzkünstler (Magus) Simon, der sich (Apostelgesch. 8, 9) durch seine Zaubereien im Volke so viel Ansehen erworben hatte, daß man sagte: „er sei die Kraft Gottes, die da groß ist,“ kommt zu Petrus, läßt sich taufen, und bittet, erstaunt über die Wunderkraft des apostolischen

---

*) Auch heidnische Lehrer, wie z. B. ein Plutarch, ein Diogenes v. L. wußten den Dämonen keinen andern Platz, als die Luft, zur Wohnung anzuweisen. Die Naturkunde duldete sie schon damals, wie es scheint, nirgend anders wo.

Händeauflegens, für Geld und gute Worte ihm von dieser Kraft etwas abzulassen, worüber Petrus allerdings in großen Zorn geräth und dem Bittsteller die Verdammniß anwünscht, weil sich Gottes Gabe nicht mit Geld erlangen lasse. Der Zauberkünstler wird auch durch Drohungen so eingeschüchtert, daß er „den mächtigeren Geist" im Petrus anerkennend, um Gnade und Fürsprache flehet. —

Einen andern Zauberer, Namens Elymas, der sich (Apostelgesch. 13, 7) bei einem „sehr verständigen" Landvogt aufhielt, überwältigte Paulus, der Mann „voll des heil. Geistes," und machte ihn als ein Kind des Teufels auf einige Zeit blind. —

Ein Mann bedient sich, um guten Gewinn zu haben, seiner Magd, „die einen Wahrsagergeist" hat. (Apostgsch. 16, 16). Aber Paulus und seine Begleiter begegnen ihr zufällig, und sie erkennt kraft ihres Geistes, daß der Geist in den Aposteln der stärkere sei. Paulus treibt dann, als er sich ihrer erbarmt, und sie genug lange — „manchen Tag" — hinter ihm hergeschrieen hatte, diesen Wahrsagergeist völlig aus, wodurch ihrem Dienstherrn das gewinnreiche Geschäft der Magd verloren geht. —

Einige herumziehende Juden, sieben Söhne des Hohenpriesters Steva, „die da Beschwörer der bösen Geister waren", machten sich (Apostgsch. 19, 13) die Kraft des Namens Jesus auch zu Nutzen, und fingen an damit den bösen Geist zu beschwören. Dieser aber nahm die Sache sehr übel, und nachdem er erklärt hatte, Jesum und Paulum wohl zu kennen, nicht aber sie, die Sieben, „sprang er auf sie, ward ihrer mächtig und warf sie unter einander so, daß sie verwundet und nackt aus dem Hause entflohen." —

Das Austreiben der Teufel endlich wurde durch die Reformation zu einem, wie es scheint, rühmlichen Gewerbe erhoben, das im Heidenthum ganz und gar unbekannt gewesen war.

Die Aussichten und Hoffnungen, welche die neue Lehre der nach Jenseits blickenden Menschheit brachte, waren der Hauptsache nach keine Anderen als, die schon dem Judenthume eigenthümlich gewesen sind. Nur die Art der

Versicherung, die Bürgschaft dafür, daß sie sich erfüllen werden, war neu.

Die heiligen Schriften des Alten Testamentes hatten z. B. über Tod und Fortleben vielerlei Meinungen aufgestellt, die einander nicht selten durchkreuzten. So hieß es z. B. im 49. Psalm (8—16): „Ein Bruder kann den Andern nicht befreien, kann Gott für ihn kein Lösegeld geben; denn viel zu theuer ist es, Seelen loszukaufen, und nie bringt er es dahin, auf immer zu leben, die Gruft nie zu schauen. Er muß sie schauen. Weise sterben, wie Thoren und Sinnlose, und ihr Gut müssen sie Fremden lassen. Sie müssen davon, wie das Vieh, und können in ihren Würden nicht bleiben. Dann liegen sie in der Grube, wie Schafe; der Tod benaget sie. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, ihr Trotz muß vergehen, in der Hölle müssen sie bleiben. — Mich wird Gott erlösen aus der Hölle Gewalt, denn er hat mich angenommen. Sela." —

Das Buch Hiob (19, 25) versicherte dagegen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich aus der Erde auferwecken; ich werde dann mit dieser meiner (alten) Haut wieder umhüllt werden und Gott in meinem Fleische schauen."

Aber das Buch der Prediger (12, 5) sagte: „Wenn der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen ist, vergeht alle Lust; der Mensch fährt dorthin, wo er ewig bleibt, und die Klagenden gehen auf der Straße umher. (Daß sich auch die Hohen fürchten), ehe der silberne Strick weg kommt, die goldene Quelle verlauft, der Eimer am Boden zerlechzt, das Rad an der Axe zerbricht. Aber (nur) der Staub muß zur Erde kommen, wie er gewesen ist, der Geist geht wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. (Sonst) ist Alles eitel, ganz eitel." — Ebenso war es den Schriftgelehrten schwer, zu sagen, was der heilige Offenbarungsgeist mit folgender biblischen Stelle gemeint habe, die in demselben Buche (Pred. 3, 19) zu lesen ist: „Das Loos der Menschen und Thiere ist Ein Loos; wie dieses, stirbt jener auch, und Beide athmen einen Hauch: nichts im Voraus hat vor dem Thier der Mensch; beide sinken dahin. An Einen Ort kehren Beide zurück; aus Staub wurden sie und werden wieder zu Staub. Wer kennt den Geist der Menschensöhne, ob er sich auf-aufwärts erhebt? Den Geist des Thieres, ob er zur Erde

niedersinkt? — Darum überzeuge ich mich, daß es kein Glück gebe, als wenn sich der Mensch seiner Werke erfreut." —

Mit größerer Bestimmtheit hatten die Propheten gesprochen (Isaias 27): „Die Todten werden leben, meine Erschlagenen werden wieder auferstehen." — (Ezech. 36): „Seht, ich werde eure Grabhügel öffnen, und euch aus euren Begräbnißstätten hervorführen; mein Volk! ich will dich führen in das Land — Israel." — (Daniel 12): „Viele von denen, die im Erdenstaub schlafen, werden wieder erwachen: Einige zum ewigen Leben, Andere zur (ewigen) Schande, um sie beständig vor Augen zu haben." —

Die heiligen Schriften des Christenthums sagten zwar nichts, was den alten Vermuthungen nicht gleich kam, aber sie brachten mehr Entschiedenheit und Gewißheit in die Hoffnungen.

Evang. Johannis (11, 25): „Ich bin die Auferstehung und das Leben," (d. h. ich bin Bürge dafür). „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben." (6, 40—54): „Das ist der Wille dessen, der mich gesendet hat, daß wer den Sohn sieht, und an ihn glaubt, das ewige Leben habe; ich werde ihn am jüngsten Tage erwecken. — Ich bin das Brod des Lebens. — Wer davon ißt, der wird in Ewigkeit fortleben. — Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben" u. s. w. (So auch 5, 24—28). —

Doch nicht alle Aussprüche sind so klar gegeben. Wie verhüllt und geheimnißvoll erscheinen z. B. einige der verbrieften Verheißungen, als (Röm. 8, 22): „Wir wissen, daß alle Kreatur sich mit uns sehnt und sich immerdar noch ängstigt. Aber nicht allein sie, sondern auch wir, die wir des Geistes Erstlinge haben, sehnen uns auch bei uns selbst nach der (einstigen) Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung. Noch besteht unsere Glückseligkeit in der Hoffnung." — (1. Kor. 15, 53): „Das Verwesliche muß anziehen Unverweslichkeit, das Sterbliche Unsterblichkeit." (51): „Ich sage euch ein Geheimniß" u. s. w. Als Beleg dafür beruft sich der Briefschreiber (im 55. V.) auf eine Prophetenstelle, (die jedoch — wenigstens in dieser Redeform — nicht aufzufinden ist), indem er sagt: „Dann wird erfüllt werden das Wort, das geschrieben steht: Der Tod ist ver-

schlungen in den Sieg! Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg?" u. s. w. (Die Stelle Jsaias 25, 8 kann doch nicht dafür gelten). —

Ebenso blieb die alte Rabbinenlehre vom Weltende und Gericht in den „frohen Nachrichten" des Christenthums dem Wesen nach unverändert, nur daß der Christos — Messias — hier Jesus heißt, wie er dort noch nicht genannt worden war.

Ueber den Zeitpunkt der letzten Ereignisse erfuhr man im neuen Glauben eben auch nichts Gewisses. (Matth. 24, 36): „Von Tag und Stunde weiß Niemand, nicht einmal die Engel im Himmel, sondern allein der Vater, (also vielleicht auch nicht der Sohn, der heil. Geist —): darum wachet, denn ihr wißt nicht, in welcher Stunde euer Herr kommen wird." (2. Petr. 3, 10): „Wie ein Dieb in der Nacht wird der Tag des Herrn erscheinen, wo die (sieben) Himmel mit Gekrach einstürzen, die Urstoffe in Feuer aufgelöst, und die Erde mit Allem, was in ihr ist, ausgebrannt werden. Denn nach seiner Verheißung haben wir einen neuen Himmel und eine neue Erde zu erwarten. — (Matth. 16, 27. Apostelgesch. 10, 42; 17, 31.)

Hatten Gerechte oder Gottlose nach der neuen Offenbarung mehr zu hoffen, als nach der Alten? —

(Matth. 25, 31): „Wenn des Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird mit allen seinen Engeln, dann wird er auf dem Stuhle der Herrlichkeit sitzen, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken (so wie bei Ezech. 34, 17), und wird jene zu seiner Rechten, diese zu seiner Linken aufstellen" u. s. w. (Vergl. S. 145). —

(Röm. 2, 7): „Gott wird Preis, Ehre und unvergängliches Wesen denen geben, die in guten Werken mit Geduld nach dem ewigen Leben trachten." — (1. Kor. 2, 9): „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." (Eine Versicherung, die eigentlich dem Jsaias 64, 4 nachgebildet ist.) —

Für die Ungenügsamkeit und den Wissensdurst späterer Geschlechter konnte die Reformation des Judenthums nichts, als die im Grunde liegende Mahnung aussprechen, die Menschheit möchte stets — so genügsam sein, wie es einst das Volk im Lande Canaan gewesen ist. —

Zu den Neuerungen des Christenthums war gewissermaßen die Wassertaufe zu rechnen. Zwar hatte das Gesetz der Reinigung mit großer Strenge geherrscht, und war in vielen alten Bibelstellen (wie z. B. 1. Mos. 35, 2, oder Ezech. 36, 25) das Waschen als ein Zeichen angesehen worden, daß man seine (schmutzige) Gesinnung geändert habe. Nach der babylonischen Gefangenschaft sprach man auch von einer Taufe der Proselyten, die von Juden an Neubekehrten vorgenommen wurde. In der Wüste am Jordan taufte — laut evangel. Nachrichten — Johannes die Bußfertigen. Aber von einem religiösen Bade oder Untertauchen im Wasser als Bürgschaft für die einstige Seligkeit ist wenigstens vor den christlichen Zeiten nicht die Rede gewesen. Dafür hatte die Beschneidung gegolten, (S. 197) und zwar als Hingabe des Lebens in Form eines überflüssigen Körpertheiles, als alterthümliches Molochsopfer. (S. 53).

Für diese schmerzhafte, das bessere Gefühl verletzende, die Sittlichkeit störende, die Natur verstümmelnde Ceremonie brachte nun der neue Glaube eine bessere, anständigere und sinnvollere, nemlich das Baden im frischen, Seele und Leib stärkenden, allschaffenden, allwaltenden, allmächtigen Elemente des Wassers. —

In andern Religionen, so wie bei vielen philosophischen Vereinen, (selbst unter Juden bei den Essenern), war ein religiöses Baden schon lange gebräuchlich gewesen. Die Seelenreinigung z. B., in der man dem unreinen Geiste der Finsterniß entsagte, begann auch bei den Persern mit der Wäsche im heil. Fluße. —

So trat die Taufe im reformirten Judenthum als ein ziemlich bekannter Gebrauch, aber nichts desto weniger neu als das entscheidende Zeichen des Glaubens und als Unterpfand aller Erlösung auf. Die heil. Schriften verlangten sie ausdrücklich. (Joh. 3, 5): „In Wahrheit versichere ich dich, wer nicht durch Wasser und Geist, (äußerlich durch das Bad, innerlich durch die Gesinnung) neugeboren wird, kann in das Reich Gottes nicht eingehen," (kein Bekenner der neuen Religion sein. *)

---

*) Ebenso Galat. 3, 26; Apostgsch. 19, 2 u. A. —
Für Jene, welchen daran liegt, die mannigfachen Bestimmungen

Mit der Taufe brachte die neue Lehre auch das Glauben in Verbindung, das schon im alten Judenthum als ein Mittel zur Seligkeit anempfohlen worden war, (vgl. S. 201) nun aber als unentbehrlich vorgeschrieben wurde. So z. B. Joh. (20, 29): „Selig sind, die da glauben, ohne zu sehen," (ohne sinnliche Beweise zu verlangen). — Apostgsch. (16, 31): „Glaube an den Herrn, den Messias Jesus, so wirst du und dein ganzes Haus selig werden." — Etwas Neues mag vielleicht in der nachdrücklicheren Erklärung gelegen haben, welche christliche Satzungen aufstellten, „daß der Glaube ein fruchtbarer sein müsse." — (Galat. 5, 6): „Hier gelten weder des Juden- noch Heidenthums Vorzüge, sondern der Glaube, der sich äußert in (mannigfaltigen Tugenden) der Liebe." — (So auch in 2. Petr. 1, 5; 1. Kor. 13, 1 und A.) — Ganz neu war gewiß der Ausspruch (Röm. 14, 23): „Was nicht aus dem Glauben hervorgeht, ist Sünde." —

Die Feier des Abendmahls war ebenfalls ein nur auf alten Grund erbautes Eigenthum der christlichen Neuerung. — Bei den Juden hatte seit uralten Zeiten die Sitte bestanden, zum Frühlingsanfange (Ostern) ein Festessen zu halten, bei welchem ein gebratenes Lamm das Hauptgericht war. Vorzüglich wollte man auf die einstige Befreiung des israelitischen Volkes aus egyptischer Knechtschaft hinweisen, und das Bündniß der Gottheit mit seinem Volke in Erinnerung bringen. (S. 155.) Aber auch andere Völkerschaften begingen feierlich die Wiederkehr des Sonnengottes, (Erlösung und neuen Bund) mit einem Lamm- oder Widderopfer, mit Freudenfesten und Mahlzeiten. (S. 84.) Dabei hatte das Opferblut, welches man sonst bei Bündnissen zum Zeichen der Treue und Unverbrüchlichkeit warm und

---

der heil. Schriften über die Taufform zu untersuchen, mögen hier angedeutet sein: Matth. 28, 19, ein Spruch, dessen sich die ersten Christen eben nicht bedient haben sollen; Apostgesch. 8, 12; 8, 37; 8, 48; 19, 5 so wie Röm. 6, 3, Stellen, welche nachweisen, daß man in der ersten Zeit gewöhnlich nur auf den Namen Jesus, zuweilen aber auch auf den irgend eines Apostels taufte; endlich Apostgesch. 2, 38. 41—16, 15. 33 u. A., Zeichen, daß die Taufe auch ohne vorhergehenden Unterricht („Lehret und taufet") vorgenommen wurde. —

noch rauchend trank, seine besondere Bedeutung. Sie ging auch auf den rothen Wein über, den man später an die Stelle des Blutes setzte. —

Bei den Juden wurde am Passahfeste auch, und zwar zuerst ein Becher mit Wein herumgereicht aus dem Alle trinken mußten. („Trinket Alle daraus"). Hierauf folgte erst das gebratene Lamm, das der Hausvater zertheilte, und, nachdem er ein Dankgebet gesprochen, den Umstehenden vorlegte. Dabei pflegte man auszurufen: „Das ist der Leib des Lammes, das unsere Väter in Egypten aßen." — Wurden dann noch einige Becher geleert, so genoß man bittere Kräuter und die ungesäuerten Kuchen (Mazze), die der Hausvater ebenfalls brach und austheilte. Der vierte oder fünfte Becher beendigte die Festmahlzeit. — Die Vermuthung, daß derlei Mahlzeiten eigentlich heidnischen Ursprungs sein mögen, hat manche Gründe für sich. —

Die christliche Neuerung setzte in die Stelle dieses Festes etwas Aehnliches, nemlich die Verpflichtung zum Genuße von Brod und Wein aus doppelter Rücksicht, einmal als Erinerung an den Meister, das unschuldig getödtete Vorbild brüderlicher Liebe, und dann als Zeichen, daß das Bündniß und die Verbindlichkeit des alten Gesetzes aufgehört habe, und ein Anderes an seine Stelle getreten sei. (1. Kor. 9, 26): „So oft ihr dieses Brod esset, und aus diesem Kelche trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen." (Matth. 26, 29): „Das ist das Blut des neuen Bundes," (Zeugnisses) u. s. w. Die Verbesserung war hier nicht zu verkennen. Was dem alten Passah abging, das sollte dieses erneute Fest mit sich bringen: Herzlichkeit, Freundschaft, Versöhnung, Milde und somit — Seligleben in höchster Einfachheit. *)

Die religiösen Satzungen des Judenthums hatten mancherlei Uebel, Krankheiten, Aussatz, frühzeitigen Tod u. A. mit

---

*) Die verschiedenen Namen des Mahles finden sich in Matth. 26, 26; 1. Kor. 10, 16. 31—11, 20. 27 — Apostgesch. 2, 42 u. A. — Uebrigens läßt sich in den geheiligten Schriften der ersten Christen durchaus keine Spur auffinden, daß sie jemals darüber uneinig geworden wären, wie die Worte der Einsetzung zu verstehen seien. Und doch hätte

Sünden in Verbindung gebracht. Es wurden dieselben als Schulden, deren man durch Erduldung des Unglücks oder auch in Stellvertretung (S. 198) — los werden könne, Gott aber als der allgemeine Gläubiger angesehen, dessen Forderungen früh oder spät befriedigt werden müßten. Das Christenthum hielt diesen Gedanken zwar fest, lehrte aber auch, daß die Gottheit nicht mehr als hartherziger Gläubiger, der das Seine mit unerbittlicher Strenge einfordere, zu betrachten sei, sondern daß er, seit sein lieber Sohn die ganze Schuldenlast auf sich genommen und getilgt habe, wie ein liebevoller Vater vergeben und vergessen wolle. „Wie durch Eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, so werden durch Eines Gehorsam viele Gerechte.“ — „Durch die Gerechtigkeit des Einen ist die Rechtfertigung über alle Menschen gekommen.“ — „Ihr waret todt in den Sünden und in eurem Fleische, aber Gott hat uns alle Schulden geschenkt und hat vertilgt den Schuldbrief (die Handschrift,) so gegen uns war“ u. s. w. Darum sollte auch fortan jedes Sühnopfer überflüssig sein. —

Weit mehr Nachdruck legte man aber darein — und das war allerdings eine bedeutende Neuerung — daß durch den Schulden tilgenden Tod des Messias auch die Verbindlichkeit, dem Gesetze Mosis zu gehorchen, aufgelöst worden, und dieses von nun an bei Seite zu legen sei. So heißt es z. B. im Briefe an die Galater (3, 13): „Christus hat uns losgekauft vom Fluche des (alten) Gesetzes, indem er selbst für uns ein Fluch wurde.“ (Ebenso 1. Petri 1, 18 u. A.)

Fast unverändert sind dagegen die Glaubensansichten über

---

dazu eine Veranlassung sein müssen. In unseren Uebersetzungen lesen wir wenigstens eine solche. Matth. (26, 28) sagt z. B.: „Er sprach: Trinket Alle daraus. Das ist mein Blut des neuen Testamentes, welches vergossen wird für Viele zur Sündenvergebung.“ — (Ebenso Mark. 14, 24) — Luk. (22, 20) dagegen: „Das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird.“ — (1. Kor. 11, 25): „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute.“ — Und gerade jene Schrift, die beständig von der Liebe des Meisters spricht, schweigt von dem letzten Willensspruch des Liebenden. Das Evangelium Johannis weiß nichts von der Einsetzung eines Abendmahls. Wie reichhaltiger Stoff zum Zanken findet sich hierin! Und doch waren es die ersten Christen nicht, sondern die spät nach ihnen kamen, Lutheraner, Calviner u. s. w., die darüber zankten.

Lebensbesserung, (Buße, Sinnesänderung) geblieben, und es mußte wohl auch so sein; die eigentlichste Neuerung, die beglücken konnte, war ja stets nur Besserung. — Im alten Judenthume wurde sie mit Strenge anbefohlen. „Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr nimmermehr erlöst werden.“ (Vgl. S. 199). Und der Talmud versicherte beständig: „Buße und gute Werke, das sind die verheißenen Erlöser.“ Das Christenthum sprach davon ebenso ausdrücklich, und führte als Zweck des Religion's-Unterrichtes auch nichts Anderes an. (Math. 3, 2; 4, 17. Röm. 2, 5 u. A.)

Dem Bußfertigen verhieß der neue Glaube ebenso wie der Alte Vergebung und Besserung, nur machte er mit der Sünde gegen den heil. Geist eine Ausnahme. Die heiligen Schriften traten nemlich im Allgemeinen gegen das Unrecht auf, ohne es näher, als mit dem Namen „Sünde“ zu bezeichnen. Aber in Math. (12, 31) hieß es: „Ich sage euch: Alle Sünde und alle Lästerung wird dem Menschen vergeben, nur die Lästerung wider den Geist wird ihm nicht vergeben, (weder in dieser noch in jener Welt).“

Was war das für eine Sünde? — „Das war die Sünde, die aller Sünden größte war, nur daß man so recht nicht wußte, worin sie eigentlich bestehe.“ (Lessing.)

Die christl. Schriften zählten übrigens auch einige andere Gattungen der Sünde auf, als: Härte gegen Nothleidende (Math. 25, 42), Unachtsamkeit gegen das Gute (Jak. 4, 17), Uebereilung (Galat. 6, 1), Schwachheit (Math. 26, 41), Vorsätzlichkeit u. A.

Die angedrohten Strafen blieben dieselben, wie sie die alte Glaubenslehre vorgezeichnet hatte. (z. B. Hiob 21, 14—20. Pred. 8, 12—14 u. A.) —

Ebensowenig wurden die schon bestehenden Ansichten über des Himmels Freuden, (S. 165) der Hölle Qual, (S. 173) Vorliebe der Geister für unreine Orte und Thiere, (S. 174) Gebet, Almosen, Demuth, Fasten und manches Andere (S. 193—201) in dem eigentlichen Wesen des neuen Glaubens gestört und verändert.

Wem es noch zweifelhaft geblieben sein könnte, daß das Christenthum ursprünglich nichts Anderes, als ein umgestaltetes Judenthum gewesen sei, der möge die wirklich zahl-

losen Bibelstellen nachlesen, welche den alten Judenschriften entnommen und in die Lehren der Reformation, zum Theil als Grundsätze, übertragen worden sind, z. B.:

„Selig die geistig Armen, die Leidtragenden, die Barmherzigen, die reines Herzens sind u. s. w. (zu finden in Jsai 57, 15; Ps. 126, 5; Sprichw. 21, 21; Ps. 51, 12. Vgl. Evang. Math. 5 u. A.) —

„Ihr sollt vollkommen (heilig) sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ (3. Mos. 11, 44; auch Math. 5, 48). —

„Wer sucht, der findet.“ (Sprichw. 8, 17 und Math. 7, 8.) —

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth.“ (5. Mos. 33, 9 und auch Math. 10, 37). —

„Du Heuchler, ziehe zuerst aus deinem Auge den Balken, darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Brudes Auge nehmen kannst.“ (Sirach 18, 21). —

„Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, u. s. w. (Spr. 29, 23 auch in Math. 23, 12). —

„Es sei denn, daß Jemand neu geboren wird aus Wasser und Geist, anders kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. (Ezech. 36, 25—27 und Joh. 3, 5). —

„Gott wird einem Jeden geben nach seinen Werken, Preis und Ehre u. s. w. (Jsai 40, 10; Jerem. 17, 10 und Röm. 2, 6). —

„Ist Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich, auch der Heiden Gott. (Maleachi 2, 10; Röm. 3, 29). —

„So deinen Feind hungert, speise ihn, so ihn dürstet, tränke ihn, dann sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt u. s. w. (Spr. 25, 21 und ebenso Röm. 12, 20). —

„Alle Obrigkeit ist von Gott,“ u. s. w. (im Buche der Weisheit 6, 4); sie ist Gottes Diener, dir zum Guten. (Psalm 82, 6; ebenso im Römerbriefe 13, 1—4). —

„Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht anthun u. s. w. (in Sprüchw. 20, 22 und 1. Kor. 6, 7). —

„Die Liebe ist langmüthig, erträgt Alles u. s. w. (ausführlich in Sprüchw. 10, 12: kürzer 1. Kor. 13, 4—7). —

„Wer Unrecht säet, wird Unrecht ernten,“ u. s. w. (in Sprüchw. 22, 8 und in 2. Kor. 9, oder Gal. 6, 8). —

„So steht nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, an-

gezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit; nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes." (Jsai 59, 17). „Wir sollen nüchtern sein, angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe, mit dem Helm der Hoffnung" u. s. w. (Dasselbe findet sich im Epheserbriefe 6, 14—17). —

Solcher alten Aussprüche finden sich in den heil. Schriften der christlichen Reformation unzählige, und es sind somit oft gerade die kräftigsten Wahrheiten Eigenthum der Rabbinen und Propheten des Alterthums gewesen. Es galt sie nun zur That zu machen.

Daraus kann man aber eben auch folgern, daß die vernunftgemäße Predigt des Christenthums eigentlich so alt war, als die Vernünftigkeit im Judenthum, und daß ihre endliche Erfüllung zum vorzüglicheren Gegenstand der Reformation wurde. „Ich bin — sprach der Christos — nicht gekommen, das (vernünftige) Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen." —

Man pflegt mit Vorliebe — aber nicht mit Unrecht — auf die Grundsätze der Menschenfreundlichkeit (Humanität), welche das Christenthum predigte, hinzuweisen und zu sagen, daß sie geeignet gewesen seien, eine großartige geschichtliche Umwandlung der Völkersitten vorzubereiten oder zu Stande zu bringen. Man hat dabei vorzüglich die Lehren der Nächsten- und Feindesliebe im Auge, die das eiserne Gesetz — wie sich die heiligen Schriften ausdrücken — beseitigen, und den Menschen sicherer als durch Opfer und Priester zu Gott, der die Liebe ist, führen sollten. —

Der eigentlichste Kern christlicher Reformation muß aber noch etwas tiefer gesucht werden. Sein bestimmter Name, den ihm das Christenthum gab, war:

„Ihr Alle seid Brüder, seid gleichberechtigte Kinder eines und desselben Vaters, seid eigentlich frei, wenn euch der Geist frei macht."

Dieser Mahnruf, der dem Drange eines jeden — Juden, weil er dazu erzogen worden war, hätte willkommen erscheinen müssen, war eigentlich der Ausdruck eines allgemeinen, in der menschlichen Seele von jeher glühenden, —

21*

man möchte sagen: unsterblichen Funkens, welcher stets weltgeschichtliche Reformationsbrände veranlaßte, und auch diesmal die mit Priestersatzungen geknebelten Heiden, die Unterdrückten, die Sklaven, die Armen, die Leidenden entzündete. Dieser Mahnruf war es, der langsam, still, aber sicher und beständig reformirte. — „Wer dies liest, verstehe es wohl." — „Den Armen wurde das Evangelium (die frohe Botschaft) gebracht." —

Die christliche Lehre über Nächstenliebe mit ihrer schwankenden, vielsinnigen Bedeutung war übrigens nicht ganz neu. Das alte Mosaische Gesetzbuch enthielt viele Verordnungen, in denen Billigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit gegen den „Bruder" und „Nächsten" anbefohlen wurden. Freilich waren diese Bezeichnungen nur erst auf die „Kinder Israel" anzuwenden (S. 191), aber auch die christliche Mahnung hat anfangs ihren Inhalt noch nicht weiter ausgedehnt. So wie der Sinn z. B. im 3. Mos. 19, 18 nicht zweifelhaft ausgesprochen worden ist: „Du sollst nicht rachgierig sein und nicht zornig gegen die Kinder Israel, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," (desgleichen 3. Mos. 19, und 5. Mos. 22): ebenso haben die Lehren des Evangeliums den Begriff „Nächster" zuerst nur auf die verhaßten Samaritaner bezogen, die eben auch „Kinder Israel" waren. Von Heiden sprach das Evangelium nicht. (Luk. 10, 29): Ein Gesetzgelehrter fragte den Meister, wer sein Nächster sei und erhielt zur Antwort das Gleichniß vom barmherzigen Samaritaner. Ebenso ist es bei Math. 15, 24 der Meister selbst, welchen eine für die kranke Tochter um Hilfe bittende Griechin (aus Phönizien) mit den Worten abweist: „Ich bin nur zu der Kindern Israel gesendet, und es ist nicht recht, den (eigenen) Kindern das Brod wegzunehmen, um es — den Hunden vorzuwerfen." Wie das Evangelium hierbei versichert, konnte nur unausgesetztes Flehen der tief bekümmerten Mutter den wunderkräftigen Arzt vermögen, auch das Heidenkind zu heilen. —

In Math. 10 wird sogar erzählt, wie der Meister zwölf seiner Jünger mit der Kraft, vom Teufel Besessene und mit (ansteckenden) Krankheiten Behaftete zu heilen, ausgerüstet und entsendet habe, „nur zu den verlorenen Schafen in Israel, aber nicht einmal zu den Bewohnern Samarias." —

Die Briefe des Paulus waren es eigentlich zuerst, die in das Gebot der Nächstenliebe den Sinn der Ausnahmslosigkeit und Gleichberechtigung unter Juden und Heiden legten. Das, was diesem Apostel nacherzählt wird, erklärt auch deutlich, wie er den Ausspruch (Galat. 5, 14): „Alle Gesetze werden in Einem Worte erfüllt: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst" — verstanden wissen wollte. — So hatte das Alte Testament die Sache manchmal auch aufgefaßt. Im Buche Tobias (4, 16) hieß es z. B.: „Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du auch einem Andern nicht" und einzelne Rabbinen haben immer das Gebot der allgemeinen Menschenliebe für den Inbegriff des Gesetzbuches gehalten. (S. 203.) Wenn Andere unter ihnen sich darüber weniger deutlich ausdrückten, so gaben ihnen auch die heil. Schriften der christlichen Reformation nichts nach. Die nicht Paulinischen Briefe z. B. sprachen, wenn sie die Werke der Liebe anempfahlen, immer nur von „Brüdern," (z. B. 1. Petr. 1, — 1. Johan. 2), und ließen den fremden Leser in Zweifel, ob damit auch Nichtjuden gemeint sein könnten. —

Ob eine allgemeine Nächstenliebe überhaupt möglich und unbedingt anzuempfehlen gewesen sei, ist eine bedeutenwerthe Frage. —

Es gab darin stets natürliche Gränzen, welche das Christenthum eben auch nicht überschreiten wollte und konnte. — Daß ihm wirklich der Haß nicht fremd blieb, zeigen seine heil. Schriften. (So z. B. Matth. 21, 12 u. A.) — Die heil. Liebe mußte ja eine erlaubte, ja sogar geheiligte Abneigung gegen alles Gemeine und Schlechte in sich tragen. Wer dem Christos angehören sollte, mußte auch, wie er, die großen Gedenkzettel und breiten Säume hassen, womit sich pharisäische Frömmigkeit herausputzte, um nicht ungesehen und ungeschmeichelt zu bleiben. — Er mußte die langen und lauten Gebete hassen, mit denen der Hilferuf und die Klage von unterdrückten Wittwen und Waisen überschrieen werden sollte. — Er hatte die Gewissenhaftigkeit in Geberden und Ceremonien zu hassen, die den frevelhaften Bruch von Treue und Ehrlichkeit verbargen. — Er mußte das Uebertünchen von Gräbern hassen, die ihren modrigen Inhalt verläugneten. — Er mußte jenes heuchlerische Gesindel hassen, das vielleicht — mit Schillers Worte zu sprechen — „Liebe des Nächsten

predigte und den achtzigjährigen Blinden von seinen Thüren hinwegfluchte.“ — —

Die Lehre über Feindesliebe war ebenfalls schon in den Schriften des alten Judenthums, und nicht sparsam gepredigt worden. Z. B. (Spr. 25, 21): Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brod, dürstet ihn, so gib ihm Wasser zu trinken. So wirst du glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln, und der Herr wird es dir vergelten.“ — (Daselbst 24, 17): „Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und dein Herz sei nicht froh über sein Unglück; der Herr könnte es sehen und sein Mißfallen daran finden.“ — (Sirach 28): „Vergib deinem Nächsten was er dir zu Leide gethan hat, damit dir deine Sünden vergeben werden.“ — „Gedenke deines Endes, und laß die Feindseligkeit sein, die nur Tod und Verderben sucht.“ — (8, 8): „Freue dich auch nicht, wenn dein Feind stirbt, sondern bedenke, daß Alle die Reihe trifft.“ —

Demgemäß mahnte auch die Reformation, alte Lehrsätze wiederholend, (Matth. 5, 44): „Liebet eure Feinde, segnet die, welche euch fluchen, thuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für jene, die euch verfolgen.“ — „Wenn ihr nur die lieben wolltet, die euch wieder lieben, welches Verdienst hättet ihr da? Thun das nicht auch die Zöllner? Liebet eure Feinde, damit ihr wahre Kinder eures Gottes seid, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt,“ u. s. w.

Allerdings ist das Beispiel des gekreuzigten Meisters, wie er in seinen Schmerzen für diejenigen betet, „die nicht wissen, was sie thun,“ in gewisser Hinsicht ein erhabenes besonders wenn es manchem langen Gebete wider die Feinde zur Seite gestellt wird, deren die Bibel des Alten Testamentes viele enthält (z. B. Psalm 59). Aber das Neue Testament führt auch nicht wenige Beweise dafür an, daß eine unbedingte und vollständige Ausübung der Feindesliebe selbst den ersten Jüngern der Reformation, ja sogar einem Paulus zu schwer werden konnte. So läßt z. B. der 2. Brief an Timoth. (4, 14) den Apostel sagen: „Der Schmied Alexander hat mir viel Böses erwiesen, der Herr bezahle ihm nach dem, was er gethan hat.“ — Dem 1. Briefe an Timoth. (1, 20) gemäß, hätte derselbe Apostel diesen seinen

Gegner mit noch einem Andern schon früher, weil sie seiner gespottet haben, „dem Satan übergeben" (ihm Verderben des Fleisches gewünscht). Und wenn es in Röm. 12, 19 auch heißt: „Rächet euch selber nicht, sondern gebet Raum dem Zorne, weil die Rache Gott angehört," so liegt doch in dieser Mahnung eine Härte, die dem Wunsche einer viel härteren jenseitigen Entgeltung gleich kommt. — Der Verfasser der Briefe Joannis, welcher viel von Liebe und Eintracht zu sprechen wußte, gebot (2. Joh. 10, 1): „So Jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt (also euer Gegner ist), den nehmet nicht in's Haus auf, und grüßet ihn nicht." —

Ebenso soll einst Petrus, „der Felsen," „die Säule," — nach dem Zeugnisse der Apostgesch. (8, 20) dem Zauberer Simon zugerufen haben: „Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde!" — Auch hat es noch kein christlicher Schriftgelehrte gewagt, des Meisters siebenfaches: „Wehe über euch, ihr Pharisäer!" auf die Wagschaale der Milde zu legen, ohne Gefahr falsch zu wägen. — Und wer vermag die Worte bei Math. 16, 16: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden" der Menschenfreundlichkeit zuzutrauen! *)

---

*) Daß die Vorschrift, seinem Feinde zu verzeihen, auch nicht das ausschließliche Eigenthum weder der Judenreligion überhaupt, noch ihrer Reformation insbesondere sei, ist bereits (S. 92 u. 96) angedeutet worden. Die Schriften vorchristlicher Heiden, wie eines Sokrates, Plato, Cicero, eines Confudsö, Zoroaster und Anderer bezeugen das hinlänglich, und wenn die Bibel nachahmungswürdige Beispiele der Milde und Barmherzigkeit gegen Feinde anzuführen hatte: so fehlten sie auch dem Heidenthume weder vor, noch nach der Reformation, und weder auf der einen noch auf der andern Erdhälfte. Es ist aber ein solcher Nachweis durchaus keine Zurücksetzung des Christenthums, sondern im Gegentheil eine Bekräftigung der Ueberzeugung, daß die Grundgesetze wahrer Moral immer und überall dieselben gewesen sind, und daß das Christenthum in seinem innersten Wesen, nicht nur so alt als das Judenthum, sondern auch so alt als die Menschheit ist. —

Dem spartanischen Gesetzgeber Lykurgus, (der um die Zeit 338 vor Chr. G. lebte), schlug ein junger Mensch mit dem Stocke ein Auge aus, und ward ihm deßhalb vom Volke zur beliebigen Rache übergeben. Lykurgus nahm den Feind zu sich, unterrichtete, bildete und brachte ihn dann in die Volksversammlung. Denen, die sich darüber wunderten, sagte er: Als ich diesen jungen Mann von euch erhielt, war er gewaltthätig und übermüthig, nun gebe ich ihn euch vernünftig und bescheiden wieder. —

Mit welcher Milde und Ruhe Sokrates, (etwa 400 J. vor Chr. G.)

Die reformatorische Predigt des Christenthums enthielt auch einige Lehren, welche mit den Grundsätzen des Essenischen Vereins zusammenfielen. (S. 210). Hierher darf man z. B. ganz besonders die dringend anempfohlene Verachtung des Reichthums zählen.

Im Alten Testamente waren die Meinungen der Gottesgelehrten darüber getheilt, ob es besser sei reich als arm zu sein. In den Sprüchwörtern Salom. heißt es z. B. (10, 15): „Das Gut des Reichen ist seine feste Stadt, aber die Armuth macht den Bedürftigen blöde. — Der Gerechte bedarf seiner Güter zum Leben, der Gottlose dagegen zur Sünde.“ — (14, 24): Reichthum ist für den Weisen eine Krone.“ — (22, 7): „Wer borgen muß, ist dessen Knecht, von dem er borgt.“ —

Im 30, 8. ließ man den üppigen und prunksüchtigen Salomo beten: „Gieb mir nicht Reichthum, aber auch nicht Armuth, sondern laß mir meinen bescheidenen Theil dessen, was ich zum Leben bedarf.“ —

Als Gegensätze zu diesen Aussprüchen bot die heil. Schrift Andere dar, welche — jedoch unter mancherlei Voraussetzungen — die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Reichseins darstellten. (So z. B. Pred. 5, 9) — Nur diese nahm das Christenthum der ersten Zeiten ebenso wie der essenische Verein predigend auf, und machte Verachtung des Reichthums zur ausdrücklichen Bedingung der Jüngerschaft. „Willst du mein Jünger sein, verkaufe was du hast, und verschenke es an die Armen.“ — „Sammelt euch keine Schätze auf Erden; Motten und Rost verzehren, Diebe stehlen sie. Trachtet lieber nach geistigen Gütern.“ —

Es ist gar schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich

---

den Giftbecher nahm, zu dem ihn seine Feinde mit Hilfe eines aufgeregten Volkshaufens verurtheilt hatten, ist bekannt. —

Von Julius Cäsar, dessen ausgezeichnetes Leben durchaus nicht als religiöses Beispiel aufzustellen ist, rühmte man, daß er bei seinem außerordentlichen Gedächtnisse nichts vergessen habe, als Beleidigungen. Und er war Diktator (Gewalthaber) Roms, ein Mann der Weltherrschaft, und kein Christ. —

Der Grundsatz aller Feindesliebe: „Was du nicht willst“ u. s. w. findet sich in den ältesten religiösen Urkunden heidnischer Völker, und ist jedenfalls älter als die christliche Bibel. —

komme." — „Hütet euch vor Habsucht, denn Niemand lebt (das eigentliche Leben) vom Ueberflusse seiner Güter. Reicher Narr! Noch diese Nacht kann deine Seele von dir gefordert werden, und was wird es dann mit all' deinen gesammelten Schätzen sein?" — (Vgl. Jakobs Brief 5, 1). —

Etwas milder klingt freilich die Mahnung an Timotheus (6, 7): „Wir haben nichts in die Welt gebracht und werden nichts aus ihr forttragen, (Ein alter Spruch aus Pred. 5, 14). Darum lasset uns daran genug haben, wenn uns nicht Nahrung und Kleidung fehlt. Das Streben nach Reichthum führt in Versuchungen und Fallstricke" (des Teufels). —

Solche Grundsätze gehörten aber nicht nur den Essenern, sondern überhaupt vielen damaligen heidnisch-religiösen Vereinen und Schulen an. — Vorschriften einer allgemeinen Religion sollten sie wohl nicht werden. Wie wäre auch Aller Armuth möglich gewesen! Daher wurden jene evangelischen Worte bei Zeiten nach theologischer Weisheit zurechtgelegt und gedeutet. „Es wäre das, meinte man, nur ein guter (evangelischer) Rath, den Einer oder der Andere zu seiner höhern Vollkommenheit annehmen dürfte." Die Worte, welche man den Rabbi von Nazareth und seine Apostel sprechen ließ, waren freilich bestimmter gestellt. Es lag darin offenbar die Absicht, essenische Genügsamkeit und Einfalt in arme und kleine Gemeinden einzuführen. Später mußte es eben auch anders werden, wie es z. B. bei der Buddah-Religion einst der Fall gewesen war. (Vgl. S. 64). —

Gleiches Schicksal hatte die essenische Lehre, daß das Schwören unerlaubt sei. —

Das alte Gesetz hatte den Eid geboten, und nur den Meineid für Sünde und Unrecht erklärt. (3. Mos. 5 u. A.) Jehovah selbst hat nach häufigen Versicherungen der heiligen Schrift ziemlich oft geschworen. Die Reformation trat ernstlich dagegen auf, erklärte den Eid und alle Betheuerungen für Sünde, und verlangte für vorkommende Fälle nur die allereinfachste Bestätigung der Wahrheit. „Ich sage euch, daß ihr gar nicht schwören sollt, weder beim Himmel noch bei der Erde, noch bei eurem Haupte. Eure Rede sei: Ja oder Nein. Was darüber, ist alles vom Uebel." —

Geschrieben war dieser Grundsatz zu lesen und so klar, daß er nicht gemißdeutet werden konnte. Das Evangelium

hatte die Absicht, die alte Religion der Schwüre und Betheuerungen zu reformiren. — Ob es gelang? — —

Noch andere Lehren des Essenismus waren in den Ermahnungen zur ehelichen Enthaltsamkeit, Geringachtung der Frauen, zur wechselseitigen Bedienung (z. B. Fußwaschung) und zur Gütergemeinschaft ausgeprägt.

— — „Also ist es Wahrheit:
Aus allen Dichtern seit der grauen Urzeit,
Aus den Gedichten selber und den Mährchen,
Aus allen Weisen, die ihr Wort gesprochen,
Aus ihren Worten selbst und Weissagungen,
Aus allen Malern, die ihr Bild gemalt,
Aus allen Bildern, selbst auch den vergangenen,
Aus allen Guten, die ihr Werk gethan,
Aus allen Kämpfern, die den Kampf gekämpft
Mit Leibern, Seelen, Drachen und Tyrannen —
Aus Allem ward der (neue) Mensch" (der Christ). —
(L. Schefer).

Die Predigt des Christenthums verlangte eine Erneuerung, Verbesserung, Erfüllung des Judenthums. Doch wie? Gründlich? — So gründlich und durchgreifend, daß Nichts mehr hinzuzufügen übrig blieb? — Oder daß alle Weisen, alle Menschen, in allen vergangenen und zukünftigen Zeiten, mit all ihrem Denken daran zu Schanden werden müßten? —

Leicht nimmt der Gläubige die Versicherung hin, daß des Christenthums Evangelium Alles enthalte, was dazu nöthig ist, damit die Menschheit lerne, „so vollkommen sein, wie der Vater im Himmel es ist." In der That aber ist dieß nicht der Fall. Der Forscher findet, was er vielleicht gar nicht finden wollte — Lücken. Ist das wahr? — Prüfe! — Die Reformation des Judenthums ließ nicht nur Religions- und Sittenlehrern der nachfolgenden Zeiten einen großartigen Spielraum übrig, sondern löste auch nicht einmal alle jene Fragen der sittlichen Vollkommenheit, deren

Beantwortung schon im Alterthume zur „Erlösung und Seligkeit" nothwendig war. Für diese (höchst ketzerische) Behauptung aus vielen nur wenige Beispiele. —

Das wichtigste aller menschlichen Verhältnisse war gewiß von jeher das zwischen Kindern und Eltern. Nicht nur des Einzelnen und der Familien Wohl und Glück beruhte darauf, sondern auch das Bestehen ganzer Staaten. Das große römische Reich ist in dem sittlichen Verfalle seines Familienlebens zu Grunde gegangen. — Die Pflichten, welche Eltern und Kindern oblagen, gehörten jedenfalls schon damals zu den allerersten und allerbedeutensten. In den Lehren der alten Rabbinen gab es hierin Manches zu reformiren. Das Verhältniß der Väter zu den Familien war damals noch ein eisernes, und wie die Kinder sich nach Anleitung der Pharisäer ihrer rohesten Pflichten entledigt haben mögen, läßt sich aus Mark. 7, 11 (S. 272) errathen.

Eine gründliche Belehrung war hierin so nothwendig für Eltern und Kinder wie das tägliche Brot. Aber das Christenthum ging darüber hinweg. Die heiligen Schriften erwähnen nur selten dieses wichtigen Verhältnisses, und wenn sie es thun, so geschieht es kurz und oberflächlich, oder es werden die Aussprüche altjüdischer Weisheit, wie sie schon gang und gäbe waren, wiederholt.

Waren diese vielleicht so genügend, daß es nicht nöthig schien etwas hinzuzufügen, zu ändern, zu bessern? — Nur wenige waren von jener zarteren Natur, wie sie dieses erste aller menschlichen Verhältnisse unabweislich verlangt, die meisten aber derb und für rohe Menschen berechnet. So z. B. die Ermahnungen an Kinder, im Buche der Sprüchw. (30, 7): „Das Auge dessen, der seinen Vater verspottet, und das Gebären seiner Mutter verachtet, soll durch Raben an den Bächen ausgehackt und von jungen Adlern gefressen werden." (20, 20): „Wer seinem Vater und seiner Mutter Böses wünscht, dem wird sein Licht auslöschen, wenn er gerade in der Finsterniß ist." — (28, 24): „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt, und sagt, es sei keine Sünde, der ist eines Todtschlägers Geselle." — (Ebenso derb sind z. B. 3. Mos. 20, 9 — 5. Mos. 27, 16 u. A.)

Derartige Mahnungen gehören Menschen und Zeiten von großer Sittenrohheit an. Weichere und zartfühlendere Gemüther konnten ihrer ganz entbehren. Die reformatorischen

Schriften haben aber diese bedeutende Lücke der alten Juden-Moral nicht ausgefüllt.

Ja, sie thaten noch Schlimmeres, etwas, das dem wahrhaft kindlichen Gemüthe unter allen Umständen zuwider ist, etwas, das kein Gott gebieten kann, gebieten wird. Sie lehrten, daß man, um Schüler des neuen Glaubens zu sein, „Vater und Mutter verlassen müsse, und daß jener des Meisters nicht werth sei, welcher die Eltern lieber hat als ihn.“ —

Derartiges hat außer der christlichen keine der alten Religionen gepredigt. In den heil. Schriften der Chinesen, wie sie schon 600 Jahre vor Chr. G. gesammelt waren, heißt es dagegen: „So lange euer Vater und eure Mutter lebt, verlaßt sie nicht, und wenn ihr euch von ihnen entfernen müßt, lasset sie die Gegend wissen, wohin ihr euch begebet.“ — „Ohne kindliche Ehrfurcht erwarte man vergebens Treue gegen Fürsten, Liebe zu den Geschwistern, Milde gegen Untergebene und Ehrlichkeit gegen Freunde.“ — „Kindliche Liebe ist der Grundpfeiler der Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit, Höflichkeit, Weisheit und Wahrheit.“ —

Darf man hier überhaupt einen Blick in die Schulen der alten Heiden werfen? — Vielleicht nur, um zu sehen, ob sie die großen Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern auch entweder so kurz abfertigten oder — um ihrer Lehren willen bei Seite setzten. Xenophon z. B., ein berühmter Feldherr Griechenlands, schrieb (ungefähr 400 J. vor Chr. G.) Erinnerungen an Sokrates auf, in denen er diesen Sittenlehrer zu seiner Söhne Einem, der eben der Mutter zürnte, (unter Andern) also sprechen läßt:

„Könnte Jemand von Jemandem größere Wohlthaten empfangen haben, als Kinder von den Eltern, denen sie ihr Dasein, und den Anblick so vieles Schönen und den Genuß so vieles Guten verdanken: einen Genuß, der uns so über Alles geht, daß wir allgemein uns vor nichts so sehr fürchten, als von ihm scheiden zu müssen. — Die Frau muß ihrerseits die Bürde (das Kind) mit Beschwerde und Gefahr ihres eigenen Lebens tragen, dem Kinde einen Theil ihrer eigenen Nahrung abgeben, und nachdem sie mit vieler Mühe es ausgetragen und geboren hat, es ernähren und pflegen, ohne von ihm früher etwas Gutes empfangen zu haben, und ohne daß das Kind weiß, wer seine Wohlthäterin ist, oder zu verstehen

geben kann, wo es ihm fehlt; sie muß selbst errathen, was dem Kinde gut oder angenehm sein kann, und lange Zeit mit der größten Anstrengung bei Tag und bei Nacht, es warten, ohne zu wissen, welchen Dank sie dafür bekommen wird" u. s. w.

Es braucht nicht beigefügt zu werden, daß derlei eindringliche Vorstellungen bei den Sittenlehrern des Alterthums nicht vereinzelt dastanden, und daß sie durchaus nur zu billigen sind. Wie himmelweit stehen sie aber von jenem evangelischen Gebote entfernt! Und will man es blos auf die Apostel der neuen Lehre beziehen? Sie durften erst recht nicht ein solches Beispiel geben, wenn man zu ihrer Lehre Vertrauen fassen sollte. —

Wenn nicht schon die evangelische Bemerkung (Matth. 12, 46) nach welcher der Rabbi von Nazareth die eigene Mutter von sich abgewiesen haben sollte, die ersten Christen verletzt hat, so war das nur ein Beweis mehr, daß sie einer Belehrung darüber bedürftig waren, ob und wie man dem Reiche Gottes dienen könne, ohne die Liebe zu seinen Eltern zu verleugnen. Auch diese fehlte in den heil. Schriften des ersten Christenthums.

Die Lehrer elterlicher und kindlicher Pflichten sind somit genöthigt worden, die Beweggründe irgend anderswo aufzusuchen, als in den Schriften des christlichen Heils. Und so geschah es auch. —

Wie groß aber diese Lücke in der christlichen Sittenlehre war, läßt sich besser herausfühlen als sagen. —

Ebenso war eine andere Frage der vollkommenen Menschlichkeit gewiß auch damals schon von großer Bedeutung, nemlich die über Sklaverei. Die christliche Reformation ließ sie unerledigt stehen. —

Sklaverei war im alten Judenthume üblich und gesetzlich erlaubt. Der neue Glaube an Erlösung aller Menschen, der Brüderlichkeit, Freiheit, Gleichberechtigung, und allgemeine Menschenliebe predigte und — verhieß, brachte den Sklaven keine Erlösung, sondern nur die Aufmunterung, Sklaven zu bleiben in aller Niedrigkeit und Geduld. Er versuchte es mit wenigen oberflächlichen und matten Worten den Sklavenhaltern Pflichten vorzuschreiben, hatte aber nichts dagegen, daß es überhaupt Sklaverei gab. Und was die heil. Schriften der christl. Prediger darüber sagten ist nicht nur wenig, sondern es ist auch nicht ganz richtig. Im Briefe an die Kolosser

heißt es (3, 20): „Ihr Knechte, (Sklaven, Leibeigenen), seid in allen Dingen gehorsam eurem leiblichen Herrn, alles, was ihr thut, das thut vom Herzen, nicht als einem Menschen, sondern als eurem Herrn.“ —

Der 1. Brief an Timoth. (6, 1) meint: „Die Leibeigenen, welche unter dem Joche sind, sollen ihre Herren aller Ehren werth halten, auf daß nicht der Name Gottes und die Lehre verlästert werde.“ Und 1. Petr. (2, 15) erklärt sogar: „Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht euren Herrn, nicht allein den gelinden und gütigen, sondern auch den wunderlichen. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um eines Fehlers willen Prügel zu erdulden habt? Wenn ihr (sie) um guter Thaten willen erleidet, das ist Gnade Gottes.“

Mehr hatte die christliche Reform nicht zu sagen? — Besseres nicht? —

Es war in der That sehr wenig, und selbst in diesem Wenigen lag eine trostlose Härte, die sich nicht einmal im alten Gesetze blicken ließ. Dieses hatte wenigstens einige wenn auch nur leichte Schranken der Strenge oder Grausamkeit herzloser Sklaveneigner entgegengesetzt. (S. 183—184.) Auch bedurfte es langer — Jahrhunderte? — nein, man muß sagen, Jahrtausende, bis Leibeigenschaften und Sklavereien, nicht etwa durch die Kraft des Christenthums, sondern durch die Freisinnigkeit ketzerischer Mächte ein theilweises Ende fanden. Die Christuslehre hatte immer Gelegenheit, diese Wunden der menschlichen Gesellschaft zu heilen. Wo es einmal galt, Kinder den Eltern zu entreißen, Geschwister zu entzweien, Freunde zu trennen, Hausgenossen gegeneinander zu erzürnen, Alles um des neuen Glaubens willen: da konnte es auch heißen: Wer mein Schüler sein will, gebe die Sklaven frei und achte die Menschenwürde. — Das Evangelium unterließ es, und war in der Folge nicht einmal stark genug, die Leibeigenen gegen Grausamkeiten der „brüderlichen“ Herren zu schützen. Ja, was noch sonderbarer ist, Juden hörten früher auf, Sklaven zu halten als Christen.

Das alte Heidenthum hielt das Recht der Sklaverei strenge aufrecht, aber seine besseren Sittenlehrer billigten es nicht. Der griechische Weisheitsprediger Aristoteles z. B. nannte zwar den Sklaven bedauernd „ein lebendiges Werkzeug, wie das Werkzeug ein lebloser Sklave sei“: aber er fügte hinzu:

„In wie weit der Sklave Sklave ist, giebt es gegen ihn keine Freundschaft, wohl aber, in wiefern er Mensch ist.“ —

Nicht minder auffallend muß es erscheinen, daß die Reformation das Verhältniß der Menschheit zur vernunftlosen Schöpfung ganz unberührt ließ. Sie hatte viel von Engeln und Teufeln zu sagen, und wußte (z. B. im Briefe Judä v. 8—10) anzudeuten, wie man sich gegen diese himmlischen „Majestäten und Herrschaften“ zu verhalten habe. (S. 311). Und doch hatten die Menschen mit derlei Wesen nur in der Einbildung zu schaffen, während sie in der Wirklichkeit mit einer Unzahl natürlicher Geschöpfe beständig in Berührung kamen, gegen welche Pflichten zu erfüllen waren. Wohin immer ein Mensch durch sein Trachten und Streben gelangt, stößt er auf Thiere und Pflanzen, sicht- und greifbare Wesen, die einen bestimmten und achtbaren Platz in der Schöpfung einnehmen. —

Das alte Testament enthielt manchen Irrthum, und dennoch gedachte es mitleidig der leidenden Thiere. Es lehrte aber auch, des Menschen wegen sei Alles erschaffen worden. Warum sollte er sich also nicht aller Geschöpfe bedienen, wie es ihm beliebte oder nützlich schien? — Hat einst die Sonne einer Menschenschlächterei zu Liebe und gegen alle damals bekannten Naturgesetze stille gestanden, warum sollte der Mensch die allgemeine Harmonie im Weltall nicht auch stören dürfen? Hier gab es zu reformiren; aber die neue Lehre schwieg.

Das alte Testament hatte es wenigstens der Mühe werth gehalten, der Thiere manchmal zu gedenken, und sie vor der allergröbsten Rohheit zu schützen. „Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes,“ mahnte das alte Sprüchwort, und ein Mosaisches Gesetz verordnete, „junge Thiere vor den Augen ihrer Mutter nicht zu tödten, auf daß es dem Menschen wohl gehe und er lange lebe,“ oder „Esel und Ochs nicht zusammen zu spannen“ oder endlich „dem Ochsen, welcher drischt, (das Getreide austritt), das Maul nicht zu verbinden,“ und überhaupt allen arbeitenden Thieren die Ruhe des Sabbats zukommen zu lassen.

Waren aber vielleicht diese wenigen, kleinen Verordnungen des Mosaismus ausreichend, um das ganze sittliche Verhältniß festzustellen, in welchem der vernünftige Mensch zu seiner gesammten vernunftlosen Umgebung stehen soll? Waren darin alle Rechte der Einen, alle Pflichten der Andern ausgesprochen? —

Gewiß nicht. Die Pflichten des Menschen gegen Thiere und Pflanzen sind auch viel schwerer zu erfüllen, als die gegen Engel oder Geister. Von diesen sprach die Reformation, von jenen nicht. — Nach diesem dunkeln Winkel menschlicher Vollkommenheit hin fehlte es also an Licht. Dasjenige, welches leuchten sollte in aller Finsterniß, ließ aber den neuen Menschen, den Christen, in dem althergebrachten, finsteren Wahne, er sei Herr, Tyrann, Despot der Schöpfung, er könne und dürfe ihr Plagegeist sein. —

Wenn dem nun wirklich so war, wenn die christliche Neuerung nicht Alles, was der alten Religion fehlte, ersetzt hat; wenn sie nicht Alles, was halb oder unvollkommen gelehrt worden war, vollendete; wenn sie nicht Alles, dessen der Mensch zu seiner Vollendung bedurfte, zu wissen gab: war das ein Gebrechen? —

Ja! aber erklärlich und natürlich zu nennen, wenn das Christenthum eine Reformation des Judenthums war, unerklärlich und unnatürlich, wenn es mehr sein sollte. — Die Religion war immer des Menschen höchste und heiligste Angelegenheit, er mußte daher auch immer deren größtmöglichste Vollkommenheit beanspruchen dürfen. Vor menschlichen Lehrern konnte er sich bescheiden, weil deren Vollkommenheit in der Zeit wird, beständig fort wird, und das Streben darnach wer weiß wann? und wer weiß wie? sein Ziel erreicht. Vor übermenschlichen Lehrern aber könnte sich der aufgeklärter denkende Mensch nicht bescheiden, wenn sie ihm nicht Alles und nicht genau sagten, und dennoch immer mahnten, vollkommen zu sein, und noch dazu mit ewigem Verderben, mit Hölle und Fluch drohten, wenn er es nicht wäre. —

Wer daher das Christenthum nicht eine Menschen- sondern eine Gotteskraft nennen will, kann dabei höchstens nur — an Jehovah denken.

Für den Denker sind übrigens solche Bedenklichkeiten längst gelöst. In ihm waltet die feste Ueberzeugung, daß die christliche Reformation ursprünglich die alte Judenreligion nur von ihren Schlacken und Lasten befreien, der priesterlichen und Schriftgelehrten-Willkühr entziehen, dem gesunden Denken anheim geben wollte. Aus dem Gebirge rabbinischer Kleinlichkeiten und angehäufter Vorschriften, sieht er im Christenthume alte, vergrabene Schätze des menschlichen Geistes zu

Tage gefördert, dem Volke zur Betrachtung vorgestellt und zur Erfüllung anempfohlen. Mehr nicht. —

In Beantwortung der Frage vom Werth des einst gepredigten Christenthums, das heißt also desjenigen, welches vor achtzehn Jahrhunderten verkündigt worden ist, besteht gegenwärtig eine große Zersplitterung der Meinungen unter Gelehrten und Ungelehrten, Rechtgläubigen und Freidenkern, Christen und Nichtchristen. Ob es wohl möglich ist, sich unter ihnen zurecht zu finden? — Vielleicht durch eine ehrliche und klare Beantwortung folgender Fragen, die seit einigen Jahrzehenden immer dringender werden, und gleichsam eine Brücke bilden, über welche nun einmal die denkende Menschheit hinüber kommen muß, um auf dem Wege der religiösen Bildung weiter vorwärts schreiten zu können. Es sind Fragen, die in vergangenen Zeiten nur selten und leise, nur in geschlossenen Kreisen ausgesprochen und beleuchtet wurden, die sich aber nun nicht länger mehr in Gelehrtenschulen einschließen lassen, sondern vom Volke, es sei gläubig oder ungläubig, entschieden sein wollen. Sie lauten:

War die Predigt des Urchristenthums nur Liebe? Nur heilige, unbedingte Liebe? — War sie nur überhaupt Haß des Hasses? — oder nur Haß des Schlechten, Nichtswürdigen, Unmenschlichen? — Oder Haß aller und jeder Unwahrheit? —

War sie die allerreinste Verkündigung des Gottesglaubens, die es nur immer geben kann? — Oder war sie die allerreinste, wie sie damals nur immer sein konnte? —

Waren die Verheißungen und Hoffnungen, welche sie ihren Gläubigen machte, die allersichersten von der Welt? — die allerschönsten? — die allernothwendigsten? —

Waren die Gesinnungen und Thaten, welche sie begehrte, die einzig gerechten, so daß Niemand anders gerecht sein konnte? —

Lehrte sie alle Mittel, durch deren Anwendung die Menschheit von ihren Verbrechen, oder von ihren Thorheiten für immer geheilt werden konnte, geheilt werden kann? —

Waren das Ziel, nach welchem sie hinzeigte, und der Weg, den sie eröffnete, auch die allervernünftigsten? —

Bedurfte also die ganze Menschheit gar keiner andern Botschaft mehr? — keiner freudigeren? — keiner glücklicheren? —

Kündigte sich die Predigt des Urchristenthums als Schlußstein aller ferneren religiösen Bestrebungen (also als das höchste Ideal) an? —

Und endlich: Konnte aus ihr unter andern Umständen nicht auch etwas ganz Anderes werden, als geworden ist? —

VI.

„Das Wort geht aus, geboren
Aus einem Mund, zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren geht es ein."
(Aus dem Orient.)

Die Lehre der jüdischen Reformation hat den Boden ihrer ursprünglichen Bestimmung, Palläftina, bald verlassen, und sich ganz vorzüglich in die angränzenden heidnischen Länder ausgebreitet. Dem Apostel Paulus wird das Verdienst, bisher noch wenig bestritten, zuerkannt, der Erste gewesen zu sein, der nicht nur die Lehre für Heiden zurecht legte, sondern sie ihnen auch selbst mit Erfolg überbrachte. Während nun aber Nichtjuden sich ihr zuwendeten, blieb sie im Heimathlande ohne auffallende Wirkung. —

Durch die der jüdischen Nation verderblichen Empörungskriege, welche sie mit ihren Gewalthabern geführt hat, und deren unglücklichster Ausgang die gänzliche Zerstörung ihrer heiligen Hauptstadt gewesen ist, wurde der allergrößte Theil der Bewohner aus dem Vaterlande verjagt, und in alle Gegenden des weiten römischen Reiches zerstreut. Darunter gab es Reformirte, somit Boten und Ueberbringer des neuen Glaubens. —

„Der moralische Vortheil der Zerstörung des jerusa-

lemer Tempels — sagt ein hierauf bezügliches Schriftwerk der Neuzeit *) — war in sofern sehr groß, daß mit demselben wenigstens an einem Punkte des römischen Reichs, so klein er auch geographisch war, der alte blutige Opferdienst vernichtet wurde. Dieser Tempelbrand wurde insbesondere zur Triumphfackel für die neuen Vereine der Christos-verehrer. Für die Juden war von nun an alles Opfer in ihrem Einen Tempel unmöglich, und das Wallfahrten dahin ferner nutzlos. — Allein die Christos-Bekenner beklagten dieses Ereigniß nicht nur nicht, sondern — erkannten darin „den Finger Gottes," ein Strafgericht über die Priester, über Freunde und Verwandte des hingerichteten Jesus, die seine Sendung nicht anerkannt hatten. Dazu waren sie auch faktisch (thatsächlich) von aller Verbindlichkeit gegen Tempelceremonien erlöst; denn Niemand war mehr da, der diese Dinge obrigkeitlich ferner hätte fordern, und ihre Unterlassung amtlich strafen können."

„Es unterblieben auch fortan alle Einwendungen, die bisher unmittelbar von Jerusalem aus, gegen die Meinung von der Menschwerdung des Christos gemacht worden waren; diese Meinung hatte daher von dieser Seite, der gefährlichsten von Allen, keine Hindernisse mehr zu fürchten. — Während also der altgläubige Jude über Zions Fall fromme Jammerthränen weinte, vergoß der arme Neugläubige fromme Freudenthränen." —

Mit einem Worte: Die äußeren Ereignisse kamen dem Christenthum zu Hilfe, zerstörten den Reformatoren ihren eigenen Boden unter den Füßen und nöthigten sie, den Fremden der Heiden zu betreten. —

Von dieser Zeit an begann erst die Ausbreitung der Christuslehre. — Ihre Darstellung und Beschreibung, welche man dem Volke gewöhnlich zu machen pflegt, gränzt aber nicht nur an das Reich der Wunder, sondern wird auch absichtlich so eingerichtet, daß sie den Glauben an eine ganz außerordentliche Fügung Gottes hervorrufen soll.

Doch die Geschichtsforschung der neuen Zeit erschwert gewaltig derartige Bestrebungen, indem sie vielfach nachweist,

*) Entstehung des Christenthums von B. Copernicanus S. 316.

was es mit dem hochgepriesenen Wunder der christlichen Verbreitung für ein Bewandtniß habe. —

Der denkende Mensch braucht sich nicht einmal in alle die weitläufigen Auseinandersetzungen der verschiedenen Parteien zu vertiefen, um den einfachen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu erkennen. Er liegt zu offen am Tage.

Drei bedeutende Merkmale sind dabei ganz vorzüglich zu beachten:

Der Zeitpunkt, von welchem die Rede ist, wenn man eine schnelle Ausbreitung der jüdischen Reformation zu bewundern wünscht;

Die Zeitdauer, während welcher dieselbe zu Stande gebracht worden ist;

Die Mittel, welche man mit Erfolg angewendet hat. —

Anders war die Verbreitung der Christoslehre in jedem der ersten Jahrhunderte, anders in jedem der Folgenden.

Sie nahm ihren Weg, wie etwa der tägliche Sonnenstrahl, wie die Wanderung der Völker, wie Künste und Wissenschaften, und vielleicht auch wie die bedeutenderen Krankheiten und Geißeln des Menschengeschlechtes — vom Orient zum Occident, vom Aufgang zum Untergang. —

Zur Christianisirung Europas, des kleinsten der bewohnten Erdtheile, bedurfte es viel über tausend Jahre; zu der Amerikas, des größeren, wird wohl das zweite Jahrtausend aufgewendet werden müssen; zu jener des größten aber, Asiens, soll es erst noch im Laufe der Zukunft kommen. —

Was die Mittel betrifft, welche man zur Verbreitung der Christoslehre anzuwenden Freiheit und Nöthigung hatte, so waren sie nach Zeiten, Orten, Menschen und Umständen verschieden und durchwechselten alle Stufen vom menschlich höchst Guten bis zum menschlich niedrigst Schlimmen herab. —

Die allerersten Christen waren Juden, und bemühten sich für die Ausbreitung ihres neuen Glaubens an den Menschgewordenen Messias so sehr zu wirken, wie es an sich der ganzen Nation von jeher eigen war, für ihren Glauben zu eifern. Sie gingen überall hin, predigten, bekehrten, beschnitten oder tauften, wo und wie und wen sie nur immer konnten. Sie machten, wie die heil. Urkunden selbst nachweisen, weder

große Umstände, noch Schwierigkeiten. Selbst Paulus — bezeugen diese — nahm bald Beschneidung bald Taufe vor, oder unterließ alle Ceremonien. (Er selbst soll sich — als Christ — haben beschneiden lassen.) —

Die Predigt der neuen Lehre hatte ihren natürlichen Erfolg.

„Das Wort ging aus geboren
Aus einem Mund; zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren ging es ein." —

Von selbst drängte sich dann jedem Neubekehrten die Pflicht auf — wenn sie ihm auch nicht auferlegt worden wäre — Proselyten zu machen, und einer der älteren Kirchenschriftsteller versichert aufrichtig: „Im Anfange lehrten Alle, und taufte Jeder, damit sich die Gemeinde vermehre."

Und wie freudig, wie um Gotteswillen mögen es Manche gethan haben! — Die ältesten Nachrichten betheuern, daß der Eifer urchristlicher Jünger und Bekehrer keine Gränzen gekannt habe. Für Mühsale, Leiden, Spott und Hohn, Martern und selbst Tod winkte die Palme ewiger Vergeltung im Himmel. An diese Welt fesselte sie nichts. Selbst die innigsten Familienbande brachen im heiligen Zuruf der neuen Religion. Am Segen des Vaters, wenn er ein Heide blieb, konnte der getauften Tochter nichts mehr gelegen sein, dem Sohne nichts am Fluche seiner andersgläubigen Mutter. Denn „wer Vater oder Mutter lieber hatte, als den Herrn Jesus, war seiner nicht werth," und: „wer nicht Alles, Haus und Hof, Weib und Kind verlassen konnte, war kein Christusjünger." —

Verfolgungen vernichteten nicht, sondern förderten, wie immer. „Das Blut des Märtyrer war ein neuer Saame der Christen." Die Ungnade der Mächte schadete auch nicht der Einigkeit, Standhaftigkeit und Lauterkeit christlicher Grundsätze, jedenfalls mehr ihre Gnade. —

Als dann nach Jahrhunderten Christen nicht mehr gehetzt, gequält, verfolgt wurden, übernahmen sie es, an Heiden und Juden so zu thun. —

„Fackel und Pechkranz warf dann in heidnische Säulengebälke christlicher Eifer."

Und als sich endlich auch Regenten des ungeheuren römischen Reiches der Christenpartei zuneigten; als Einer aus ihnen mit Hilfe derselben den Thron an sich zu reißen im

Stande war, ein Anderer ihn befestigte, ein Dritter ihn verherrlichte; als Kaiser Christen wurden, und dem Glauben auch Macht oder Gewalt, dem Evangelium auch Szepter oder Schwert vermählten: da war es doch wohl kein Wunder mehr, wenn die Unterthanen, Höflinge, Beamte, Söldner voran, vom Glauben ihrer Väter ließen, und die Taufe der Christen empfingen. Aus allen öffentlichen Anstalten mußten dann die Götterbilder fliehen und — Anderen Platz machen. Bald folgten kaiserliche Verordnungen, durch deren Strenge der Fall aller alten Religionsmeinungen herbeigeführt oder beschleunigt werden sollte. Im Jahre 342 mußten nach kaiserl. Anordnung alle Tempel geschlossen sein, und Niemand durfte ihnen in religiöser Absicht nahen. Opfer und Orakel waren bei Todesstrafe und Verlust des Vermögens untersagt, und den Statthaltern wurden dieselben Strafen angedroht, wenn sie gegen Ungehorsame lässig sein sollten. — Und die Leute, welche diese allerhöchsten Befehle zu vollziehen hatten, ließen sie es etwa, wenn sie sonst gute Christen und eifrige Beamte waren, aus wissentlicher Schuld an Sorgsamkeit mangeln, die Widerspenstigen überall aufzusuchen und zu Paaren zu treiben?

Es ist kaum anzunehmen. „Wer nicht glaubt und getauft ist, wird verdammt,“ sprach ohnehin das Evangelium (Math. 16, 16); „wer irgend redet wider den heil. Geist, dem wird es nicht vergeben werden, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.“ (Math. 12, 32) — „Wahrlich ich sage euch: Es wird dem Lande Sodom und Gomorrha am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als selbiger Stadt,“ (die an mich nicht geglaubt hat. Math. 10, 15).

Wer nun seinem innern Drange zur Unduldsamkeit nicht widerstehen konnte, fand in solchen Mahnungen allein, auch wenn ihm kaiserliche Befehle gemangelt hätten, Aufmunterung zur Verfolgung. —

So kam es, daß Tausende, ehe sie noch das heil. Bad berührten, schon in den Fluthen des Schreckens, der Angst, der Sorgen, der Ueberraschung — also im Geiste — getauft waren.

So wurde es allerdings erklärlich, was die Geschichte sagt, daß nach der Regierung Theodosius des Großen, welcher in der Reihe der christlich gewordenen Kaiser der siebente oder achte war, das Heidenthum bereits im ganzen Umfange seines Reiches ausgerottet gewesen sei. —

Der menschliche Verstand kann es nicht wagen, zu erklären, daß die Vorsehung an solchen Bestrebungen einen bestimmten Antheil gehabt habe. Der fromme Glaube meint freilich es sich erlauben zu dürfen.

Und wenn dann christliche Soldaten den neuen Glauben auf den Spitzen ihrer Schwerter Barbaren entgegen trugen, und denselben in die geschlagenen Wunden so zu sagen einimpften, war da auch noch Gottes Gnade wirksam oder ein Wunder im Spiele? —

„Manche Christen behaupten — schrieb einst Th. Paine — das Christenthum sei nicht durch das Schwert eingeführt worden; aber von welchem Zeitraume sprechen sie da? — Es war unmöglich, daß zwölf Männer mit dem Schwerte anfingen. Sie hatten nicht die Macht. Allein kaum waren die Bekenner des Christenthums mächtig genug, um das Schwert anzuwenden, so thaten sie es auch, und fügten Pfahl und Scheiterhaufen hinzu. — Nach derselben Gesinnung, womit Petrus dem Diener des Hohenpriesters das Ohr abhieb, (wenn die Geschichte wahr ist), würde er ihm und auch dem Herrn desselben den Kopf abgeschlagen haben, wenn er es vermocht hätte. Ueberdieß stützte sich das Christenthum gleich von vorne herein auf das alte Testament, und dieses wurde lediglich durch das Schwert begründet, und zwar durch den schlimmsten Gebrauch, den man davon machen konnte, nicht durch Abschreckung, sondern durch gänzliche Ausrottung.“ —

Lag in dem Wesen des Christenthums nicht auch ein einfach natürlicher Grund zur Ausbreitung? — Viele der christlichen Lehren hatten — für eine Zeit, wie die damalige — unläugbaren innern Werth, besonders wenn sie in ihrer ursprünglichen Einfachheit vorgetragen wurden. Stellte man sie den erbärmlichen Satzungen altheidnischer Priester entgegen, um sie damit zu vergleichen, so mußte besonders der niedere Theil des Volkes wenigstens eine Ahnung von Heil, Segen, Erlösung herausfühlen, wenigstens für Brüderlichkeit, welche erhebt und schmeichelt, für Armuth, die im Jenseits Zinsen trägt, für Sündenvergebung, die nichts kostet, eingenommen werden. In seiner alten Religion dagegen hatte der Heide abgenützte Götterbilder, die ihn langweilten, theure Opfer, die

ihn verdrossen, habsüchtige Priester, die ihn auszogen. Von ihnen konnte er leicht lassen, um bloß den wohlbegründeten Glauben an Einen Gott mit höchstens Einem Sohne, der noch dazu Mensch geworden ist, anzunehmen. Der Dienst im Geiste und in der Wahrheit paßte zu jeder Fähigkeit und Laune. Die Eine Gottheit war genügsam und Alles mit ihr für immer glücklich abgemacht. Uneigennützige Prediger, denen das Wort wahrhaft vom Herzen ging, fügten noch den höchsten Reiz hinzu.

Und nachdem sich die alten Priester um Belehrung des Volkes nicht im Mindesten gekümmert hatten, war in der neuen Religion die Predigt eine Hauptsache. Die erhabeneren Glaubens- und Sittenlehren damaliger Zeiten wurden hier in der Volkssprache verkündigt, und gaben dem gemeinen Manne auch einmal etwas zu denken, zu fühlen, zu träumen. Die Gelehrten und Weisen seines Landes hatten freilich dasselbe oder Aehnliches schon lange vorher und weitläuftig in ihren Schulen auseinandergesetzt: aber er wußte es nicht. Es war weitläuftig und nur in den Schulen geblieben, nach Gelehrten Art sorgfältig bewahrt und behütet durch Hoheit des Ausdrucks und Heimlichkeit der Schrift. —

Daher waren auch wirklich, wie Herder sagt, „Unwissenheit und Aberglaube das weite, tiefe Meer, in welchem Petri (und Pauli) Netz fischte.“ —

Und will man nicht noch auch die wirklich — kühnen Verheißungen auf die Waage legen, welche der neue Glaube so ganz ohne Weiteres machte? —

Die Weisesten der heidnischen Weisen hatten es nicht gewagt, ihren Mitmenschen, Hoffnungen auf das Jenseits von solcher Bestimmtheit zu machen, wie die christlichen. „Selig die Trauernden, Leidenden, Verfolgten, die Armen! Ihnen ganz allein gehört das Himmelreich. Der Reiche, Bevorzugte, Vornehme wird kaum dahin gelangen. Die letzten werden dort die Ersten sein“ u. s. w.

Es ist daher auch — wie ein ausgezeichneter Geschichtsforscher neuerer Zeit (Gibbon) nachweist — zu glauben, daß die christliche Lehre schon vor der Regierung Constantins d. G. (J. 306—337) in den größeren Städten des Reiches Anhänger gehabt haben müsse. Nichtsdestoweniger aber war, nach einem untadelhaften Zeugnisse des Alterthums (Origenes), die Zahl der Christen vor jenem genannten Zeitpunkte doch

noch höchst unbeträchtlich, wenn man sie den Massen der Nichtchristen entgegenstellt.

Die Zahl der damaligen Gläubigen ist ebenso, wie die Gründung der verschiedenen Gemeinden in Dunkelheit begraben oder durch Erdichtungen entstellt. Dagegen finden sich mancherlei alte Zeugnisse vor, welche auf die Beweggründe und die Aufrichtigkeit der Neubekehrten manch sonderbares Licht werfen, und welche beweisen, daß der innere Werth der Christoslehre nicht auf Jeden, der sie vernahm, einen etwa unwiderstehlichen Reiz geübt habe, oder daß es nicht alle Christen mit ihrem neuen Glauben redlich meinten. Häufig klagten die Kirchenschriftsteller gerade über das Gegentheil. Sogar in der Folge besserer Zeiten klagte Bischof Augustin, (in einer Abhandlung zu den Psalmen 25 und 31):

„Du findest Heiden, die deßhalb keine Christen werden wollen, weil ihnen ihr sittliches Leben genügt. Sie meinen, es sei nöthig, sittlich zu leben, und sagen: Was kann mir Christus weiter vorschreiben? Ich führe ein sittliches Leben, was kann er mir noch nützen?“ — „Was willst du mich überreden, Christ zu werden? Ich bin von einem Christen betrogen worden, und ich habe keinen betrogen. Der Christ hat mir falsch geschworen, und ich habe Keinem einen Eid gebrochen.“ —

So auch in einer andern Abhandlung (über Joannes):

„Wie viele suchen das Christenthum nur deßhalb, damit es ihnen im Irdischen wohl thue. Der Eine hat einen Prozeß, und wünscht die Verwendung des Geistlichen; der Andere wird von einem Mächtigen bedrängt, und nimmt Zuflucht zur Kirche. Täglich wird sie voll von Solchen.“

Ging es übrigens mit der Ausbreitung des Christenthums — bei allen Anstrengungen guter und schlimmer Mittel — wirklich so gar wundervoll schnell, wie manche Lehrer behaupten? —

Zwanzig bis dreißig Jahre — die Nachrichten schwanken — scheint die erste Gemeinde (in Jerusalem) klein, dürftig und vereinzelt geblieben zu sein. Sie machte Anfangs so wenig Aufsehen und Aergerniß, daß ihre Aeltesten im jüdischen Tempel sprechen durften, die altgläubigen Juden sie sogar gut leiden

mochten. Noch erfüllte die neue Gemeinde alle Aeußerlichkeiten der Tempelgesetze so vollständig, daß sie lange Zeit ganz und gar unangefochten blieb. —

Nach mehr als hundert Jahren nennen heilige Christenschriften selbst kaum erst zwanzig Gemeinden, die als solche dem neuen Glauben ziemlich unsicher angehört haben. Die „Apostolischen Briefe“ enthalten daher auch der bezüglichen Vorwürfe und Zurechtweisungen nicht wenige. —

Hier ist es, wo sich ein höchst wichtiges Zeugniß aus heidnischer Feder, das erste dieser Art, dem Denker darbietet, eine zwar kurze und einseitige, aber durch und durch bedeutungswürdige Nachricht in Form zweier Briefe, die sich in Abschriften bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und deren Aechtheit noch von keinem Geschichtsforscher angezweifelt wurde. Plinius, Statthalter von Klein-Asien, vor dessen Richterstuhl viele Christen geführt wurden, weil sie gegen das im Jahre 99 (nach Chr. G.) erlassene Vereinsgesetz „heimliche und staatsgefährliche“ Zusammenkünfte gehalten haben sollen, wendete sich schriftlich an seinen Kaiser Trajan — welchen Zeitgenossen und Nachwelt wegen seiner Humanität mit Recht den „besten Fürsten“ nannten — und fragte, ob der Fürst das Verfahren, welches er (der Gouverneur) gegen die Angeklagten eingeschlagen habe, billige. Dies und die Beschreibung des Verfahrens bildet den Inhalt des Einen, die kaiserliche Antwort aber den des andern Briefes. — Beide sind anziehend und wichtig genug, um dem Leser hier vollständig vorgeführt zu werden. Nur darf der Standpunkt nicht übersehen werden, von welchem herab der Kaiser und sein Beamter die Angelegenheit der Christen betrachteten, nemlich als Widersetzlichkeit gegen die Staatsreligion, als Ungehorsam gegen das Vereinsgesetz und endlich als Mangel an schuldiger Verehrung für die Majestät des Herrschers. In allen drei Fällen verlangten sie blinden Gehorsam gegen die Staatsgesetze! —

Die beiden Schreiben lauten (in der Uebersetzung aus dem Lateinischen) folgendermaßen:

Plinius an Trajan.

„Ich mache es mir zum Gesetz, Herr! in allen mir zweifelhaften Fällen an Dich zu berichten. Denn wer könnte meine

Bedenklichkeit besser heben, oder meine Unkunde besser belehren? Ich habe den (gerichtlichen) Untersuchungen gegen die Christen noch nicht beigewohnt, und weiß daher auch nicht, was und wie weit man zu strafen oder zu untersuchen pflegt. Auch war ich in nicht geringem Zweifel, ob das Alter einen Unterschied mache, ob Leute in ganz zarten Jahren und Gereifte nicht verschieden zu behandeln seien; ob dem Reuigen verziehen werden darf, oder ob dem, der einmal Christ war, nicht zu statten kommt, wenn er aufgehört hat es zu sein; ob schon die Namen, auch ohne weiteres Verbrechen, oder nur die Verbrechen, wenn sie mit dem Namen verbunden sind, gestraft werden sollen. Bis jetzt habe ich es bei denen, welche mir als Christen angegeben wurden, auf folgende Weise gehalten. Ich fragte sie, ob sie Christen wären? Wenn sie gestanden, fragte ich sie zum zweiten und dritten Male, und drohte ihnen mit der Todesstrafe; wenn sie (bei ihrem Geständniß) beharrten, ließ ich sie hinrichten. Denn ich war überzeugt, daß, welcher Art es auch sei, was sie zugestanden, schon ihr Ungehorsam (gegen das Gesetz des Kaisers) und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müsse. Andere, welche von demselben Wahnsinn (Christen zu sein) angesteckt waren, habe ich, weil sie das römische Bürgerrecht hatten, aufzeichnen lassen, um sie nach Rom zu senden. Bald zeigten sich nun, weil sich das Verbrechen, wie gewöhnlich, durch die (gerichtlichen) Verhandlungen noch mehr ausbreitet, mehrere Gattungen desselben. Ich erhielt ein Schreiben ohne Unterschrift, welches ein Verzeichniß vieler Namen (von Personen) enthielt, welche läugneten Christen zu sein oder je gewesen zu sein, und welche, wenn ich ihnen das Gebet vorsprach, die Götter anriefen, und Deinem Bilde, das ich deshalb mit den Götterbildnissen habe herbeibringen lassen, Wein und Weihrauch opferten, auch außerdem Christum lästerten: Dinge, zu welchen, wie man sagt, die ächten Christen nicht zu bringen sind. Diese glaubte ich loslassen zu können.

Andere von einem Angeber als Christen bezeichnet, bekannten sich als Christen, läugneten es aber bald wieder: sie seien es gewesen, haben es aber wieder aufgegeben; Einige vor drei, Einige vor mehreren, Einige sogar vor zwanzig Jahren. Alle beteten Dein Bild und die Bildnisse der Götter an, auch fluchten sie dem Christos. Behaupteten sie aber ihre Schuld, so gestanden sie, ihr Irrthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem ge-

wissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien, dem Christus als Gott zu Ehren ein Lied gesungen, und sich eidlich nicht etwa zu einem Verbrechen, sondern dazu verpflichtet haben, nicht Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, und anvertrautes Gut nicht abzuläugnen: hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen, und nur zu einem gemeinsamen unschuldigen Mahle wieder zusammen gekommen. Das haben sie jedoch nach meiner Verordnung, worin ich Deinem Befehle gemäß die Privat-Vereine verboten hatte, zu thun aufgehört.

Um so nöthiger hielt ich es, von zwei Sklavinnen, die man Dienerinnen (Diakonissen) nannte, die Wahrheit durch die Folter zu erforschen. Ich entdeckte aber nichts, als einen verdrehten, unermeßlichen Aberglauben, und schob die weitere Untersuchung auf, um Deine Befehle zu vernehmen. Denn die Sache schien mir Deiner Ueberlegung würdig, besonders weil die Zahl der Gefährdeten groß ist. Viele Leute jedes Alters, Standes, Geschlechtes sind und kommen in Gefahr der Verführung. Es hat nemlich die Seuche dieses Aberglaubens sich nicht nur über Städte, sondern auch über das Land und die Dörfer verbreitet. Doch, glaube ich, kann man ihr steuern und abhelfen. Wenigstens ist gewiß, daß man anfängt, die verlassenen Tempel wieder zu besuchen und die beinahe unterbrochenen festlichen Opferungen zu begehen, daß hie und da wieder Opferthiere verkauft werden, welche seither sehr selten Käufer gefunden hatten. Hieraus läßt sich wohl schließen, was für eine Menge Menschen zurecht gebracht werden kann, wenn man ihrer Reue Statt giebt." —

Trajan an Plinius.

„Du hast, mein Sekundus, bei Verhandlung der Untersuchung gegen die bei dir als Christen angegebenen Personen den rechten Weg eingeschlagen. Denn es läßt sich nichts Allgemeines, keine bestimmte Maßregel verfügen. Man muß sie (die Christen) nicht aufsuchen, wenn sie aber angegeben und überwiesen werden, soll man sie bestrafen: so zwar, daß der, welcher Christ zu sein läugnet, und es durch die That, d. h. durch Anrufung unserer Götter beweist, Verzeihung erhalten soll, wenn er auch früher verdächtig war. Nicht unterzeich-

nete Anklagen (Denunziationen) dürfen bei keinem Verbrechen angenommen werden, weil es das gefährlichste Beispiel und dem Geiste meines Zeitalters zuwider wäre.“ —

Diesen zwei Zeugnissen gemäß scheinen die Urchristen sowohl ihrer Zahl als Festigkeit und Ausdauer nach den beiden Herren noch keine gar große Sorge gemacht zu haben, obgleich fast ein ganzes Jahrhundert in Wunderpredigten dahin geschwunden war. —

Nach dreihundert Jahren erst bildeten die Christen — doch nur im römisch-griechischen Kaiserreiche — eine Partei, die bedeutend genug war, um Einem der beiden, um den Thron kriegenden Gegenkaiser zur Erreichung seiner Absichten zu verhelfen. Als dieß gelang, als Constantin mit christlich begeisterten Soldaten siegte, erhielt ihre Religion auch staatliche Anerkennung, Schutz, Unterstützung. —

Nach beinahe 500 Jahren bekehrten sich die ersten dreitausend Franken zur Lehre des Christos Jesus, an ihrer Spitze Fürst Chlodwig, der Gründer Frankenreichs. Die Geschichte versichert, daß es nicht so sehr aus Ueberzeugung oder Einsicht, sondern vielmehr darum geschehen sei, daß sie mit Hülfe des Christengottes ihren Feinden eine siegreiche Schlacht geliefert hätten. „Chlodwig hatte sich mit einer eifrigen Christin vermählt. Diese bestürmte ihn lange Zeit mit der Bitte, den heidnischen Göttern zu entsagen, und zu ihrem beseligenden Glauben überzutreten. Er widerstand lange Zeit. Da fügte es sich, daß einst — es war im J. 496 — in einer Schlacht gegen die Alemanen sein Heer dem todesmuthigen Feinde nicht länger zu widerstehen vermochte. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Gegner, da wandte sich Chlodwig in Verzweiflung und aus Unmuth über seine Götter, die ihm nicht helfen wollten, zu dem Gotte seiner Frau. Das inbrünstige Gebet erfüllte sein Herz mit neuem Muthe, begeistert und gekräftigt eilte er an die Spitze seiner Schaaren, und — der Sieg war sein.“ *)

Wie schwer es indessen wurde, solchen Naturmenschen

---

*) H. Rau: Allgemeine Kirchengeschichte 56. —

durch Ueberzeugung beizukommen, stellt manche Sage, die aus jener Zeit stammt, dar. Z. B.:

„Ein fränkischer Häuptling, Radbod, hatte sich überreden lassen, Christ zu werden. Schon war er im Begriffe, sich taufen zu lassen, schon stand er mit einem Fuße im Wasser, da hielt er plötzlich inne, schaute den Mann Gottes, der die heilige Handlung an ihm verrichten sollte, ernst und nachdenklich an und sprach: Ihr habt gesagt, wenn ich mich taufen ließe, würde ich in den Himmel der Christen kommen. Das ist wohl gut: wo aber sind denn meine Vorfahren? — Nach langer Ueberlegung antwortete der verlegene Priester: Mein Sohn! Ungetauft sind sie, und daher wohl zur Hölle hinabgefahren. Da zog Radbod schnell den Fuß aus dem Wasser: So will ich denn auch lieber bei Odin und meinen Vorfahren bleiben.“ **)

Am beleidigendsten erschien diesen Barbaren die Lehre von der Kreuzigung Gottes, und sie konnten gar nicht begreifen, daß die ersten Christen so feige gewesen sind, ihren Herren fassen und tödten zu lassen. Chlodwig soll, als man ihm die Leidensgeschichte Jesu erzählte, ausgerufen haben: O, wäre ich nur mit meinen Franken dabei gewesen! —

In Deutschland mag zwar schon im 4. Jahrhunderte der Saame christlicher Lehren zerstreut worden sein, mit den letzten, auffallenderen Erfolgen geschah es erst im 8. und 9., und zwar so, daß es im Ganzen einer vierhundertjährigen Mühe und Bestrebung bedurfte, um die harten Germanen zum entscheidenden Religionstausche zu bewegen. — Wie und wann z. B. im Lande der Sachsen eine allgemeine Taufe vollbracht wurde, hat die Geschichte mit blutigen und schmutzigen Schriftzeichen verewigt. Carl d. G. endete das Werk mit der Grausamkeit des Schwertes innerhalb 33 Jahren seiner Regierung. Zu Tausenden ließ er die Ueberwundenen in das Wasser jagen, um ihnen zugleich mit einem Male die allein seligmachende Gnade Gottes zukommen zu lassen, oder sie — wenn sie Widerstand leisteten — niederzumetzeln. — „Er trieb indessen — wie Herder mit allen unparteiischen Geschichtsforschern behauptet — das fromme, gegen Pabst und Bischöfe verdienstvolle Werk seiner Väter „ganz vorzüglich zur Sicherung seines Reiches.“ — Als der „große“ Mann im J. 814

---

*) H. Rau: Kirchengeschichte.

starb, waren Deutschlands Völkerschaften getauft, und machten — fein christlich — keinen Einbruch mehr in die Reiche des Kaisers und des Pabstes. —

Darauf schritt die Bekehrung in den folgenden Jahrhunderten nach dem Norden Europas weiter, doch — wie gar so mühsam, so langweilig, so unheilbringend. Slaven und Polen z. B. lernten den christlichen Gott der Liebe nicht durch Friedensmänner, sondern ebenso wie ihre Bekehrer auf dem Schlachtfelde kennen. —

Die Preußen kämpften mehr als ein halbes Jahrhundert mit den „Krieger-Mönchen des teutschen Ordens," bis sie zu deren Füßen verblutend — Jünger des Christos Jesus wurden. —

Nach Pommern wagte ein Bischof Otto von Bamberg erst im Jahre 1124 eine erste Bekehrungsreise, und 1147 beschlossen die sächsischen Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt die Wenden in ihrer Nachbarschaft mit der Waffen Kraft entweder christlich zu machen oder — auszurotten. „Die Begeisterung für diese heil. Sache war so allgemein und die Anzahl der Kreuzfahrer so groß, daß man drei große Heere bilden konnte, um die Feinde des Christenthums überall zugleich anzugreifen." *)

Der letzte Anhaltpunkt des slavischen Heidenthums, die Insel Rügen, das Heiligthum zu Arkona, wurde erst im Jahre 1168 verbrannt; auf seinen Trümmern prangte von nun an das christliche Kreuz. —

Nach Amerika kam das Christenthum im 16. Jahrhunderte mit den spanischen Eroberern. Ihnen schlichen überall hin die Väter Jesu u. A. nach. Sie wendeten gegen die wilden Naturkinder Mittel der mannigfachsten Art an, um sie dem christlichen Glauben einzuverleiben. Die Missionsberichte nannten z. B. Muth, Standhaftigkeit und Geduld, aber auch Musik, Taback, Branntwein, gefärbte Glaskorallen u. dgl. als die tauglichsten Werkzeuge, um Indianer zur christlichen Predigt herbeizulocken. Die wichtigste Nutzanwendung derselben waren immer — Geschenke. Einige medizinische Kenntnisse verrichteten die nöthigen Wunder, und als die Urbewohner dann von ihren weißen Lehrern gelernt hatten Häuser bauen, mechanische

---

*) S. Gesch. des Pommerlandes.

Künste treiben, von Ackerbau und Viehzucht leben, fleißig und ordentlich sein: da wurden sie dankbar und glaubten. —

Die Ausbreitung des Christenthums (wie sie mancher Theologe dem unwissenden Gläubigen für ein Wunder auszugeben pflegt, womit er Angesichts der Geschichte eine große Lüge ausspricht), muß auch mit der Ausbreitung manch einer andern Religionslehre verglichen werden, um noch die letzten möglichen Täuschungen, welche der Glaube versuchen könnte, zu enthüllen.

Da ist z. B. die Buddah-Religion über die größten Länder Asiens ausgebreitet. Sie ist (etwa 500 Jahre) älter als das Christenthum, und hat mit diesem „eine solche Aehnlichkeit, daß sie im Mittelalter von gewissen christlichen Reisenden für wirkliches Christenthum angesehen worden ist. (Vergl. S. 64, 85, 92). Namentlich war es ein der christl. Taufe ganz entsprechender Akt und das Leben der buddhistischen Priester, wodurch die Verwechslung veranlaßt wurde.“ — „Sie hat in Folge ihres milden Charakters und bei ihrer weiten Ausdehnung sehr wohlthätig auf die verschiedenen Völker gewirkt, die ihr huldigten; die wilden Horden Hoch-Asiens hat sie in kurzer Zeit zu guten, sanftmüthigen und wohlthätigen Menschen umgeschaffen, und ist schon um dieses bildenden Einflusses willen zu achten.“ — *)

Die Anhänger dieser Religion wurden im 5. und 6. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung durch heftige, von altgläubigen Priestern angezettelte Verfolgungen genöthigt, aus Vorder-Indien auszuwandern. Die Folge davon war, daß der Glaube an den Menschgewordenen und gekreuzigten Gott Buddah sich noch vielmehr, als er es ohnehin schon war, ausbreitete. „Und nicht durch die Macht des Schwertes, sondern einzig durch die Kraft der Lehre und des Beispiels.“ — „Man zählt jetzt — über zwei Tausend Jahre nach seiner ersten Verkündigung — mehr als 230 Millionen Bekenner, während man, in Europa und Asien zusammen, kaum eben so viele Christen zählt.“ —

---

*) N. Reform 1850.

Das ist ein Beispiel, welches wohl dem Christenthume mehr als nahe liegt. —

Ein anderes, späteres giebt die im J. 622 nach Chr. G. entstandene Mohamedanische Religion, welche — wie ein urtheilskräftiger Geschichtsschreiber der jüngsten Vergangenheit*) bemerkte — „einen unvergleichbar geringeren Werth hatte, als die christliche, und weil sie später eintrat, auch mit größeren Nachtheilen gegen diese, die sich schon befestigt hatte, ringen mußte, auch durch die allgemeine Weltlage weit weniger begünstigt war, sich aber dennoch — ohne Kirchenverfassung, ohne Priester, nicht allmälig, nicht still und verborgen, sondern fast urplötzlich, schnell, geräuschvoll, unwiderstehlich — zur Herrschaft über die halbe Erdenwelt erhoben hat. Kaum hundert Jahre waren nach der Flucht Mohameds verflossen, als schon der Islam über den Ländern von der Gränze Indiens bis zum Atlantischen Ocean thronte." —

Allerdings hat man auch hier, und nicht etwa allein im Christenthume

— — „es immer noch erkundet
Wie viel der Menschenkinder Glaube schafft,
Und daß nicht unergründlich sei sein Wirken,
Und daß nicht unerforschlich seine Kraft." —

Die allmälige Anerkennung einer Religion, wie die christliche, hatte daher wenigstens ebenso gut ihre natürlichen Ursachen, als die reißend schnelle irgend einer Andern. —

Auch kann der innere Werth einer Lehre nicht aus dem Beifalle oder Mißfallen der Menge hervorgehen. —

Noch viel weniger kann es ein vernünftiger Beweggrund zur Annahme einer Religionsmeinung sein, wenn Jemand sich darauf beruft, daß ihr schon so und so viele, oder die und jene Leute, seit langer oder längster Zeit, angehangen haben. —

Die Verbreitung des Christenthums zog sich aus Palläftina fast ausschließlich nur nach den Abendländern und gar

*) K. v. Rottek: Allgemeine Geschichte IV. 341.

nicht nach den ausgedehnten Nachbarreichen Asiens hin. Ist das nicht auffallend? —

Persien, Indien, China blieben unberührt, Griechenland dagegen, Rom und die ihnen unterthan gewordenen Barbarenstaaten empfingen die neue Lehre. — Wie kam das? —

Zwar führten hieher Reichsstraßen und politische Verhältnisse; dorthin nicht, und die Völker dieser Erdstriche waren mit ihren alten Religionen zerfallen, die jener nicht: aber der tiefere Grund einer so auffallenden Erscheinung ist wohl noch anderswo zu suchen.

Die asiatischen Völker hatten bereits dem Christenthum ähnliche Religionen; ihnen war die neue Lehre nicht neu; ja sie mochten dieselbe sogar nur für einen Ausfluß der Ihrigen angesehen haben. Das weite Perserreich z. B. glaubte an einen Gott des Lichtes, an einen der Finsterniß, (Teufel, Ahriman), an eine Schöpfung der Welt und des ersten Menschenpaars, an die Schlange im Paradiese (S. 31), an ihren vom Himmel gesendeten, wunderbaren Erlöser und Ueberbringer göttlicher Offenbarungen (S. 87), an die hohe Sittlichkeit des Lichtgesetzes u. A. m. Und fast eine jede seiner Völkerschaften hatte ihren eigenen Zoroaster, der — in ihrem Glauben keinem andern Christos an Vortrefflichkeit und Wundermacht nachstand. Sie konnten daher auch in der reformirten Judenreligion keine neuen Reitze entdecken. —

Ebenso hatte die Brahmanische Religion Hindostans und seiner Nachbarreiche schon lange ihre Dreieinigkeit, ihren von einer Jungfrau geborenen Chrischnah, den Mensch gewordenen Gott, „das Eine in Allem", dessen Erdenwallen ebenso wunderbar gewesen ist, wie das des Christos Jesus (S. 86), ingleichen Martertod, Himmelfahrt, Erlösung, Sieg u. A. m. — Der Glaube an Buddah stand dann dem christlichen vollends nahe (S. 87 u. 92), und die Sittenpredigten des aus himmlischer Erscheinung in einer Jungfrau gezeugten Fo waren durch Wunder bestätigt worden, die ihres gleichen suchten. „Außer ihm ist Niemand der Anbetungswürdige, weder im Himmel noch auf Erden." (S. 90.) — Er lehrte Wohlthätigkeit, Wissenschaft, Sittlichkeit, Thatkraft, Liebe, Geduld (S. 64), und fast gründlicher noch, als die christlichen Missionäre. — *)

---

*) In China finden unsere Apostel noch heutigen Tages ihre größten Schwierigkeiten darin, daß die Lehren der alten Religionsparteien im

Die Römer und Griechen dagegen (zum Theil auch die Bewohner des nördlichen Afrikas) waren mit ihren Göttern und Priestern zerfallen und einer neuen Religionslehre bedürftig. — Wie nun, wenn nicht die christliche, sondern eine von den andern orientalischen Religionsparteien damals ihre Lehren mit gleichem Eifer und unter gleichen Umständen in die Abendländer getragen hätte? — Ob sie wohl weniger Beifall und Verbreitung, oder mehr Widerstand und Verfolgung gefunden hätte, als das Christenthum? — Eine Frage, die gewiß der Erwägung werth wäre. —

Nach einer beiläufigen Berechnung sind gegenwärtig noch immer zwei Drittheile der Erdenbewohner ungetauft. Die Mehrzahl enthält also Heiden, Nichterlöste, Verdammte. — Und unter den Getauften — wie viele mögen mindestens irrgläubig oder gar abtrünnig sein! —

Frage doch, lieber Rechtgläubige! deinen Offenbarungsgeist, warum sich denn die christliche Lehre, da sie doch allein seligmachend ist, gar so langsam über diese unglückselige Erde verbreitet habe, und wer daran eigentlich Schuld trage? — An den Predigern lag es gewiß nicht: sie thaten von jeher ihr Möglichstes. An den Ungläubigen? — Die Armen glaubten nicht, weil sie nicht konnten, denn „der Glaube ist ja eine Gnade Gottes, eine von ihm eingegossene Tugend.“ — Rechne nur einmal nach. Wie viele sind durch die Jahrtausende gestorben, ohne von der seligmachenden Taufe auch nur eine Ahnung erhalten zu haben? —

Wenn es am jüngsten Tage eine Gerechtigkeit geben wird — und das muß es — wer wird hierüber angeklagt, wer gestraft, verdammt werden? — Kann oder will dir das, lieber guter Christ! dein Offenbarungsgeist nicht sagen? Zu deiner

---

Reiche den christlichen Glaubenssätzen nicht nachstehen. Der berühmte Reisende Medhurst erzählt umständlich, welchen schlimmen Eindruck er und seine gelehrten Begleiter, (unter ihnen Gützlaff), auf die Mandarinen dadurch gemacht haben, daß sie die Lehren des Christos Jesus höher anschlagen wollten, als jene des Confudsö. „Die chinesischen Gelehrten — schrieb er — hätten die christlichen Grundsätze nur in sofern bewundert, als diese mit denen ihrer alten Religion übereinstimmten.“ —

Beruhigung nicht, zum Troste Aller nicht? — Oder erschrickst du etwa vor dem Namen, den er dir vielleicht leise schon genannt hat? — — Sieh, manch ein Ketzer, den du gewiß von ganzem Herzen verachten zu müssen glaubst, entgeht jener bedeutsamen Frage einfach dadurch, daß er spricht:

— „Tret' ich dann einst aus des Grabes Tiefen
Hin vor des Weltenrichters Angesicht,
So wird er meine Thaten strenge prüfen,
Doch meinen Glauben? — Nein, das glaub' ich nicht."

VII.

„Man möchte bisweilen glauben, von Constantin bis auf Luther sei die ganze (Christen) Welt toll gewesen." —
(Friedrich II.)

War das in der That die Entwickelung des Christenthums? — Oder wollte jener denkende Mann rühmlichen Andenkens nur etwas Witziges sagen? — Was ist — im Laufe der Jahrhunderte — aus jener Reformation geworden, die ursprünglich dem Judenthume gegolten hatte? —

Die Antwort auf diese einfache Frage besteht in einer langen, langen Erzählung von Meinungen und Begebenheiten, welche Statt gefunden haben. Diese Erzählung nennt man Kirchengeschichte, und ihre Prüfung war es, die Friedrich den Großen zu jener gewiß sehr harten Aeußerung bewogen hat. — Ob mit Recht?

Eine vollständige Erledigung der letzten Frage hat nur Eine große Schwierigkeit und diese besteht im unermeßlichen Reichthum des geschichtlichen Stoffes. Man weiß nicht, wo zuerst anfangen, um nachzuweisen, wie verrückt die christlichen Meinungen durch eine falsche Anwendung der reformirten Judenreligion geworden sind. Auf jedem Blatte der Geschichte steht eine entschiedene Antwort, doch auf welchem die entschiedenste?

Wenn ein denkender Leser der christlichen Kirchengeschichte

sich jene wenigen Merkmale vorhält, welche ihm vielleicht bei der vergleichenden Prüfung alt-heidnischer Religionsmeinungen als Anhaltspunkte gedient haben: so wird er nothwendig auch fragen und sich sagen müssen, ob dem entwickelten Christenthume etwa eines jener Merkmale gefehlt habe?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Auch der Christ malte — nach seiner Art mit seinen Farben, mit seiner Hand — das Bild Gottes und in ihm sich selbst. —

Auch den Christen machte ein gar mannigfacher Glaube selig. —

Auch des Christen Glaubensgott zeigte zuerst auf den Priester, dann berief sich dieser auf jenen, und war das rechte Mittel, die Gnade Beider zu gewinnen, irgend eine opfergiltige Hingabe. —

Auch im Christenthume entwickelte sich bald Haß gegen Vernünftigkeit und ein Kampf gegen deren erste Regungen, sobald sie zu den priesterlich-göttlichen Satzungen nicht passen wollten. —

Und wer möchte behaupten, daß das Christenthum in seiner Entwickelung von Räthseln und Geheimnissen frei geblieben sei, gleich jenen, welche die Gottesgelehrten aller andern Religionen für das Volk aufgestellt haben, wenn sie selbst sich aus den Wirrsalen ihrer Spitzfindigkeiten nicht mehr heraus zu finden wußten.

Auch hier, wie dort, sagten endlich alle Herzen aller Orten das Eine, leider aber auch hier, wie dort, in ihrer eigenthümlichen Sprache, die nicht selten ebenso — wo nicht mehr — traurig, roh, grausam oder — fromm war. —

Und wohl, wenn der unbefangene Geschichtsforscher in der christlichen Entwickelung nicht noch mehr entdeckt, als jene allgemeinen Merkmale alter Völkerreligionen. —

Den evangelischen Satz: „Gott ist Geist" konnten die christlichen Gottesgelehrten so einfach, wie er ausgesprochen war, nicht hinnehmen. Sie mußten ihn begründen und ausdeuten. Die Folge davon war, daß sie den Geist zu malen suchten, und Gott zu dem machten, was ihnen gut dünkte. — Manchmal schien all ihre Gelehrsamkeit an dieser einzigen

Frage zu scheitern. „Gott ist körperlos,“ sagten z. B. die Einen, den hochgelehrten Origenes an der Spitze; „Man kann nur wissen, was Gott nicht ist,“ entschieden mit Clemens von Alexandrien die Andern. „Das Wesen Gottes ist überwesentliches Dunkel.“ (Dionys A.) — „Nein. Das Wesen Gottes ist vollkommen begreiflich.“ (Eunomius) — „In Gott ist Gerechtigkeit und Gnade zweierlei und doch Eins,“ bewilligte der berühmte Augustin. — „Von Gott kann mit Bestimmtheit gar nichts gesagt werden, nicht einmal, daß er ist,“ entschied Erigena Scotus.*) Und so ging es weiter und weiter. Ein jeder Gottesgelehrte hatte seinen Gott; und so wie er ihn dachte, mußte er doch sein. —

Im gewöhnlichen Glauben ungelehrter Christenkinder blieb das alttestamentarische Gottesbild — der Willkühr übende, gnädige, zornmüthige, versöhnte unversöhnliche Jehovah, der die Menschen nach Laune beseligte und quälte, und sich dafür von den Auserwählten beständig besingen, beloben, erweichen, berathen, von den Verworfenen aber necken und bekämpfen ließ — in den Hauptzügen stehen. —

Wenn die Geschicklichkeit des Lehrers an dem grellen Gemälde Jehovahs irgend etwas milderte, so nahm dann der Schüler allerdings den milderen Gott in seinen Glauben auf. Wenn dagegen der Priester zur blutigen Ketzerverfolgung aneiferte und rief: Gott will es: so lebte im Glauben die Gottheit, die wie Menschen zürnen kann. —

Den Griechen haben Dichter ihre Götter zugerichtet. Christliche Schriftgelehrte dichteten auch, aber nicht ganz so, wie Griechen, sondern anders, nach ihrer Art, und gewiß war Gott so, wie sie ihn dichteten. —

Hatten sie nicht alle Vollmachten, zu offenbaren, wie Gott beschaffen sei? — „Wer sie hört, hört mich,“ so hatte Gott gesprochen, sagten sie. —

Welch eine Vorstellung die Christen einst z. B. von der Zornmüthigkeit Gottes und von der Art, sie zu begütigen, gehabt haben mögen, läßt sich aus den allgemeinen kirchlichen Bußgesetzen und noch mehr aus der Lebensweise hochgerühmter Heiligen errathen, bei denen die Genugthuung für begangene (und nicht begangene) Sünden oft bis zur Wuth

---

*) Ein Näheres in Dr. Baur's Lehrbuch der Dogmengeschichte.

gegen Leben und Gesundheit gestiegen war. Ein langsamer und qualvoller Selbstmord war es, den der fromme Glaube dem erzürnten Richter im Himmel oft als Geschenk zur Milderung und Bestechung seiner Gerechtigkeit darbringen zu können vermeinte. —

Wie erfinderisch dann die Phantasie der Büßenden war, um ihrer Selbstqual nicht nur größere Zierden, sondern auch den Reiz der Neuheit zu verleihen, ist gar nicht zu sagen.

„Um das Jahr 420 trat ein Christ mit Namen Simon auf, der sich, um — wie er in vollem Ernste behauptete — als Mittler zwischen Gott und der sündigen Menschheit dem himmlischen Richterstuhle näher zu stehen, 30 Jahre lang Tag und Nacht auf einer 72 Fuß hohen, spitz zulaufenden Säule aufhielt. Und dieser Narr fand auch noch viele Nachahmer, von denen es der Eine bis auf 68, ein Anderer auf 70 Jahre gebracht haben soll.“ *)

Blut war die Hauptsache und blieb ein Opfer „zum lieblichen Geruch dem Herrn.“ (3. Mos. 1—3). Geißelung des Leibes bis aufs Blut war der Gottheit gewöhnliches Verlangen. Wie die heidnischen Priester sich oft die Haut aufritzten, um ihrem Gotte das begehrliche Blut fließen zu lassen (S. 53), so schlugen sich christliche Heilige den Rücken mit Stachelknuten wund, bis sie mit Blut bedeckt und ohnmächtig wurden — „zum süßen Geruch dem Herrn.“ —

Für gewöhnliche Tage hielt man dem lieben Gott Vater betend die klaffenden Wunden des gekreuzigten Gottsohnes vor, damit er sich um ihrer willen erbarme. — Aber in besonderen Zeiten mußte er besonders bedient werden.

Ein Bischof von Ostia (Damiani) stand bei seiner Selbstgeißelung in einer Art buchhalterischer Verrechnung mit seinem Gott, und wußte genau anzugeben, was er ihm Zeit seines Lebens zu leisten habe. Unter Absingung von je 10 Psalmen lieferte er sich 1000 Hiebe; 30 Psalmen und 3000 Hiebe waren dann die Schuldigkeit für ein Bußjahr, und der biblische Psalter von 150 Psalmen betrug 15000 Hiebe, somit eine Abrechnung für 5 Jahre. Im günstigen Falle und wenn es sein Rücken aushielt, konnte er die ganze Summe in 6 Wochen abschlagen, und die freudige Ueberzeugung gewinnen, daß sich

*) Vgl. mehrere Kirchengeschichten

der Zorn seines Gottes auf lange Zeit im Voraus gelegt habe*). —

Wie der Hindu vermöge seiner körperlichen Beschaffenheit und des klimatischen Einflusses zur Trägheit hinneigte, und seinen Göttern zumuthete, daß sie keinen andern als trägen Dienst verlangten: so widmeten sich in den heißeren Erdstrichen Christen zu Tausenden dem sogenannten beschaulichen Leben, und meinten, ihr Gott sei ein solcher, dem es gefalle, und der nichts verlange, was nicht auch ihnen zusage. —

Murmelte Einer täglich Hunderte Vaterunser und Ave, an einer Holzperlenschnur zählend, gedankenlos herab, so war der Gott seines Glaubens durchaus nicht der Mann, dem dieß etwa mißfallen konnte, im Gegentheile war er gerade so genügsam wie der Betende selber. —

Wenn dagegen wieder einmal sittenlose Zeiten eintraten, und die vornehmlichsten Christusjünger, den Stellvertreter Gottes — wie einen Alexander VI. oder Julius II. — vor sich an der Spitze, die größten Uebelthaten ungestraft ausübten, und dabei weder Amt und Würde, noch die Ehrenbezeigungen des Volkes verloren: so mußte doch der Gott des gleichzeitigen Christenglaubens auch ein gar langmüthiger, lieber Gott sein, der nicht einmal an den Vätern, noch viel weniger an den Kindern bis in das 3. und 4. Glied Missethaten rächt. Am Ende mußte der fromme Glaube dafür halten, „daß ein Bubenstück vor Menschen — wenn es der Patriarch sagt — nicht auch Bubenstück vor Gott“ sei.**) —

Nichts bezeichnet die menschliche Gottmalerei der christlichen Vergangenheit deutlicher, als jene Stellung, welche sie den Heiligen und Auserwählten, dann ihren Wunderwerken und — Ueberbleibseln im Reiche Gottes angewiesen hat. Diese brachten einen ordentlichen Umsturz der alten himmlischen Reichsverfassung zu Stande. Denn wenn auch die altjüdischen Vorstellungen von dem menschenähnlichen Jehovah im Ganzen vorherrschend blieben, so mußte der fromme Glaube doch auch solche bedeutende Aenderungen in den göttlichen Haushalt einzuführen, daß dadurch die Stellung und das Ansehen der Gottheit nicht nur in höchst

---

*) Vgl. Schröckh's Kirchengeschichte.
**) Lessings Nathan.

menschlicher Weise nichts gewann, sondern sogar verschoben oder ganz in Frage gestellt wurde. Im Uebrigen waren es freilich Aenderungen, die den Verhältnissen des Erdenlebens ganz und gar nachgebildet worden waren.

So z. B. gab der Glaube seinem lieben Gotte nicht nur einen Mitregenten im Sohne, sondern schob noch auch die Mutter ein, die sich, nach Frauenart, in die Regierungsgeschäfte der Männer, zwar nur leise — durch sanfte Fürbitten — aber nicht ohne Erfolg zu mischen wußte. —

Nestorius, Bischof von Constantinopel, wollte nicht dulden, daß Christen die Jungfrau Maria eine Gottesgebärerin nannten; sie sollte höchstens Christosgebärerin heißen, weil sie nur Mensch gewesen sei, und Gott von einem Menschen nicht geboren werden könne. Das war ein folgenreiches Beginnen. Für seine Behauptung nun erhielt der Mann zuerst von einem Bischofrathe (Concil von Alexandrien 430) zwölf der kräftigsten Bannflüche, und im folgenden Jahre von dem Concil zu Ephesus Entlassung vom Amte und Landesverweisung. „Unser Herr Jesus — so endete das betreffende Urtheil — der von dem Nestorius gelästert worden, thut durch die gegenwärtige heil. Synode den Ausspruch, daß er (Nestorius) der bischöflichen Würde und des geistlichen Standes verlustig sein solle" u. s. w. Von dieser Zeit an wurde auch allen Gläubigen bei Strafe des Bannfluches vorgeschrieben, Maria „Gottesgebärerin" zu nennen: aber die allerwichtigste Folge war, daß im Volke der Glaube entstand, die Gottesgebärerin besitze auch — nach Mütter Art — den gehörigen Einfluß auf ihn, den sie geboren hat, und auf ihn, der des Sohnes Vater ist. Ganz menschlich! – Sollte es denn bei Gott im Himmel anders zugehen, als es bei den Menschen auf Erden zuging? — Das scheint eben gar keine Frage gewesen zu sein. —

Der heftigste Gegner des Nestorius, Bischof Cyrill, redete in einer seiner Predigten die heil. Jungfrau folgendermaßen an:

„Sei uns gegrüßt, Maria, Mutter Gottes: du ehrwürdiger Schatz der ganzen Welt! du unauslöschliche Lampe! Krone der Jungfrauschaft! Szepter der rechtgläubigen Lehre; Immerwährender Tempel! Aufenthalt dessen, den kein Aufenthalt in sich fassen kann! Mutter und Jungfrau." u. s. w.

Die einflußreiche Stellung der Mutter Gottes im Himmel war am besten aus den Gebeten zu erkennen, welche die Gläu-

digen an sie richteten. Als Beispiel mag hier ein Werk gelten, dessen Verfasser ein Franziskanerordens-General, Namens Bonaventura, war, und worin alle alt-biblischen Psalmen, 150 an der Zahl, umgewandelt, an die Mutter Gottes, nicht an Gott, gerichtet sind. Darin heißt z. B. der 2. Psalm: „Warum toben unsere Feinde und sinnen wider uns Vergebliches? Uns schütze, Mutter Gottes! deine Rechte (Hand); wie furchtbare Schaaren wirst du sie zerstreuen und vernichten. Kommet zu ihr Alle, die ihr geplagt und geängstigt seid, und sie wird euch Erquickung und Trost geben für eure Seelen." — Psalm 4: „Als ich rief, erhörtest du mich, Gebieterin; von deinem erhabenen Throne würdigtest du mich deines Andenkens. Deine Gnade errettet mich" u. s. w.

Psalm 5: „Vernimm, Gebieterin, meine Worte. Verkehr unsere Trauer in Freude und unsere Angst in Jubel. Durch deine Kraft mögen unsere Feinde vor unseren Füßen zusammenstürzen und sich (sehr christlich) die Köpfe zerschmettern" u. s. w.

Psalm 7: „Herrin! auf dich habe ich gehofft, errette meine Seele von meinen Feinden. Schließe du den Rachen des Löwen, zermalme seine Zähne, und meiner Verfolger Lippen" u. s. w.

Psalm 17: Ich will dich lieben, Gebieterin des Himmels und der Erde, deinen Namen verherrlichen" u. s. w.

In dem ganzen Psalmbuche geschah Gottes nicht die mindeste Erwähnung. Der fromme Glaube schien somit das ganze Regiment des himmlischen Hauses in die Hände der „Jungfrau" gelegt und dem Vater und Sohne eine wunderbar schwere Stellung eingeräumt zu haben. —

Ein uraltes Gebet an die Jungfrau, welches ihre Gnade ganz besonders zu erwerben im Stande war, enthielt u. A. auch folgende Stelle:

„Ich bete an und benedeie deine allerseligsten Füße, womit du den Kopf der alten Schlange zertreten hast. — Ich bete an und benedeie deinen allerkeuschesten Leib, der gleich ist einem Haufen Weizen mit den weißesten Lilien umkränzt. — Ich bete an dein alleredelstes Herz — deine runden Hände voll Hiazinthen" u. s. w.

Die Festtage, welche ihr zu Ehren gefeiert wurden, nahmen mit der Zeit an Menge und Bedeutung immer mehr zu. So z. B. wurde schon im 6. Jahrhunderte vom Kaiser Mauritius verordnet, Mariens „Hingang" (nicht Tod) jährlich

zu feiern. Nach einigen Jahrhunderten umwandelte die fromme Einbildung den „Hingang" in eine Himmelfahrt ihrer Seele. Carl d. G. erklärte indessen noch (in seinen Constitutionen I, 158): „Ueber das Fest Himmelfahrt der h. Maria behalten wir uns die nähere Bestimmung vor." — In der Folge aber wurde aus der Himmelfahrt der Seele sogar die des Körpers, welche zu glauben und zu feiern im 13. Jahrhundert ganz entschieden anbefohlen wurde. —

Ebenso verwandelte sich nach und nach das dankbare Andenken an den Glaubensmuth und die Tugenden ausgezeichneter Christen in Verehrung und Anrufung von Heiligen, die im Himmel, bei Gott, und seine Gesellschafter, Vertraute und Rathgeber sind." Bald hielt sich der Aberglaube nur blos noch an ihre Bilder und Reliquien, vor denen er die Knie beugte, Lichter und Rauchwerk anzündete und Loblieder sang. — Das Bedeutungsvollste solcher Verehrung lag aber darin, daß die Fürbitte der Heiligen zu einer Art Mitverwaltung in der Weltregierung umgestempelt, und die Gottheit dadurch von einer Unzahl Ministerien umgeben wurde. Man glaubte am Ende keinen Antheil an Gottes Gnade und Fürsorge erlangen zu können, wenn man sich nicht eines solchen himmlischen Vermittlers und Sachwalters bedient hatte. —

Daher wählte auch jeder Christ, jede Gemeinde und Stadt, jedes Haus und Land einen eigenen Schutzpatron, der die Angelegenheiten des Erdenlebens bei Gott ganz besonders zu vertreten und zu führen hatte, und um ja den irdischen Erfahrungen nicht untreu zu werden, machte man an die, jenen Patronen geheiligten, Kirchen, Altäre, Priester oder Klöster zahlreiche Schenkungen und Vermächtnisse. —

Wie z. B. einst im römischen Heidenthume Schutzgötter für alle Zweige der Weltverwaltung auserwählt worden waren (S. 35), ebenso hatte endlich der fromme Christ überall und in allen seinen Umgebungen Schutzheilige, an die er sich in der Noth wendete. So waren für Spanien der h. Jakobus, für Polen der h. Stanislaus, für Mailand der h. Ambrosius, für Köln die h. drei Könige u. s. w. erwählt und bestimmt; so für Maler Lukas, für Schmiede Eulogius, für Jäger Eustachius, für Schuhmacher Crispinus, für gefallene Mädchen Magdalena (auch die h. Afra) u. s. w.; gegen Pest dienten Sebastian und Rochus, gegen Fieber Petronella, gegen Zahnweh Apollonia, gegen böse Augen Ottilia, gegen geheime Krankheiten Apolli-

naris, gegen Steinschmerzen Liberius u. s. w. Auch jene Thiere, an denen dem Christen vorzüglich gelegen war, erhielten ihre heiligen Advokaten bei Gott; so z. B. Gänse den h. Gallus, Schafe den h. Wendelin, Rinder den h. Pelagius, Schweine den h. Antonius. (Die Letzteren, im Alterthume nur Absteigequartiere und Sommerwohnungen des Satans, sind somit wieder zu Ehren gekommen.) —

In einem der ältesten Gebete, das schon Gregor v. Nyssa an einen heil. Märtyrer (Theodor) richtete, hieß es u. A. folgendermaßen: „Wir haben, o Seliger! durch des Schöpfers Menschenliebe den jährlich wiederkommenden Tag erlebt, an welchem wir dein Fest feiern. Komme du nun zu uns, du magst sein, wo du willst, als Aufseher des Festes. Wir rufen dich wieder, da du uns zusammen berufen hast. Du magst dich nun in der erhabenen Luft aufhalten, oder in einem von den himmlischen Kreisen wohnen, oder unter die Chöre der Engel aufgenommen dem Herrn zur Seite stehen: so bitte dir einen kurzen Urlaub von deinen Geschäften aus, und komm zu denen, welche dich ehren, als unsichtbarer Freund. — Wir brauchen viele Wohlthaten. Bitte für das Vaterland bei dem gemeinsamen Könige. Wir befürchten Trübsale, erwarten Gefahren. Die lasterhaften Scythen sind nicht weit; sie drohen mit Krieg. Streite du, ein Soldat, für uns. Bediene dich für deine Mitknechte (bei Gott) der Redefreiheit. Du kennst ja der Menschen Leiden und Bedürfnisse. Bitte um Frieden. — Daß wir bisher unbeschädigt geblieben sind, rechnen wir dir (allein) als Wohlthat an. Wir bitten nur um ferneren Schutz. Sollte aber noch ein dringenderes Gebet nöthig sein, versammle den Chor deiner Brüder Märtyrer, und bete mit ihnen zusammen. Das Gebet vieler Gerechten vermag die Sünden der Völker aufzuheben." u. s. w.*)

Schon Origenes hatte behauptet, „wenn ein frommer, gläubiger Christ bete, so beteten sogleich zahlreiche Heilige im Himmel mit, und das helfe gewaltig zur Gnade." —

Das Vertrauen zu Gottes Milde und Güte wurde durch die Wirksamkeit der Heiligen am Ende so verkümmert, daß die Frommen meinten, anders, als durch deren Fürbitten sei ihm nicht beizukommen. Sie gingen an ihm endlich gar vorbei und wendeten sich nur an jene. (In der Kirche des h. Anton

---

*) Ein Mehreres in Schröckh's christl. Kirchengeschichte IX.

zu Padua stand z. B. seit undenklichen Zeiten bei dessen Bilde der Vers zu lesen: „Er erhört auch jene, die Gott nicht erhört.“) —

Welch eine Wirthschaft im Himmel und auf Erden! —

Jedermann weiß, wie unerbittlich strenge die Naturgesetze und ihre Ordnungen sind. Für den rechten Gottesglauben waren das Possen. Die heiligen Reliquien beherrschten alle Naturgesetze; mit jenen, nicht mit diesen regierte der Allmächtige. Und was waren das für Sachen, diese Reliquien der Christen! —

„Im Kloster Corbie wurde ein großes Gefäß aufbewahrt, welches Kaiser Karl d. Gr. dahin geschenkt hatte. Darin waren außer Holzstücken vom Kreuze Christi auch Ueberbleibsel von dessen Bekleidung, von der Krippe, vom Schweißtuche u. s. w., dann von den Haaren Marias, vom Barte des Petrus, vom Manna der Israeliten, vom Haare Noah's u. v. A.“ —

„Im Kloster zu Vendom fand man eine von den Thränen, welche Christus am Grabe des Lazarus geweint hatte. Sie war das Geschenk eines griechischen Kaisers an den Regenten Frankreichs.“ — (Die Aechtheit dieser Reliquie wurde sogar noch im vorigen Jahrhunderte von dem Gelehrten Mabillon (gest. 1707), dessen sonstige Schriftwerke großes Ansehen hatten, vertheidigt.) —

„Das Kloster zu Reichenau in Schwaben verwahrte ein aus Palläftina herübergebrachtes Fläschchen von Onyx, gefüllt mit dem Blute Jesu.“ —

„Der deutsche König Heinrich I. erkaufte sich um schweres Geld jene Lanze, mit welcher der Gekreuzigte durchbohrt worden war, und bediente sich ihrer zum Siege über seine Feinde.“ (Nürnberg soll sich noch im glücklichen Besitze derselben befinden.) —

„Die Knochen des heil. Sebastian wurden im Jahre 826 von Rom nach Soisson übertragen, und brachten den Mönchen so viele reiche Verehrer zu, daß von ihren Geschenken eine prächtige Kirche erbaut werden konnte. Kaiser Ludwig (der Fromme) reiste selbst mit seiner Frau dahin, die Reliquien zu verehren; eine Strecke Weges gingen Beide barfüßig; als sie ankamen, verrichteten sie ihr Gebet und brachten kostbare Opfer.

Dem Kloster, welches im Besitze der heil. Knochen war, schenkte der Kaiser das Recht, Münzen zu prägen"*).

Die Aufbewahrung und selbst die Verehrung von Ueberresten, wirklichen oder gefälschten, war an sich etwas ganz harmloses. Aber der Gebrauch, welchen man von jenen Heiligthümern machte, war nicht nur sehr mannigfaltig, sondern bezeichnete auch genau die Art, wie man sich den lieben Gott und seine Weltregierung dachte. Durch ihre Berührung heilte man gewöhnlich alle Krankheiten und Gebrechen, und bediente sich ihrer zur Abwendung großer Gefahren. So schlug ein Bischof zu Chartres den normännischen Herzog Rollo, der diese Stadt belagerte, sammt seinem Kriegsheere in die Flucht, indem er das in der Kirche daselbst aufbewahrte Hemde der h. Maria als eine Fahne seinen Soldaten vortrug. — Bei Pest und Hungersnöthen wurden die Reliquien in Prozessionen hin und her getragen, um dem Uebel zu wehren. Den Sterbenden brachte man sie zum Küssen oder Auflegen über die Brust, damit sie leichter sterben, in das Jenseits sicherer gelangen u. dgl. m.

Einer der Päbste (Benedikt XIV.) mahnte noch im vorigen Jahrhunderte daran, „nicht zu vergessen, daß die Leichname und Ueberreste der Heiligen in jenen Städten, wo sie aufbewahrt liegen und verehrt werden, aus Gottes Erbarmen ein mächtiger Schutz gegen sonst unvermeidliche Trübsale zu sein pflegen." — Das letzte der großen Concilien (zu Trident 1563) hatte durch ein öffentliches Gesetz „die Anrufung von Heiligen, die mit Christo herrschen, und die Verehrung von ihren Gebeinen, als durch welche dem Menschen viele göttliche Wohlthaten erzeigt werden," angeordnet, und den Fluch auf jede entgegengesetzte Meinung geworfen. —

Die Wunderwerke, welche der christliche Aberglaube — nicht durch die Kraft Gottes, sondern durch die seiner auserwählten Diener, oft auch nur durch ihre Sachen — geschehen

*) Vergleiche die Geschichte der Religionsschwärmereien von Duttenhofer, Prediger zu Heilbronn.

ließ, übertrafen Alles, was schon einmal, sei es im Juden- oder Heidenthum, dagewesen war.

Der gelehrte Kirchenvater Augustin meinte, „Gott thue in den Wundern nichts gegen die Natur, und nur uns erscheinen ungewöhnliche Dinge auch übernatürlich“: aber was eben nicht einmal Gott thut, das vollbrachten seine Leute. Sie thaten Alles gegen die Natur, und achteten das Uebernatürliche für etwas so gewöhnliches, daß es sie selbst gar nicht in Verwunderung setzte. —

„Der heil. Makarius berührte einst — sagt die Legende — einen Hirnschädel, den er auf dem Wege durch die Wüste antraf, mit seinem Stabe, und sogleich fing der Schädel an zu reden.“ Makarius fand das ganz natürlich und ließ sich erzählen, er, der Schädel, habe einem heidnischen Priester angehört, der nun mit andern Verdammten im Feuer stehe, das so tief sei, als die Entfernung der Erde vom Himmel betrage; ein jeder der Verdammten sei mit dem Gesichte gegen den Rücken der Andern gewendet: so oft aber Makarius für diesen Armen bete, so verspüre er eine Linderung seiner Qual darin, daß er — wieder etwas vom Gesichte eines Andern erblicke. —

„Es geht über alle Vorstellung — sagt ein Kirchenschriftsteller neuerer Zeit*) — was die Legendenschreiber, ohne roth zu werden, erdichten, ihre abergläubische Zeitgenossen aber von dem Ansehen der Heiligen bei Gott glauben konnten.“

„Einsiedler und Mönche mögen fast nichts vornehmen, es sei denn ein Wunder dabei. Wird es ihnen beschwerlich, ihr Wasser aus einem etwas entfernten See zu holen, so beten sie, und — haben eine Quelle. Fällt ein Knabe in's Wasser, so geht ein Mönch auf dem flüssigen Elemente trockenen Fußes hin und her, um ihn herauszuziehen. Fehlt es an Brod, so liegen auf einmal einige hundert Scheffel Mehls vor ihren Zellen, und zwar durch ein Wunder. Fängt es an zu regnen, da die Mönche eben ernten wollen, so beten sie, und der Regen verschwindet. Sie beten, und ein abgehauener Finger heilt sich augenblicklich wieder an. Ein Rabe nimmt einem seine Handschuhe, aber er muß sie ihm unverzüglich zurückbringen. Ein Heiliger — Columban — trifft im Walde einen Bären

*) Professor Cramer in der Fortsetzung der Bossuet'schen Weltgeschichte.

an, der einen Hirsch frißt. Seine Mönche brauchen Leder zu Schuhen; er befiehlt ihm also, die Haut zu schonen, und der Bär gehorcht. Nicht einmal die Raubvögel rühren sie mehr an. — Ein Anderer hat nichts, woran er seine Kleider aufhängen kann; er hängt sie — an einen Sonnenstrahl, und sie bleiben hängen. Durch Wunder verlängern sie die Balken, die sie zum Bau ihrer Zellen brauchen, wenn sie etwa zu kurz geschnitten sind; durch Wunder fangen sie Fische, durch Wunder bekommen sie Ringe wieder, die sie in's Wasser haben fallen lassen, durch Wunder sterben die Füchse, die ihre Weintrauben verzehrten u. s. w." —

Die h. Clara hinterläßt drei — Blasensteine von der allerwunderbarsten Beschaffenheit: alle drei sind einzeln gleich schwer, Einer so schwer als Zwei, und Zwei so schwer als Einer und Drei. Der Glaube nahm dieses Wunder für Sinnbild und Beweis der einigen Dreifaltigkeit Gottes an, und meinte, es geschehe zum Heile der Christen. Der liebe Gott aber war so gut, das wundervolle Wunder so lange geschehen zu lassen, als die Menschen daran glauben wollten. —

Göthe schrieb einst im bitteren Scherze seinen Wunderglauben in folgenden Zeilen nieder:

„Zerbrach einmal eine schöne Schal',
Und wollte schier verzweifeln,
Unart und Uebereil' zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln;
Erst ras't ich aus, dann weint' ich weich,
Beim traurigen Scherbelesen —
Das jammerte Gott; er schuf es gleich,
So ganz, wie es gewesen." —

Göthe kam mit diesem Spruch nur um einige hundert Jahre zu spät. Hätte er als frommer Mönch in den christlichen Wunderzeiten gelebt, dann war sein Scherz heiliger Ernst.

Der Wunderglaube vergangener Zeiten hätte eigentlich nicht viel zu bedeuten, wenn sich darin nicht die ganze Kleinlichkeit und Schwäche des Gottesglaubens ausgedrückt hätte. Dem ersten besten Bruder Mönch oder irgend einem unsaubern Knochenstück gelang es, alle Naturgesetze aufzuheben und so zu vollbringen, was den Gläubigen nur immer in den Sinn kam. — Der allmächtige und allweise Gott wurde dabei

so schwach, wie der Menschen Gedanken. Natürlich, diese waren ja eben ihr Gott. —

„Zuweilen waren die in Kirchen aufgestellten Heiligenbilder in ihrem Wunderthun so übertrieben emsig und geschäftig, daß sich die Geistlichen wegen dem allzugroßen Zulauf des Volks genöthigt sahen, zu bitten, daß sie dieselben einstellen. So bat ein Abt des Klosters Mayen-Moutier im Elsaß den heil. Spinulus, der in der dortigen Kirche begraben lag und viele Wunder an Lahmen, Blinden, Tauben und Krüppeln aller Art verrichtete, „er möchte doch das Kloster in keine weitere Gefahr bringen, die aus dem Zulaufe solcher Leute entstehen könnte.“ —

„Dagegen geschah es auch, daß solche h. Wunderthäter etwas, das man von ihnen verlangte, durchaus nicht thun wollten, daß sie z. B. ein der Kirche geraubtes Gut nicht wieder beschafften u. dergl. Alsdann entkleidete man ihre Altäre alles Schmuckes, überzog dieselben mit härenen Säcken, löschte die ihnen geweihten Wachslichte aus, zerbrach ihre Wandleuchter und drohte am Ende den Ort, wo die Heiligenleiber lagen, zuzumauern u. s. w. Man wollte sie nöthigen, Wunder zu thun. So peitscht der Kamtschadale seinen Gott, wenn er das Verlangen des Bittenden nicht erfüllen will.“*)

So malte sich der Christ und so malte er im starken Glauben oft die Schwäche Gottes und seine Schwäche. Die Hand, die ihm den Pinsel führte, war nicht zu verkennen, und der Mund, der ihm den Text zum Bilde liefern sollte, schwieg nicht. Aber wenn das Bildniß noch so gelungen aussah, fehlte doch immer das, was eben jedem Bilde, nur der Natur nicht, fehlt: des eigenen Sonnenstrahls Wärme und Licht.

Wenn irgend ein Glaube selig machte, so mußte es vorzüglich der christliche thun, denn er erklärte es selbst als einen seiner ersten Grundsätze: „Wer nicht christlich glaubt und getauft ist, kann gar nicht selig werden.“ Aber wie sonderbar! Die Geschichte der Entwickelung des christlichen Glaubens weiset nach, daß derselbe mit der Zeit fast alle die alten Seligkeitsmittel der Juden und Heiden zu Hilfe

*) Vergl. Schröckh's christl. Kirchengeschichte.

nahm, um seine Anhänger recht selig zu machen. (Vgl. S. 38 bis 50). Wenn nicht 332 Millionen Götter, so machten doch eben so viele Heilige und Engel den Christen durch ihren Einfluß auf die Weltregierung glücklich, und wenn nicht das Wasser des Ganges, so reinigte jedes Wasser von den schwersten Sünden, vorzüglich von jener schrecklichen Erbsünde, die ein Mensch für Alle auf ewige Zeiten voraus begangen hat. Wenn nicht des Chinesen „Omyto Fo“, so beschwichtigte des Priesters „Remitto“ und „Absolvo“ das unruhigste Gewissen, und wenn nicht arabische, so hatten lateinische Gebetlein die Kraft Gottes in sich und waren auch nur um — eitles Geld zu haben. Der wahrhaft religiöse Hindu aß Thierfleisch nicht, aus Achtung für das Thier, der Christ aß in gewissen Zeiten gewisse Fleischgattungen nicht aus Achtung für den Willen Gottes und seiner Priester. Er las auch nicht in den heiligen Schriften, wie jener, weil es — nicht gut, bequem und erlaubt war; er hatte auch seine Diener des Wortes. Und wer will die Vortrefflichkeit der christlichen Derwische gegenüber den Persischen und Indischen bestreiten!

Die christliche Kirchengeschichte spricht zwar nicht vom geweihten Wasser, das dem lieben Gotte, wohl aber vom geweihten Wasser, das auf die Altäre Gottes, auf heilige Sachen und sogar dem Gläubigen in das Gesicht gespritzt wurde; nicht vom amerikanischen Tabackrauch, aber von mancherlei Arten Weihrauch; nicht von religiösen Tänzen aber vom religiösen Springen der Wallfahrer, vom heil. Veitstanz u. dgl.; nicht von Schamanischen Geisterbeschwörungen, aber von lateinischen Teufelbannereien; nicht vom Pferdefleisch-, aber vom Gottesfleischessen; nicht vom göttlichen Holzklotz des Ostiaken, aber von wunderwirkenden Bildern und Statuen; u. s. w. u. s. w.

O über die mannigfachsten Arten, wie der christliche Glaube seine Leute schon selig gemacht hat!

Freilich, die Lehrer der reineren Christuslehre beschränkten sich auf eine geringe Zahl von Seligkeitsmitteln, und bemühten sich, dem überwallenden Volksglauben fremd zu bleiben: aber sie selbst trugen, vielleicht gar oft ohne es zu wollen, Schuld, daß der gemeine Mann sich etwas von ihrer spitzfindigen Gottesgelehrsamkeit aneignete, und dann — auf seine Faust — aus alten Weisheitssprüchen neuseligmachende Glaubenslehren heraustüftelte.

Der Glaube sagte z. B., Gott lache nicht; das Evange-

lium rief: „Wehe euch die ihr lacht, ihr werdet weinen und heulen", und die heiligen Kirchenlehrer versicherten auch, Jesus habe nie gelacht. Daraus folgte, daß es dem Christen gezieme, nur ernst zu sein, und daß die Vollkommenheit desselben in der größtmöglichsten Traurigkeit bestehe. So kam es, daß jenen Christen am wohlsten war, die sich am traurigsten fühlten. Der Glaube machte sie selig, und eine religiöse Melancholie, die unsere Zeit nicht mehr kennt, überzog durch Hunderte von Jahren die ganze Christenheit. Eckel vor der sündhaften Welt trieb die Leute dann in Wüsteneien, in einsame Felsenhöhlen oder Ruinen. Die Einbildung, nur auf diesem Wege zur Gottesähnlichkeit zu gelangen, erlaubte am Ende keine Lebenssorgen, kein Amt, keinen Menschendienst, also auch keine Nächstenliebe. — Der römische Naturforscher Plinius d. A. rühmlichen Andenkens erwähnte schon im ersten Jahrhunderte in seiner Naturgeschichte (5, 15) solcher unglücklichen Seligen, die er „neben der todten See fand, ein einsames Völklein, ohne Weiber, ohne Geld, unter Palmen — ein ewiges Volk, wenn gleich Niemand da geboren werde — täglich erneuert durch die herbeiströmende Menge jener, welchen vor der Welt eckelte."

Die Christenlegenden erzählen darüber in ausführlicher Weise die wunderlichsten Dinge. Der Eine glaubte Gott zu gefallen, wenn er in ein Fuchsloch kroch, und 50 Jahre lang keinen Sonnenstrahl annahm, der Andere, wenn er sich mit Steinen bedeckte, und in der größten Sonnenhitze herumging. Da standen die Einen ihr halbes Leben lang, um dem Himmel näher zu sein, auf Säulen, die Andern ließen sich dagegen bis an den Hals in die Erde eingraben, um sich für das Sterben vorzubereiten.

Cassianus gedachte einiger Christen, die im heiligen Eifer die Worte des Evangeliums: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth" — am richtigsten zu befolgen glaubten, wenn sie sich mit schweren hölzernen Kreuzen beluden und dieselben überall mit herumschleppten.

„Siebenmal am Tage lobe ich dich mein Gott", hieß ein alter jüdischer Psalm; der Christ meinte mehr thun zu müssen, legte sich Nachts nicht schlafen, sondern betete. Die Messalianer (oder Betbrüder) hielten sogar dafür, daß die christliche Vollkommenheit in einem ständigen Gebete, bei Tag und bei Nacht, bestehe.

„Nöthiget sie hereinzukommen", hieß es in einer evangelischen Gleichnißrede, und der Christ fühlte sich in dem Glauben selig, daß er Gott diene, wenn er die Ketzer verfolge. „Ziehet das Schwert gegen sie — riefen dann Päbste und gemeine Priester — Gott will es."

Und der Glaube machte die Leute selig im Blute ihrer Brüder!

Aber nicht immer war das Gegentheil, der entgegengesetzte Glaube, Unglück, sondern es geschah, daß auch er selig machte.

Das war z. B. mit dem Glauben und Unglauben an das Seligkeitsmittel der Priesterehe der Fall.

Die griechische Partei der Christen sah ein, daß es mit der priesterlichen Ehelosigkeit nicht recht gehen wollte, und entschied sich demgemäß (auf der Trullanischen Synode im Jahre 692) dafür, daß die Geistlichen heirathen sollten, und daß Niemand unglücklich sein dürfe, von einem verheiratheten Priester das Abendmahl nehmen zu müssen. Ein Mönch, der dagegen protestirte, wurde verbrannt. Abgemacht. —

In der römischen Partei dagegen kam es mit der Zeit bis zu einer Verordnung (Pabst Gregor's VII. im Jahre 1074), welcher gemäß „alle jene, die bei einem verheiratheten Priester Messe hören oder sonst eine religiöse Handlung begehen, gebannt und verflucht", und also auch höchst unglücklich wurden.

Jene waren daher mit ihren verheiratheten, diese mit ihren unverheiratheten Priestern — im Glauben selig. Und ihr Gott sah, daß Beides gut war.

Viele christliche Schriftgelehrte behaupteten z. B. es gebe nur drei Sprachen, in welchen man zu Gott beten könne: die griechische, hebräische und lateinische. Welch ein Glaube! Und welch ein Unglück für alle jene, die nicht einmal den Klang einer dieser Sprachen gehört hatten! — Mönche und Nonnen lernten ihre herzusagenden Gebete in diesen ihnen ganz fremden Sprachen auswendig, und waren in dem Glauben glücklich, daß sie Gott vernehme. — Der zu Frankfurt im Jahre 794 versammelte Rath deutscher Bischöfe erklärte, „man müsse in jeder Sprache zu Gott beten können"; die zu Trident berathenden Bischöfe erklärten dagegen — 800 Jahre später — „es scheine nicht thunlich den Gottesdienst (die Messe) in der Volkssprache zu halten", und verfluchten alle jene, die etwa das Gegentheil glaubten.

Und wie reich war der Glaube in seinen Seligkeitsmitteln!

Zum dankbaren Andenken an die Flucht des Christos und seiner Eltern (nach Egypten) feierten französische Christen des Mittelalters um Weihnachten ein Fest, welches dem Esel, der die Flüchtlinge getragen hatte, zu Ehren das Eselsfest hieß. Ein solches Thier, mit einer Mönchskutte geziert und mit einer reichgekleideten Jungfrau beladen, wurde in Prozession herum und zur Kirche vor den Altar geführt, wo ein Hochamt gehalten ward. Ein besonderes Lied ertönte dabei zu Ehren des Esels feierlichst vom hohen Chore, und jeder seiner Verse endigte mit: „He, Sir Ane, He!“ (Ei, Herr Esel, ei!) Und wenn die Messe zu Ende war, sprach der Hohepriester nicht den Segen, sondern wieherte dreimal, wie ein Esel, und die ehrwürdige Versammlung wieherte nach. — Das war auch Gottesdienst. Der Glaube macht selig! Wer damals die Narrheit dieser Ceremonie belacht hätte, würde sein Leben in den Kerkern der Inquisition verseufzt haben.

Wer das Fest der Verwandlung des geweihten Brodes (Frohnleichnam) andächtiglich beging, erhielt 40 und 100 Sündenabläſſe alle Jahre. Wer unter der Regierung des Pabstes Martin 5. oder Kalixt 4. lebte, konnte noch mehr gewinnen, nemlich 44,000.

Ein Pabst Sixtus machte ein Gebet an die heil. Jungfrau, welches vor ihrem Bilde, aber in der Sonne, gesprochen werden mußte und die Wirkung eines Ablasses von nicht weniger als 11 Tausend Bußjahren mit sich brachte.

O Rabbinen des alten Judenglaubens! Wie armselig waren jene Wirkungen des Betens, in denen ihr selig geworden seid!

Und wieder wie arm war der christliche Glaube bei seinen vielen Seligkeitsmitteln!

An dem durch seine Beredsamkeit berühmten Bischof Chrisostomus (Goldmund) rühmte der fromme Glaube, daß er sich mit Gewalt von seiner als Wittwe ganz verlassenen und schwer gekränkten Mutter losgerissen habe, um Mönch zu werden. „Man muß — sagte er in einer seiner Predigten — selbst seine Eltern verläugnen, wenn sie bei geistlichen Dingen im Wege stehen.“ — Psalmen singen und Menschen meiden war Gottesdienst, der alten Mutter beistehen und sie pflegen nicht.

Nachdrücklicher sprach darüber der heilig geehrte Kirchenvater Hieronymus, welcher Möncherei eine zweite Taufe nannte: „Und wenn sich deine jungen Geschwister dir an den Hals werfen, wenn deine Mutter mit Thränen und zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern dir die Brust weiset, mit welcher sie dich einst genährt hat, wenn dein Vater sich auf die Schwelle legt: stoße sie mit Füßen von dir, und eile mit trockenen Augen zur Fahne des Kreuzes." — „Eifer für Gott ist keine Grausamkeit."

Der heil. Kirchenlehrer Augustin († 430) ließ sich eine Abschrift der 7 Bußpsalmen vor das Sterbebett an die Wand heften, und, um sie beständig lesen zu können, durften seine Freunde in den letzten acht Tagen seiner Krankheit gar nicht zugelassen werden. Er betete und weinte und nannte das seine Buße. Armer Augustin! sein Glaube machte ihn selig, aber nur armselig, denn anstatt eines frohen, vertrauensvollen Aufblickes zum Vater der Liebe, sah er nach einem — Stück Papier und seiner matten Inschrift.

Schon lange vor dem vierten Jahrhunderte nahm der Glaube überhand, das der Inbegriff aller christlichen Tugend im frommen Müßiggange bestehe; dadurch werde der böse Geist, der (trotz aller Taufe) jedem Menschen beiwohne, ausgetrieben.

Makarius d. J. zerdrückte eine Mücke, die ihn schmerzhaft gestochen hatte. Aber: „mein ist die Rache, spricht der Herr Zebaoth", erinnerte ihn plötzlich die heilige Schrift und der empfindsame Heilige erkannte das Unrecht seiner eigenmächtigen Rache. Zur Buße legte er sich entkleidet an den sketischen Morast, wo es viele große Mücken gab, und ließ sich von ihnen 6 Monate lang zerstechen. Dieß zog die ganze Christenheit aus der Nachbarschaft zu seiner Bewunderung herbei, und seine Fürbitte bei Gott wurde weit und breit angefleht.

Der heilige Pachomius aß Brod mit Salz, Staub und Asche gemischt, und wehrte sich 40 Tage lang alles Schlafens, um gegen den Teufel, der im Traume am meisten geschäftig sei, anzukämpfen. Wenn er sich des Schlafs nicht mehr erwehren konnte, trug er Sandsäcke von einem Orte zum andern.

Das Fleischessen war zu gewissen Zeiten verboten. Im 7ten Jahrhunderte machte man die frohe Entdeckung, daß Geflügel und Fische nicht Fleisch sind, so wie daß Flüssigkeiten

das Fasten nicht unterbrechen. Ach! der Glaube machte viele Leute selig. Während der arme Christ oft mit Gewissensangst seine Fastenzeit durchmachte, hatten die Reichen (besonders Priester und Mönche) ihre großen Leckereien von den ausgesuchtesten Fastengerichten. Der liebe Gott sah Beide an, den Schmausenden und den Hungernden und der Glaube sagte, daß ihm Beides recht und angenehm sei.

So spärlich die Nachrichten über die ersten christlichen Gemeinden sein mögen, so geht aus ihnen doch hervor, daß sie keine Art geistlicher Obrigkeiten über sich anerkannten, sondern daß Liebe und Eintracht alle gesetzlichen Maßregeln überflüssig machten. Befolgung der Lehre schien hinreichend, um zu erlösen und zu beseligen. Auch ist offenbar, daß verschiedene Gemeinden ganz unabhängig von einander bestanden, und daß sie sich nur da vereinigt haben, wo es galt, Bedürftige zu unterstützen.

Lehrer des Evangeliums wählte sich eine jede Gemeinde in Folge freier Verabredung; ihnen huldigte sie aus persönlicher und herzlicher Zuneigung, und ihren Ermahnungen leistete sie Folge, weil dieselben väterlich, brüderlich oder freundschaftlich ausgesprochen wurden.

Gerne wählte man den „Aeltesten" (griechisch: „Presbyter," woraus dann das deutsche: „Priester") zum „Vorsteher" (griechisch: „Episkop," „Bischof"). Sein Amt war zu lehren und Almosen auszutheilen. Ganz unmerklich, aber durch Hochachtung erklärlich, kam dann das Recht dazu, in Streitsachen zu entscheiden und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Da begann still und leise der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien wieder. Ob das in der Absicht des jüdischen Reformators gelegen hatte, ist nicht zu sagen; diejenigen, welche mit Ja antworten, finden in den heiligen Schriften — eben so wie die, welche Nein sagen — genug Anhaltepunkte. Jene setzen freilich voraus, daß die heil. Schriften früher waren, als die christlichen Gemeinden, die Andern meinen das Gegentheil. — Wer hat Recht?

Jedenfalls muß das schöne Verhältniß, wie es in den ersten Gemeinden zwischen Lehrern und Volk geherrscht haben mag, und fast von allen Geschichtsschreibern gerühmt worden ist, nur

kurze Zeit gedauert haben. „Nirgendwo ein Gebieter in Glaubenssachen!“ Es finden sich nur Spuren einer solchen dagewesenen Neuerung.

Ein Vorwand, um alte Ceremonien des Juden- oder Heidenthums und mit ihnen auch die Verwalter derselben, somit Rechte und Vorzüge der alten Priesterherrschaft, wieder einzuführen, fehlte durchaus nicht. Das Christenthum war ja auf's Judenthum gebaut, und wuchs in's Heidenthnm hinein. —

Der Gemeindevorsteher fand z. B. oft Gelegenheit, sich dem einstmaligen Hohenpriester gleichzustellen. War die Gemeinde groß, so hatte er „Helfer“ (Diakonen), die an Würde den alten Leviten nichts nachgaben. Wenn das Band der Liebe unter den ihnen untergebenen Christen lose zu werden begann, traten die ehrwürdigen Herren mit Heilmitteln herbei, um es zu befestigen; erkaltete etwa die Zuneigung der Gläubigen für sie als erwählte Vorgesetzte, nun, dann schützten sie ihr Ansehen mit einfachen Anordnungen; und wo am Ende das freiwillige Anerbieten von einmal angefangenen Leistungen ausblieb, machten sie Ansprüche, zu denen sie nur Gott nöthigte. —

So wuchsen gar bald, sowohl aus der Asche der zu Jerusalem begrabenen Judenpriester, als auch aus den Ruinen der verfallenen Heidentempel neue, thatkräftige und — gewitzigte Söhne empor, die nach und nach das Nützliche von hier mit dem Angenehmen von dort, wie sie es immer fanden, einigten, und endlich Gott und Menschen zum ausschließlichen — Eigenthum erhielten.

In jener Zeit, aus welcher die Geschichte bereits nähere Kenntnisse über die christlichen Gemeinden besitzt, stehen die neuen Priester schon da, feste, unerschütterliche und heilig zu achtende Männer, angethan mit den glänzenden Abzeichen ihrer Macht. Der Hirtenstab, den sie in ihrer Rechten halten, auf den sie sich stützen, so bescheiden er aussehen mag, sagt Alles. Er setzt voraus, daß der Hirt zwar zur Heerde gehöre, aber daß er nicht ein Theil derselben sei. Er ist ein handgreifliches Zeichen, daß die Herde sammt Wolle, Haut, Fleisch, Leben, ein rechtmäßiges Eigenthum des Hirten sei. Und Hirt

und Hirtenstab, Schafstall und Weiderecht finden dann im Evangelium selbst, wenn auch nur gleichnißweise, ihre volle Berechtigung.

Genug, in den Tagen Constantins d. G., wo die christlichen Gläubigen zum ersten Male eine staatliche Anerkennung erhielten, war die Herrschaft der Priester schon längst begründet. Eine Auflehnung gegen dieselbe, wie sie noch hundert Jahre zuvor hie und da zu erkennen war, gehörte schon zu den Unmöglichkeiten. Ein Tertullian hatte es sich z. B. noch erlaubt, zu behaupten, „an und für sich hätten auch Laien das Recht, Sakramente zu verwalten und in der Gemeinde zu lehren; Wort Gottes und Sakramente würden Allen mitgetheilt, und könnten daher auch wieder von Allen mitgetheilt werden" u. s. w.: aber auch er fügte schon hinzu, „es komme dabei Alles darauf an, was unter den bestehenden Verhältnissen nützlich sei."

Sobald dann einmal Jesus Gott war, stand auch das Ansehen der Priester unerschütterlich fest. Er hatte zu seinen Jüngern, als er sie zu lehren aussendete, gesagt: „Wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich" u. s. w. Das hieß nun, in die rechte Glaubenssprache übersetzt, soviel als: „Jesus, der Gottsohn sprach: Wer euch, Priestern, gehorcht, der gehorcht mir, dem Gott; wer euch, Priester, verachtet, der verachtet mich, den Gott!"

„Gott wies auf den Priester hin, dieser dann auf jenen."

Demgemäß entwickelte sich die volle Würde des christlichen Priesters in leicht erklärlicher Weise: er wurde Mittler zwischen Gott und Menschen, Dollmetscher aller Offenbarungswahrheiten, bevollmächtigter Ausspender aller geistlichen Gaben und Gnaden, ein zum göttlichen Hofstaate gehöriger Diener, ohne ihn war kein Heil. — Alles, was sich aus den heil. Schriften nur immer zu seinen Gunsten auftreiben ließ, wurde aufgewendet. Man entblödete sich nicht zu sagen, „weil Moses befohlen, daß man dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verbinden solle, oder weil geschrieben stehe, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth sei, müsse die Gemeinde mit Steuern und Zehnten belastet werden, die den Geistlichen — von Gott und Rechtswegen — gehörten." — Im ersten Briefe an Timoth. 5, 17 heißt es: „Die Presbyteri, welche gut vorstehen, halte man zweifacher Ehren werth." Dies wurde

bei Zeiten dahin ausgelegt, daß alle Priester das doppelt zu bekommen haben, was man ihnen gab. So kam es, daß sich schon Tertullian veranlaßt fühlte, die zum Gesetz gewordene Gewohnheit zu tadeln, der gemäß dem Geistlichen bei religiösen Liebesmahlen „zur Ehre und Freude der Gurgel" eine doppelte Portion vorgesetzt wurde.

Die Art und Weise, wie die Opfer, welche von den Gläubigen eingefordert wurden, mit der Zeit an Größe und Werth zunahmen, gibt für sich allein Stoff zu einer langen, traurigen Geschichte. Die Priester der christlichen Vergangenheit wurden in der That, wie Friedrich d. G. versicherte (S. 57), denen der andern Religionen in Bezug auf Selbstsucht und Eigennutz bald gleich, wenn sich dieselben nicht etwa noch vorzüglicher bewiesen.*) Der ganze Unterschied, insofern er sich auf die religiöse Handlung des Opfers bezog, mochte darin zu finden sein, daß für die heidnischen Priester das Opfer die vorzüglichste Einnahme, für die christlichen dagegen die Einnahme ein vorzügliches Opfer war. (Vgl. S. 56.) — Auch im Christenthum gab es eine Zeit, wo Ehren-Geistlichkeit — wie einst in Egypten — einige Fünftel des gesammten Grundbesitzes in Händen hatte, und außer ihr Alles dem Evangelium angemessen arm war, (Vgl. S. 58.)

Das beste und fetteste gehörte von jeher den — Göttern. Und sie — „hatten einen guten Magen,

Hatten ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen." —

(Göthe.)

Schon im Jahre 355 hatte die christliche Geistlichkeit einen persönlichen Feind an Kaiser Julian. Er war zwar im Christen-

*) Bald entstand das Volkssprüchwort: „Geistliche haben zwei Hände, die Eine zum Nehmen, die Andere zum Behalten." — Aus einer Bulle Leo X. geht hervor, daß sich die Bischöfe seiner Zeit sogar — eine Conkubinensteuer bezahlen ließen dafür, daß sie Unzucht erlaubten. — Er, der Pabst selbst, ging so weit, daß er sich für eine dies- und jenseitige Vergebung der Sünden bestimmte Preise zahlen ließ, als z. B. für einen Vater-, Mutter- oder Geschwister-Mord 17 Liv. 14 Sch. 6 Pf., für einen falschen Eid 29 Liv. 5 Sch., für Prügelei eines Priesters, 87 Liv. 15 Sch. u. s. w.

thum erzogen worden, erhielt aber durch das Getreibe der Priester einen solchen Widerwillen gegen dasselbe, daß er es vorzog, den Lehren der heidnischen Philosophen allein zu folgen. Er schrieb viel gegen den Uebermuth und die Thorheiten der christlichen Geistlichkeit, und ermahnte u. A. die Einwohner von Bostra, daß sie sich nicht zur Unduldsamkeit gegen Andersgläubige durch Priester verleiten lassen sollten, „die alle Unordnung begünstigen, sobald es sich darum handle, Herrschaft zu üben, Testamente vorzuschreiben, Gericht zu halten und fremde Besitzungen an sich zu reißen."

Herrschsucht war von jeher die größte Schuld, welche die Geschichte christlichen Priestern anzurechnen hatte. Es ist auch gewiß, daß sie zu derselben, außer durch manche der kunstvollsten Mittel, eben so gelangten, wie die heidnischen. Völker und ihre Führer legten oft freiwillig die Macht in deren Hände. Nur selten findet die Geschichte den Namen eines Mannes, der Einfluß genug hatte und auch wagte, den anmaßenden Forderungen der Geistlichkeit zu widerstehen. Pabst Bonifaz VIII. z. B. hatte einst dem Könige Philipp geschrieben:

„Bonifaz, Knecht der Knechte Gottes. Gott hat uns über Könige und Königreiche verordnet, um auszurotten und zu zerstören, oder zu pflanzen in seinem Namen und durch seine Lehre. Du sollst hiermit wissen, daß du uns im Weltlichen und Geistlichen untergeben bist. Anders Denkende halten wir für Ketzer." Philipp antwortete: „Philipp von Gottes Gnaden an Bonifaz, der sich für einen Pabst ausgibt, wenig oder gar keinen Gruß. Deine allerhöchste Narrheit soll wissen, daß wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen sind. Anders Denkende halten wir für Wahnsinnige." — Solche Beispiele von Widerstreben gegen die Anmaßungen des Krummstabes waren jedoch höchst selten. Die Vorfahren Philipps hatten anders gesprochen und gehandelt. Ihr Aberglaube hatte sie zu der Priester Füßen hingestreckt und deren Stab auf ihren Nacken gestellt.

Hatten es einst indische und egyptische Priester zum höchsten Gipfel der Macht und Anmaßung getrieben (S. 59.), so gab es im Christenthume eine Zeit, wo sie darin weit übertroffen wurden; und wenn es unmöglich ist, Geschichte heidnischer Religionen zu schreiben, ohne ihre Priester anzuklagen, so ist die Geschichte der christlichen Entwickelung nur Eine Klage. —

„Wenn die Könige alter Zeiten sich nicht für Menschen- sondern Göttersöhne hielten, so war das eine Kleinigkeit gegen die Ansprüche des ehemaligen Priesterthums.“

Nur einen oberflächlichen Blick in die alte Gesetzsammlung des römischen Hohenpriesterthums, und es läßt sich die schwindelnde Höhe seiner Forderungen und Macht ermessen:

„Ihm sei jedweder Mensch unterthan,“ war ein stehender Satz aller christlich päbstlichen Befehle.

„Ferner erklären, sagen, bestimmen und entscheiden wir, daß alle menschliche Creatur dem römischen Pabste unterworfen sei, und daß man nicht selig werden könne, wenn man es nicht glaubt.“ — Gebot Bonifaz VIII. —

„Da es ein Glaubensartikel ist, von dem die ewige Seligkeit abhängt, daß alle Christgläubigen dem römischen Pabste unterworfen sein sollen, wie wir durch das Zeugniß der heil. Schrift und der heil. Väter belehrt werden: so bestimmen wir“ u. s. w. — Gesetz Leo IX. —

„Er habe doppelte Schwertgewalt, richte Alle, und dürfe von Niemandem gerichtet werden,“ war ein anderer feststehender Satz.

„Daß der Pabst zwei Schwerter habe, das geistliche und das weltliche, lehrt das Evangelium. Denn als die Apostel sagten: Sieh, hier sind zwei Schwerter, antwortete der Herr nicht, es sei zu viel, sondern es sei genug,“ u. s. w. — Bonifaz VIII.

„Wenn der Papst unzählige Schaaren mit sich zur Hölle führen würde, so dürfte ihn doch Niemand zur Rede stellen, denn er richtet Alle und darf von Niemandem gerichtet werden.“ Kanonisches Recht; ferner Gesetz Gelasius I. (Jahr 492) und Gesetz Urban II.

„In ihm solle Priesterthum und Königthum vereinigt sein,“ ein Lieblingswort des Hohenpriesterthums.

An König Johann von England, der durch Bannflüche des Pabstes Innocenz III. genöthigt worden war, diesem einen Lehnseid zu schwören nnd jährlich 1000 Mark Silber zu zahlen, richtete der heil. Vater ein großmüthiges Schreiben, dessen Schluß lautete:

„Das hast du, geliebtester Sohn, weislich bedacht, indem dich Jener erleuchtete, in dessen Hand die Herzen der Könige sind. Du beschlossest daher, dich und dein Reich zeitlich dem zu unterwerfen, welchem du geistlich unterworfen zu

sein fühltest, damit in der Einen Person des Statthalters Jesu Königthum und Priesterthum, wie Leib und Seele, zum großen Vortheile Beider vereinigt würden."

Pabst Sylvester II. erklärte, „daß er den Herzog Stephan von Ungarn nur auf Befehl des allmächtigen Gottes zum Könige mache und dieser sammt allen seinen Nachkommen dem röm. Stuhle unterthan zu sein habe."

Da der Pabst „Herr über die Erde" war, so hatte er auch die Macht sie nach Belieben zu vertheilen. Alexander VI. schenkte z. B. dem Könige Ferdinand von Castilien das Recht auf die von Columbus neu entdeckte Welt.

„Nehmt hin die Welt, sie soll euer sein,
sprach Zeus von seinen Höhen."

Daher sollten dem Pabst alle Fürsten die schuldige Ehrfurcht leisten (Bulle Pabst Urbans VIII. u. A.) und er war „dessen sicher, daß ihn Legionen von — Engeln unterstützten, wenn er einen widerspenstigen Herrscher vom Throne absetzte."

„Kein Fürst sollte sich fortan erkühnen das Szepter zu führen, wenn der Pabst ihn dazu nicht für würdig erklärt, und ihm das Zeichen der Würde (den Reichsapfel, als Sinnbild der Erdkugel) anvertraut hat," setzte ein Benedikt VIII. fest. —

Natürlich war der röm. Hohepriester dann auch Bischof aller Bischöfe und Schiedsrichter aller Streitigkeiten. Dahin lauteten z. B. die Gesetze von Nikolaus I. und von vielen Andern.

„Es gibt Eine Braut Christi, Einen Schafstall, Einen Hirten, Einen Bischof aller Bischöfe" u. s. w. Gesetz Pius II.

Und wie dehnte das christl. Hochpriesterthum seine Macht noch weiter aus!

Gregor IX. versprach nicht nur allen Christen, welche an dem Kreuzzuge gegen die ketzerischen Albingenser Theil nehmen wollten, gänzliche Nachlassung der Sünden, sondern ertheilte ihnen auch die Befugniß, Geldschulden, welche sie an Juden zu leisten hätten, vorläufig nicht zu bezahlen.

Unter den „Machtsprüchen" eines Gregor VII. fand sich auch der, „daß des Pabstes Meinung von Niemandem abgewiesen werden dürfe, weil er sich weder geirrt habe, noch je irren werde."

Wo seines Reiches Ende gewesen sei, war schwer zu sagen; er war Herr des Himmels, der Erde und — der Hölle.

„Im Namen der heil. Dreieinigkeit u. s. w. bestimmen wir — Bischof Eugen (im J. 1431) — daß die Seelen derjenigen, welche nach der Taufe von keiner Sünde befleckt worden sind u. s. w. sogleich in den Himmel aufgenommen werden und Gott anschauen, bestimmen wir, daß die Seelen derer, welche in einer wirklichen Todsünde oder in der bloßen Erbsünde sterben, sogleich in die Hölle fahren und daselbst in verschiedenen Abstufungen leiden.“ — Den größten und ekelerregendsten Mißbrauch veranlaßte wohl die päbstliche Lehre, daß die Kirche im Besitze eines — nicht zu sagen wie — überflüssigen Gnadenschatzes sei. (Clemens VI. trug sie in einer Bulle ausführlich vor.) Sie gab Veranlassung zu jenem ärgerlichen Ablaßgeschäfte der päbstlichen Heiligkeiten und ihrer Sendlinge, dessen die Geschichte mit tiefer Trauer gedenkt.

Ja wahrhaftig! Das war ein höchst überflüssiger Gnadenschatz. Schade, daß ihn Niemand früher noch, ehe damit solch unheilvoller Mißbrauch getrieben worden, gestohlen hatte. —

Es läßt sich leicht denken, daß in jenen Zeiten der höchsten Priestermacht, Vernünftigkeit ebenso, wie Billigkeit und Recht, nur da geachtet wurden, wo sie die unterthänigen Mägde des priesterlichen Willens sein wollten, und daß ihnen, wo sie es nicht sein mochten und konnten, sehr bald die bitterste Feindschaft zugeschworen wurde. Vernünftig sein hieß überhaupt Ketzerei treiben.

Schon im 4. Jahrhunderte war die Anzahl jener christlichen Schriftgelehrten groß, welche mit frommen Augen jede Art vernünftiger Forschung verhöhnten, und die ernstesten Besorgnisse aussprachen, es möchte die Frömmigkeit durch Nachdenken zu Schaden kommen. „Christum lieb haben ist besser als alles Wissen,“ (Ephes. 3, 19), hieß es dann beständig und im allgemeinsten Sinn, besonders als einzelne Denker gegen den Uebermuth und die Thorheiten der damaligen Priesterschaft zu sprechen anfingen.

Kaiser Julian (der Abtrünnige), „dieser vortreffliche Fürst, der Stolz des römischen Reiches — wie ein geistvoller

Schriftsteller sich ausdrückte — ein Muster der Tugend und Aufklärung, aber durch seinen Abfall vom Christenthum leider! das Skandal der Christenheit," (gestorben 363, erst 32 Jahre alt, nach einer Regierung von nur 20 Monaten, von einem Rechtgläubigen meuchlings verwundet, oder, wie Christen behaupteten, von Engeln, die als persische Soldaten verkleidet waren, getödtet), war den Priestern schon wegen seinen beißenden Reden und Schriften so sehr verhaßt, daß sie selbst diese allein unter die großen Verfolgungen, welche das Christenthum zu erleiden hatte, rechneten.

„Warum kostet ihr — schrieb er u. A. den damaligen Christen zu — von der griechischen Wissenschaftlichkeit, wenn das Lesen eurer heil. Schriften, wie ihr sagt, euch genug ist? — Aber ihr selbst wisset — wie mir scheint — den Unterschied und Einfluß, welchen euere und unsere Schriften auf die Entwickelung des Geistes ausüben. Denn durch euere Schriften könnte Niemand ein edler, oder auch nur ein ordentlicher Mensch werden." — Er forderte die Christen auf, zum Beweise für das Gesagte, junge Kinder auszuwählen, welche keinen andern als den Unterricht in der Bibel erhielten, und sie sollten sehen, ob sie dann etwas Anderes oder Besseres als Sklaven würden. „So elend und unvernünftig seid ihr, daß ihr jene Schriften für heilig haltet, durch die Niemand weiser werden kann, jene aber, die Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit lehren, dem Satan und seinen Dienern anheim gebet." — Er verglich die damaligen Christen, die alles Unnütze in ihre Religion aufgenommen haben, mit Blutegeln, die nur das unreine Blut an sich zögen, das Reine aber zurückließen.*)

Der Kirchengelehrte Hieronymus, der die wissenschaftlichen Werke der Heiden wohl kannte, und manche ihrer Aussprüche zur Ausschmückung seiner eigenen Schriften trefflich zu benutzen gewußt hatte, sprach nichts destoweniger die tiefste Verachtung gegen die denkenden Männer der Vergangenheit aus. — „Was haben — meinte er u. A. — die Psalmen und Horaz, die Evangelien und Virgil, die Apostel und Cicero, was Christus und Belial mit einander zu schaffen? Wir dürfen nicht zugleich den Kelch des Herrn und den Kelch des Teufels trinken."

---

*) Vgl. Neander's Kirchengeschichte und dessen historisches Gemälde über Kaiser Julian und sein Zeitalter.

Es kam so weit, daß man am Ende nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch alle Einsicht, Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß für die fromme Glaubenseinfalt entbehrlich, wohl gar schädlich hielt, das dümmste Zeug für heilig, und jede Wahrheit für Sünde ausschrie, sobald sie in den eigenen Kram nicht paßte.

Im Jahre 519 entstand unter den Griechen ein Streit über die Frage, ob man sagen könne: „Einer aus der Dreieinigkeit ist gekreuzigt worden." Grübler meinten, „wenn Keiner von der Dreieinigkeit gekreuzigt worden sei, so könne man auch nicht sagen, daß Einer Mensch geworden. Der damalige Kaiser Justinian wollte dem langen Streite ein kurzes Ende machen, und ließ den Pabst Johann II. bitten, er möchte — jene Behauptungen doch gefälligst verdammen, was auch geschah; der Pabst erklärte, „dieselben seien gottlos, ketzerisch und rasend."

Als Pabst Gregor VII. in seinen „Machtsprüchen" (Hildebrandische Diktaten) erklärte, „jeder Pabst, sobald er gewählt sei, werde durch die Verdienste des heil. Petrus heilig:" da schwiegen alle Gottesgelehrten, und keiner christlichen Macht gefiel es, diesen Ausspruch „gottlos, ketzerisch und rasend" zu nennen.

Als Maßstab und Beispiel der mit dem Christenthum entwickelten Vernünftigkeit kann auch die Wendung gelten, welche nach und nach der Frage gegeben worden ist, wer Jesus gewesen sei?

Schon in den ersten Jahrhunderten zankten die Gottesgelehrten um die Beantwortung dieser Frage, ohne irgend einen sicheren Anhaltspunkt zu haben.

„Der Christos war ein mit höherer Weisheit ausgerüsteter Mensch," behauptete z. B. ein Theodot v. B. — „Das Göttliche an ihm war nur Schein, wie auch sein Leiden und Sterben," sagten die Manichäer. „In Jesus ist die Gottheit erschienen und hat gelitten," Praxeas.

„Er hatte zwei Naturen in sich, eine göttliche und eine menschliche," Cyrill u. A.

„Wenn Gott Vater des Sohnes Jesus ist, so muß er früher da gewesen sein als dieser," Arius — „Nein, Beide

sind von Ewigkeit zugleich da, denn im Evang. Johan. heißt es: Im Anfange (schon) war das Wort.“ Athanasius.

Ja, was ist unter „Anfang“ zu verstehen,“ fragte man wieder.

Und so ging es fort und fort. Ein Jeder bildete sich ein, daß ihm die den Jüngern des Christos verheißene Gotteskraft auch beiwohne, und achtete jener Gränze nicht, an welcher der Glaube bescheiden still zu stehen und anzuerkennen habe: Weiter soll ich nicht.

In einer Versammlung von etwa 300 Bischöfen und unzähligen Priestern hat im Jahre 325 eine der Glaubensparteien jenes (bekannte) Bekenntniß vorgeschlagen, in welchem über Jesus ausgesprochen wurde: „(Wir glauben) an einen Herrn Jesum Christum, Sohn Gottes, Eingeborenen, gezeugt aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wesentlichen Gott aus dem wesentlichen Gott, gezeugt und nicht gemacht, eines Wesens mit dem Vater,“ u. s. w. — Die Mehrzahl der Anwesenden wollte sich zu einem solchen „neuen Glauben“ nicht bekennen. Großes Gezänke!

Der Kaiser Constantin, damals noch nicht Christ, (er ließ sich erst 12 Jahre später taufen), war Vorsitzender dieser Versammlung; er ließ die Herren eine Zeit lang gelehrte Reden für und wider halten, und entschied den ganzen Streit endlich ganz einfach so: Es stehe den Versammelten frei, entweder nach der obigen Formel zu glauben, oder — von Amt und Brod zu gehen. — Und siehe da! Mit Ausnahme zweier Bischöfe und eines Priesters entschlossen sich Alle, so zu glauben. Ja, sie thaten noch ein Uebriges, indem sie einmüthig und an Gesetzes statt erklärten: „Diejenigen, welche sagen, es sei eine Zeit gewesen, wo der Christos nicht war; oder: er sei nicht gewesen, ehe er geboren worden; oder er sei aus Nichts erstanden; oder: er sei erschaffen (nicht aus Nichts), sei veränderlich u. s. w. — sollen verflucht sein von der heil. katholischen und apostolischen Kirche.“

Ein triftiger Beweis für die Richtigkeit eines solchen Glaubens! — Wenn damit nur auch der Friede wäre hergestellt worden: aber es zeigte sich bald das gerade Gegentheil. Nun hatte man einen sichern Anhaltpunkt, aber seit dieser gegeben, seit ein Glaubensbekenntniß für Alle aufgestellt worden war, traten Spaltungen und Verfolgungen ein,

so groß, so beständig, so blutig, wie nie in irgend einer andern Religion.

Das war übrigens der eigentliche Ursprung jenes Bekenntnisses, welches man noch immer das Apostolische nennt, und woran noch heute ein Christ zu erkennen sein soll. — Wer sich daran erkennen lassen will oder kann, mag es mit seiner Vernünftigkeit abmachen. Aber warum ist man nicht so ehrlich gewesen, dieses Glaubensbekenntniß wenigstens das kaiserlich Constantinische zu nennen?

Für eines der erleuchtendsten Kirchenlichter in Bezug auf Gottesgelehrsamkeit wurde Bischof Augustin (430) angesehen. Dem gemäß müßte man bei ihm auch die größt möglichste Vernünftigkeit suchen, wenn diese ein nothwendiger Bestandtheil der damaligen Gottesgelehrsamkeit gewesen wäre. — Ein Britte, Namens Pelagius, hatte behauptet, „man dürfe sich nicht einbilden, die sittliche Vollkommenheit sei etwas Unmögliches; der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, mit Vernunft begabt, und könne Gutes oder Böses wählen" u. s. w. — mit einem Worte: „der Mensch könne es durch eigene Kraft zur Vollkommenheit bringen." Dagegen trat nun Augustin auf und behauptete, „das sei ein sehr gefährlicher Irrthum, ein stolzes und übermüthiges Selbstvertrauen und eine Feindseligkeit gegen Gott; der Mensch sei von Natur an Leib und Seele so verdorben, so geschwächt und zerrüttet, und mit dem vom ersten Adam geerbten Sündengift durch und durch so angesteckt, daß er schlechterdings zu allem und jedem Guten untüchtig sei, und nichts als Böses thun könne;" u. s. w.

In seinem Bewußtsein mag Augustinus allerdings nicht so ganz Unrecht gehabt haben, denn er war gewissenskrank, aber das Bewußtsein eines Pelagius war desto vernunftgemäßer und — gesünder.

Doch es könnte dem Leser ein Beispiel zu wenig beweisen. — Einige Schriftgelehrte wendeten dem Augustin ein: „Wozu werden wir belehrt, vom Bösen zu lassen und dem Guten anzuhängen, wenn wir dieß nicht selbst thun, sondern Gott das Wollen und Vollbringen ganz allein bewirkt? — Wie kann man mir zur Last legen, etwas nicht gethan zu haben, was Gott in mir nicht gethan haben wollte?" u. s. w. Darauf antwortete der gelehrte Heilige: „Wenn du die Gebote nicht vollbringst, und gleichwohl nicht gestraft sein willst,

so verdienst du eben deswegen Strafe, weil du sie nicht leiden willst. Denn es ist doch immer **dein** Fehler, daß du böse bist. Du bist nun einmal ein Gefäß des Zornes, gemacht zum Verderben, und magst es dir zurechnen, aus **jener** Masse gebildet zu sein, die Gott wegen einer Sünde mit Recht verdammt.“ — „Es ist das eine **unerforschliche** Einrichtung Gottes, daß dem Einen die Gnade ertheilt wird, dem Andern nicht, und Beiden ohne Rücksicht auf ihr Verhalten; ebenso, daß ein Kind durch die Taufe zu Gnaden aufgenommen, das Andere verlassen wird.“ — „Obgleich Kinder ihre Vernunft noch gar nicht gebrauchen könnten — meint dieser Schriftgelehrte — so wohne doch schon, wenn sie getauft seien, der heilige Geist in ihnen, ohne daß sie es wüßten; ja Gott gieße ihnen, wenn er sie einmal erwählt habe, seine Gnade **heimlich** ein,“ u. s. w. u. s. w.

Zu bemerken ist nur noch das Eine, daß dieser hochgelehrte Christ **Augustin** das **Orakel** aller nachfolgenden Zeiten, die Fundgrube aller **Rechtgläubigkeit** und der Liebling aller **empfindelnden Frömmlinge** geworden ist. — „Gnade, Gnade, Gnade für mich, für dich selber, o Gnade, o Gnade“ — so tönte es fortan durch alle Jahrhunderte des Heils, und

„Vernünftigkeit? — Sage lieber: Wühlerei, gnadenloser, gottverlassener Zweifler und Mißvergnügten, weiter nichts.“

Ein Bischof **Vergilius** (745) meinte, die Erde könne unmöglich eine Fläche, sie müsse eine Kugel sein, und daher sei zu vermuthen, daß es **Gegenfüßler** gebe. Er wurde wegen dieser „ketzerischen und gottlosen, aller göttlichen Weisheit widersprechenden Faselei“ beim Pabste **Zacharias** angezeigt, zur Amtsentsetzung und Landesverweisung verurtheilt, und hätte seine Gelehrsamkeit vielleicht mit dem Tode gebüßt, wenn er, wie es die Heiligkeit in Rom begehrte, ihr ausgeliefert worden wäre.

800 Jahre später kam es durch den berühmten **Kopernikus** zur vollen Gewißheit, daß die Erde, ein Planet der Sonne, rund sei und sich um diese herum bewege. Die Gelehrten zweifelten auch nicht mehr an diesem Lehrsatze, während Papst Paul V. denselben für „ketzerisch und der heil. Schrift zuwider“ erklärte, und den Gläubigen **bei Strafe des Bann-**

fluches verbot, irgend ein darüber handelndes Buch zu lesen. — Der Gelehrte Galiläi mußte 100 Jahre später — wie wohl bekannt — wegen desselben Lehrsatzes in den Kerkern der römischen Inquisition schmachten, und wäre vielleicht Hungers gestorben, wenn er nicht äußerlich die innere Ueberzeugung widerrufen hätte. *)

Dagegen hatte ein Kirchenlehrer, J. Damascenus, gelehrt, daß die Reliquien allerdings Wunder wirken könnten, „denn — sagte er — wenn aus einem rauhen Felsen und aus dem Kinnbacken eines Esels, als es Gott wollte, Wasser geflossen ist, warum sollte es unglaublich sein, daß aus den Ueberbleibseln der Märtyrer wohlriechendes Oel fließe?“ — Solch eine Behauptung machte der damaligen Geistlichkeit keinen Eintrag, sondern förderte noch die frommen Geschäfte; sie hatte daher keine Veranlassung den Mann irgend eines Irrthums zu zeihen.

Der heil. Augustin hat einst einen Witz gemacht, indem er sagte: „Der wird Gott nicht zum Vater haben, wer die Kirche nicht zur Mutter hat.“ — So unschicklich diese Worte waren, wurden sie doch nie getadelt, sondern im Gegentheil berief man sich stets darauf, wenn vom Ansehen der Kirche die Rede war.

Als einst mächtige Schaaren von Heuschrecken das Land des Hohenpriesters verwüsteten, zog Pabst Stephan V. mit Bannfluch und Weihwasser gegen dieselben, und Niemandem fiel es ein, darin irgend etwas Tadelnswerthes zu finden. War es vielleicht unvernünftig, so war es doch nicht unchristlich gewesen.

Zur besseren Begründung eines Urtheils über die Frage, welche Stellung der menschlichen Vernunft im Christenthum angewiesen worden ist, mögen einige Proben aus alt-christlichen Predigten dienen. **) So z. B. lehrte schon Origines über das 1. Capitel der Bibel:

---

*) Erst Pius VII. (im Jahre 1800 gewählt) erlaubte — (der A. Kirchenz. 1824 zufolge) — den Gläubigen, sich der Ueberzeugung der Kopernikanischen Lehre zu ergeben, ohne Gefahr verflucht zu werden.

**) Ein Mehreres findet sich in der umfangreichen Kirchengeschichte von Schröckh.

„Der „Anfang“, in welchem Gott Alles geschaffen hat, ist unser Heiland, und der Abgrund, welcher mit Finsterniß bedeckt gewesen, ist der, worin sich der Teufel und seine Engel befanden. — Den Worten nach werden auf Gottes Befehl von den Wassern kriechende und fliegende Thiere hervorgebracht. Wir erkennen also, von wem diese sichtbaren Dinge gemacht worden sind. Aber laßt uns sehen, wie eben dieses auch nach unserer Veste des Himmels, das heißt, nach der Gründlichkeit unseres Gemüthes oder Herzens geschehe. Ich glaube, daß, wenn erst unser Gemüth durch unsere Sonne Christum erleuchtet worden ist, ihm alsdann befohlen werde, aus den darin befindlichen Wassern Gewürm und Geflügel hervorzubringen, das heißt, gute oder böse Gedanken an den Tag zu legen, damit die guten von den bösen getrennt werden, weil beide aus dem Herzen kommen. — Wir wollen auf Gottes Befehl beide vor sein Angesicht und Gericht stellen, auf daß wir mit seiner Erleuchtung beide von einander unterscheiden können, das heißt: daß wir dasjenige, was auf der Erde kriecht und irdische Sorgen mit sich führt, von uns absondern, das Bessere aber, das Fliegende, nicht allein über die Erde, sondern bis an die Veste des Himmels fliegen lassen u. s. w.“ —

Bischof Gregor v. Nyssa:

„Gott Vater, Sohn und heil. Geist, wie auch alle Engel sind Jungfrauen. Die Jungfrauschaft ist allein die innigste Verbindung mit Gott, daher ist auch Jesus ohne das Mittel der Ehe Mensch geworden. Der jungfräuliche Stand ist über alle die Uebel erhaben, welche mit der Ehe verbunden sind. Der Tod selbst kann dabei keine Trennung verursachen, sondern nur eine nähere Verbindung mit dem geliebten Bräutigam. — Zwar ist die Ehe aus mancherlei Gründen auch erlaubt, nur muß man einen sparsamen Gebrauch davon machen, um sich sogleich zum Streben nach göttlichen Dingen wenden zu können. Statt des fleischlichen Lebens, worauf nothwendig der Tod folgt, muß man sich dem jungfräulichen ergeben, das von der Macht des Todes befreit ist. Schon in Maria ist der Tod, durch ihre jungfräuliche Geburt, wie an einem Felsen zerstoßen worden“ u. s. w.

Hieronymus hielt an eine Freundin u. A. folgende Ansprache:

„Eine Braut Christi ist die Bundeslade, in- und aus-

wendig vergoldet, Bewahrerin vom Gesetze des Herrn. So wie in dieser nichts Anderes als die Bundestafeln enthalten gewesen, so darf auch in jener kein äußerlicher Gedanke sein. Ueber diesem Versöhnungsdeckel will der Herr selbst, wie über Cherubin sitzen. — Er schickt seine Jünger ab, weil er auf dir (o Jungfrau) wie auf dem Füllen der Eselin sitzen und dich von weltlichen Sorgen befreien will. — Auch du kannst eine Mutter des Herrn werden, kannst mit dem Propheten Isaias (26, 18) sagen: „Herr, von deiner Furcht haben wir empfangen und Schmerzen empfunden, und den Geist deines Heils geboren, welchen wir über die Erde gebracht haben. Alsdann wird dein Sohn dir auch antworten: Siehe da, meine Mutter! — Und endlich wirst du aus seiner Mutter seine Braut werden. — Aber alles das muß, wenn es nützen soll, in der wahren Kirche geschehen. Denn die Jungfern der Ketzer sind gleichzuachten den" — u. s. w.

Ein merkwürdiges Beispiel biblischer Erklärung gab unter vielen Andern Papst Gregor d. G. in seinen sittlichen Vorträgen über das Buch Hiob, worin er z. B. sagte:

„Der geheimen Bedeutung (Allegorie)' nach muß Hiob den Christus anzeigen, weil sein Name einen Schmerzenleidenden, das Land Chus aber, wo er wohnte, einen Rathgeber bedeutet. Unter seinen 7 Söhnen werden die Apostel abgebildet, welche die Vollkommenheit der siebenfachen Gnade des h. Geistes erhalten haben. An seinen drei Töchtern erkennt man die schwächeren Gläubigen, oder auch die drei Klassen von Christen: Hirten, Enthaltsame und Verheirathete. Die Schafe unter Hiobs Besitzungen sind Juden, die gleichsam mit vollkommener Unschuld aus den Weiden des Gesetzes zur Gnade kommen. Die Kamele sind Heiden oder auch — Samariter. Die Ochsen — jüdische Lehrer unter dem Joche des Gesetzes. — Alles dieses hat aber auch seine sittliche Bedeutung. Die Namen Hiob und Chus zeigen jeden Auserwählten an, weil derjenige ein rathgebendes Gemüth bewohnt, der mit schmerzlichen Empfindungen des Gegenwärtigen zum Ewigen forteilt. Sieben Söhne werden uns alsdann geboren, wenn die sieben Gaben des heil. Geistes durch die Empfängniß eines guten Gedankens in uns entstehen. Wir besitzen 7000 Schafe, wenn wir unschuldige Gedanken in vollkommener Reinigkeit des Herzens, mit einem in uns aufgesuchten Futter der Wahrheit weiden, auch 3000 Kamele, wenn Alles, was in uns hoch und gekrümmt

ist, der Vernunft des Glaubens unterworfen und unter der Erkenntniß der Dreieinigkeit freiwillig in Demuth gebeugt wird; ferner Ochsen, wenn die einträchtigen Tugenden des Herzens Härte pflügen; endlich 500 Eselinnen, wenn wir die üppigen Bewegungen hemmen, und alles Fleischliche im Zaume halten. Drei Söhne halten, jeder an seinem Tage, Mahlzeiten, wenn jede Tugend nach ihrer Art das Gemüth weidet, und sie rufen ihre 3 Schwestern d. h. Glaube, Hoffnung und Liebe dazu" u. s. w.

Bei dieser Art Entwickelung, welche das Christenthum im Lauf der Zeit gewonnen hatte, konnte ihm auch jenes Merkmal nicht fehlen, das den alten Religionen im Allgemeinen stets eigenthümlich war, nemlich Räthselhaftigkeit und Geheimnißthuerei.

Schon die ersten Christen bewegten sich auf wunderbar geheimnißvollen Wegen, und konnten wohl auch nicht anders, da sie rings von Geheimnissen und Wundern umgeben waren. Ihre heil. Schriften, Briefe, Evangelien u. s. w. enthielten Aussprüche, in denen nachmalige Gelehrte manch einen verborgenen Sinn suchen konnten. Wenn sie ihn fanden, nun — so gehörte er auch in der That hinein.

Einer der ältesten Schriftgelehrten des Christenthums, Bischof Ignatius, hinterließ geschriebene Arbeiten, in denen die Lehren der Apostel mit allerhand dunklen und seltsamen Einfällen seines Geistes vermengt waren. So z. B. hatte er von „einem dreifachen Geheimniß des Geschreis" zu sprechen gewußt, „das im göttlichen Stillschweigen der Jungfrauschaft und Mutterschaft Mariens, und im Tode des Christos Jesus, vollendet" sein sollte. *)

Das Unbegreifliche und Räthselhafte irgend einer Lehre pflegte in alten Zeiten nichts Abschreckendes an sich zu tragen.

Bischof Dionysius z. B. konnte das geheimnißvolle Buch der Offenbarung Johannis — wie er zugestand — nicht im Mindesten fassen, er wollte es aber darum durchaus nicht verwerfen, sondern erklärte, „was er nicht verstehe, fühle er sich veranlaßt, nur um so mehr zu bewundern."

Demgemäß verdiente die Lehre seines Zeitgenossen Atha-

---

*) Vgl. Schröckh's Kirchengeschichte.

nagoras gewiß die größte Bewunderung, in welcher es u. A. auch folgendermaßen lautete:

„Jesus, der Sohn Gottes, war die erste Zeugung des Vaters, nicht als wenn er gemacht worden wäre, sondern dergestalt, daß er hervorkäme, um allen körperlichen Dingen der unförmlichen Natur und Erde, nach der innersten Vereinigung und Vermischung der leichtereren Theile mit den dichteren, den urbildlichen Begriff und die Wirkung zu ertheilen."

Nicht minder die einige hundert Jahre später durch J. Damascenus gegebene Erklärung der „Menschwerdung Jesu." „Als der heil. Geist — schrieb er — in Maria gekommen sei, sie gereinigt, und ihr die Kraft, das Wort Gottes in sich aufzunehmen, ertheilt hatte: da überschattete sie die persönliche Weisheit und Kraft des höchsten Gottes, das ist, der Sohn, der mit dem Vater gleiches Wesens ist; er überschattete sie als göttlicher Same, und machte sich selbst aus ihrem reinen Blute ein Fleisch mit vernünftiger und verständiger Seele, einen Erstling unserer Maaße, nicht durch Samen, sondern schöpferisch durch den heil. Geist, auch nicht nach und nach gebildet, sondern in einem Augenblick vollendet"; u. s. w. — Für den gemeinen Menschenverstand schwebt derartiges zu hoch.

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."
(Göthe.)

Darum waren solche wunderbar geheimnißvollen Belehrungen auch nur ausschließliches Eigenthum der Eingeweihten, und konnten vom Volke höchstens nur — bewundert werden.

„Es bedarf nichts als Geschwätz — schrieb der heil. Gregor v. N. an den heil. Hieronymus — um beim Volke damit Eindruck zu machen. Je weniger es begreift, desto mehr bewundert es. Unsere Väter und Lehrer haben oft nicht das, was sie dachten, sondern was ihnen die Umstände und das Bedürfniß in den Mund legte, gesagt."

Zu den unlösbarsten Räthseln des christlichen Glaubens, deren Verständniß, wie es scheint, die Gottesgelahrtheit für sich allein behalten hat, gehörten — in alt-christlichen Zeiten — folgende Sätze:

„Drei Personen Ein Gott."

„Alle drei Gottespersonen sind von gleicher Ewigkeit her

gewesen, obwohl der Sohn vom Vater gezeugt, und der heil. Geist von Beiden ausgegangen ist."

„Jesus, menschgewordener Gott, Menschensohn ohne menschlichen Vater, Gottessohn ohne göttliche Mutter."

„Die menschliche Mutter des Gottsohnes eine stets unverletzt gebliebene Jungfrau, des Himmels Königin, und Mutter Gottes, jedoch keine Göttin."

„Alle Menschen tragen Schuld, weil einmal Einer irgendwo und irgendwie gesündigt haben soll; die Schuld ist so groß, daß Gottes Zorn begütigt werden muß; er wird dadurch begütigt, daß die Menschen ein frisches, größeres, ja unerhörtes Verbrechen begehen. Gott wird versöhnt, weil Gott gekreuzigt worden."

„Brod, aus Mehl durch Menschenhände gemacht, durch der Elemente Kraft gebacken, wird auf ein Wort des segnenden Priesters, nicht etwa dem äußern, sondern dem innersten Wesen nach, verwandelt in Fleisch, in lebendiges Fleisch, in Fleisch Gottes."

„Was nicht aus dem vorgeschriebenen Glauben kommt, ist Sünde."

„Die redlichsten und ehrenvollsten Thaten derjenigen Menschen, welche nicht getauft sind, können nur Zeichen glänzender Laster sein."

„Zur Sünde von Ewigkeit her auserwählt und doch ewig strafbar kann auch ein Getaufter, durch Gottes Blut Erlöster, sein."

Viele dicke Bücher wurden in alten Zeiten über diese und ähnliche Glaubenslehren geschrieben, aber Niemand konnte sie verstehen, als nur Priester und Schriftgelehrte.

> „Ach! daß der heil. Geist hebräisch und griechisch nur konnte!
> Weh' uns Laien, die wir nur auf das Deutsch uns versteh'n."
> (Feuerbach.)

Die eigentlichste Aufgabe des Christenthums, wie es ursprünglich gepredigt worden, bestand darin, alle Menschen zu gleichberechtigten Kindern eines und desselben Vaters heranzubilden, sie geistig zu befreien und zu jener Stufe von Vollkommenheit zu erheben, auf welcher sie sich, wie ihr Vorbild Jesus, mit Gott

Eins fühlen würden. Diese große Aufgabe hat das Christenthum — in der Art seiner Entwickelung — wie die Geschichte lehrt — nicht erfüllt.

Durch spitzfindige Auslegungen urchristlicher Lehren wurde es zu einem Feinde aller und jeder geistigen Freiheit. „Ehe Eines der göttlichen Worte vergehe, mögen Himmel und Erde vergehen.“ Göttliches Wort war aber Alles, was gewisse Schriftgelehrten gesprochen hatten.

Durch Selbst- und Herrschsucht derjenigen, die es zu vertreten und zu verwalten sich anmaßten, wurde es zum Feinde aller Gleichberechtigung. Ein Gleichniß von Hirten und Heerden wurde zum Gesetz gemacht. Nur der Priester stand der Gottheit nahe, der Laie nicht.

Durch den Eifer der Gläubigen, alle Menschen zur Heerde Eines Hirten und auf die Eine Art, die er vorschrieb, selig zu machen, wurde es endlich auch zum Feinde aller und jeder Brüderlichkeit. „Nöthiget sie herein zu kommen oder — vernichtet sie als eure Gegner.“

Im Nothwendigsten uneinig,
im Zweifelhaften unfrei,
in Allem gewaltthätig,

verdrehte der entwickelte Glaube mit der Zeit auch fast alle andern Lehrsätze seines Evangeliums. „Er flickte das neue Zeug auf alte Kleider — füllte den neuen Wein in alte Schläuche — sammelte Reichthümer, die von Motten zerfressen wurden — ehrte Gott mit den Lippen — und nicht im Geiste — und nicht in der Wahrheit — ließ sich nicht erkennen am Thun dessen, was der Christos befohlen hatte — vergab nie seinen Gegnern, u. s. w. u. s. w. *)

„Sie stritten seit viel hundert Jahren
Ob Er je anfing oder nie,
Ob Er zum Himmel aufgefahren —
Doch ach! Sein Werk vergaßen sie.

---

*) Eine Commission von Bischöfen, welche P. Julius III. ernannt hatte, um über die dem Priesterthum drohenden Gefahren zu berathen, sagte in ihrem Gutachten u. A. auch Folgendes: „Allerdings, wenn Jemand fleißig erwägt, was in unseren Kirchen zu geschehen pflegt, und einzeln betrachtet, der wird finden, daß unsere Lehre von jener des Evangeliums sehr unterschieden, ihr wohl gerade entgegen ist.“

Sie klammerten sich an die Wiege,
An seinen Kreuzesstamm und Tod;
Sie färbten seine edlen Züge
Mit seinem Blute düster roth.
Doch strebten sie nicht ihm zu gleichen,
Zu thun was er als Mensch gethan,
Die Wunder priesen sie, die Zeichen, —
Doch Selbstsucht ging die alte Bahn."

Will man von dem Mißlingen des urchristlichen Reformations-Planes absehen, oder kann man sich mit dem Glauben an das Gegentheil trösten: so bleibt dem Christenthume, wie es sich mit der Zeit entwickelte, dennoch auch das letzte jener Merkmale aufgedrückt, die den alten Religionen überhaupt eigen waren. „Es sagten, aller christlichen Orten, alle christlichen Herzen, Jedes in seiner Sprache das Eine", und dieses Eine war das Eine der alten Heiden und Juden, nemlich:

Ein — oft unklares — Bewußtsein, daß der Mensch von höheren Kräften abhängig sei.

Das Verlangen sich über die Gränzen der Sinnlichkeit hinaus — „in das Reich Gottes" — zu erheben.

Die Sehnsucht und Ahnung einer kommenden Zeit der Vergeltung.

Die Bemühung, sich Gott — nach menschlichen Verhältnissen — vorzustellen.

Der Glaube, daß Gott Mensch geworden sei und daß sein Zorn Genugthuung erhalten mußte.

Der gute Wille, Alles mit dem bloßen Glauben abzumachen.

Fügsamkeit und Vertrauen in die Anordnungen der Priester.

Das Bedürfniß äußerer Zeichen und Ceremonien.

Verklärung, Ruhm und Vergötterung von Menschen, die sich durch ihren Glauben besonders hervorgethan haben.

Verachtung aller derjenigen, welche eines andern Glaubens waren, eine große Leichtigkeit und Gewandtheit, Gegner und Zweifler zur Hölle zu schicken"; u. s. w. (Vgl. S. 82—97.)

Man pflegt sich auf Ceremonien zu berufen, um nachzuweisen, wie das Christenthum den alten Religionen verwandt sei. Aber Ceremonien sind Aeußerlichkeiten. Im inneren Wesen liegen die (sechs) Erkennungszeichen alter Religionen, die diese mit einander gemein haben, nemlich: daß sie ihre Gottheit mit den menschlichen Eigenschaften ausstatten; daß sie durch den Glauben selig machen; daß sie zwischen Gott und sein Geschöpf den Priester schieben, dessen Vermittelung durch Aufopferung irgend eines (geistigen oder materiellen) Gutes erworben werden muß; daß sie dem Priester zu Liebe die Vernunft des Laien verwerfen; daß sie Räthsel und Geheimnisse aufstellen, von welchen des Menschen ganzes Schicksal abhängen solle; und daß sie endlich Alle Einerlei in verschiedener Sprachweise ausdrücken. Darin liegt die größte Verwandtschaft des Christenthums mit den Religionen des heidnischen Alterthums.

Hiermit sei aber das Gute nicht im Mindesten geläugnet, das dem Christenthume in Wahrheit zugeschrieben werden kann und muß. Es hat seinen schwächeren Anhängern als Schild gegen die Stärkeren, den Unglücklichen als Trost in Elend, den Schwankenden und Müden als Stab auf beschwerlichen Lebenswegen, dem Unterdrückten als letzter, einziger Hoffnungsanker, den Scheidenden als Waffe gegen die Schrecken des Todes gedient. Es hat seinen Segen, seine Bildung, seinen Frieden oft über ganze Geschlechter reichlich ausgebreitet. Es hat selig gemacht und wohl gar oft einzig und allein selig gemacht.

Wie weit und ob hierin andere Religionen nachstehen müssen, war noch nie mit Gewißheit zu entscheiden.

Andere Fragen kann die Geschichte der Menschheit, weil sie das äußerlich Geschehene beurtheilt, besser und richtiger entscheiden als z. B.: ob das Christenthum die Leidenschaften ganzer Völker mehr gezügelt habe, als irgend eine der heidnischen Religionen? ob es die Ausschweifungen roher und ausgearteter Volkshaufen leichter beseitigt habe? ob es seinen Nationen mehr Friedfertigkeit und Billigkeit, weniger Habgier und Neid gegen Nachbarvölker eingeflößt habe? u. s. w. — Auf derlei Fragen antwortet die Richterin der Menschheit ein ganz bestimmtes: Nein!

Was ein heiliggesprochener Gleisner — Eusebius — einst am Christenthum rühmen zu müssen geglaubt hat, ist nie-

mals wahr gewesen. In Einer seiner Schriften behauptete er nemlich, „es habe seit jener Zeit, wo das Christenthum aufgetreten sei, weder Kriege noch Tyrannen, weder Menschenfresser noch Knabenschänder, weder Unkeusche noch Wilde, die vom Leben ihrer Eltern zehrten, u. s. w. gegeben."

Das Endurtheil eines unbefangeneren Geschichtsforschers lautet: anders.

Lessing sagte kurz und bündig:

„Der Christen Stolz war, Christen sein und nicht — Menschen."

Dafür theilte aber der christliche Glaube mit den Religionen des Alterthums den Ruhm bürgerlicher Treue, indem er, wie sie, in allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Umständen, einer jeden Art bürgerlicher Verfassung treu gedient hat. Diese mochte noch so plötzlich wechseln und sein, wie sie wollte, stets erklärte sie der religiöse Glaube für eine „Anordnung Gottes."

Auch im Christenthum wurden die zwei mächtigsten Hebel zur Stütze der Reiche in Bewegung gesetzt, Hebel, denen die großen Massen nachgeben, nemlich: Hoffnung auf ein Jenseits und Furcht vor demselben. Die christlichen Völkerschaften zeichneten sich bisher durch die entgegengesetztesten Verfassungen aus, aber Allen diente die Religion so lange, als sie in Kraft bestanden.

Und das höchst Wahre im Christenthum?

Das höchst Wahre kann nicht Eigenthum einer religiösen Sekte sein, wie sie immer heißen möge. Erfahren, schauen, beobachten, entdecken, sondern, zählen, messen, wägen u. s. w. sind Geistesthätigkeiten, von denen Niemand ausgeschlossen ist. — Im All und für Alle ist das höchst Wahre.

„Da gibt's ein Buch, von Menschen nicht geschrieben,
Und leserlich für jede Kreatur;
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben:
Das große Buch der heiligen Natur."

(Blumauer.)

VIII.

„Weil sie in's Rein gekommen sind,
können und wollen sie nicht mehr zurück.“
(M. Luther.)

Die Zeit, in welcher die christliche Welt — nach dem Urtheile Friedrichs d. G. — aufhörte, den Anschein zu haben, als ob sie toll wäre, kam im 16. Jahrhunderte, wo die Priesterherrschaft bis zur Unerträglichkeit gestiegen war, und der Widerwille in den lautesten Ruf nach Kirchenverbesserung ausbrach. Auf Deutschland lag die größte Last des priesterlich entwickelten Christenthums; in Deutschland wurde sie zuerst abgeschüttelt, und dadurch der Anstoß zu einer bedeutenden Lockerung jenes Bandes gegeben, welches bisher im Christenthume Gottheit, Priesterthum und Opfer so innig und fest umschlungen hatte.

Die damaligen Zustände waren von der Art, daß dieses Band beinahe ganz und gar zerrissen worden wäre.

„In allen Theilen Deutschlands besaßen die meist gefürsteten Prälaten und Kirchen die schönsten und reichsten Gründe als Eigenthümer und Lehnsherren, ja die Landeshoheit über weit ausgedehnte Gebiete. Den Laien blieb kaum die Hälfte — laut der Beschwerde der Stände kaum das Dritt- oder Viertheil des Staatsgutes. — Die Geistlichen, wenn sie nicht durch Verbrechen oder Tyrannei der Gesellschaft schwer fielen, ärgerten dieselbe wenigstens durch gränzenlose Ausschweifung und alle Scham verhöhnende Sittenlosigkeit. Fast einstimmig tönt hierüber bei den Geschichtsschreibern jener Zeit die bitterste Klage; selbst der heftigste Feind der Reformation und eifrigste Vertheidiger des Pabstthums, der Jesuit und Cardinal Bellarmin (geb. 1542) gesteht ein, daß „einige Jahre vor Luthers und Calvins Ketzerei, laut einmüthigem Zeugnisse aller Zeitgenossen, keine Strenge bei den geistlichen Gerichten, keine Sittlichkeit bei dem Clerus, keine Kenntniß heiliger Dinge, keine Achtung für Gottes Gebot, überhaupt keine Religion mehr gewesen sei.“*)

---

*) S. Rottek's allgem. Geschichte.

Dazu kam dann vorzüglich noch der Uebermuth und die Habsucht des kirchlichen Oberhauptes zu Rom, das — um sich in seinen dringenden Geldnöthen recht gründlich aufzuhelfen — auf den Aberglauben der Menschen zu viel rechnete und sich — wenigstens bei einem Theile derselben endlich doch verrechnete. —

Der evangelische Ausspruch: „Denen ihr die Sünden vergeben werdet, sollen sie auch im Himmel vergeben sein," u. s. w. und der vielverbreitete Glaube, „daß die Kirche im Besitze eines überflüssigen Gnadenschatzes sei," waren ein Grund, auf welchen der Pabst die Behauptung baute, „er könne vergangene, gegenwärtige und zukünftige Sünden der Lebendigen und Verstorbenen (im Fegefeuer) vergeben, und endlich auch — was sich fast von selbst versteht — die abzubüßenden Kirchenstrafen in Geldstrafen umwandeln." „Die Himmel stehen jetzt offen — riefen die Priester damals den Gläubigen zu, als sie die Sündenvergebung um wenige Groschen ausboten — wer so leichten Kaufes nicht eintritt, wann will er es thun? — Wer seinen Vater nicht aus den Qualen des Fegefeuers zu erlösen eilt, was muß der für ein Herz haben!" —

Darauf antwortete endlich unter vielen Andern laut und muthig ein deutscher Mann, ein Mönch und Priester, Martin Luther, zuerst, als die Sündenkrämerei in seine Nähe kam, milde und schonungsvoll, dann aber immer strenger, heftiger und rücksichtsloser.

Ein Dominikaner-Prior, (dessen Name der Erinnerung unwerth ist), hatte den hochpriesterlichen Auftrag, in deutschen Landen herumzureisen, und schriftliche Bescheinigungen der Sündenvergebung (Ablaßbriefe) gegen baares Geld an die Leute auszutheilen.

In welchem Zustande geistiger Stumpfheit, Unwissenheit oder Verblüffung sich damals die christlichen Völker, denen solcher Handel angeboten wurde, mit Erfolg angeboten werden konnte, befunden haben müssen, ist daraus zu erkennen, daß man sich nicht nur auf solche plumpe Weise wirklich bestechen ließ, sondern auch noch den Ablaßverkäufern die größten Ehrenbezeugungen erweisen mochte. „Nahten sich diese einem Orte oder einer Stadt — so erzählt die Geschichte — zogen ihnen Geistlichkeit, Mönche, Nonnen, Ortsbehörden, Zünfte u. s. w. mit brennenden Fackeln und Kerzen, mit Fahnen und

Musik, unter dem feierlichen Geläute aller Glocken entgegen. Unter Orgelklang, Gesang, Gebet, Weihrauch u. dgl. wurden die Ablaßkrämer in die Kirchen eingeführt, ein rothes hölzernes Kreuz ward daselbst aufgepflanzt, das Päbstliche Wappen darüber gehängt, und der Geldkasten nebst dem Opferteller daneben gestellt. Dann begann die Predigt gewöhnlich mit dem Zurufe: „Leget ein! Leget ein!

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt."

Die gewöhnliche Formel einer solchen (Himmels-Actie) Bescheinigung lautete: „Unser Herr Jesus erbarme sich deiner; ich aber spreche dich frei aus Macht und Gewalt des Heilandes, wie auch des heil. Vaters, von allen deinen Sünden, die du jemals begangen hast, wie groß sie auch sein mögen, und erlasse dir alle Strafen, die du im Fegefeuer hättest ausstehen müssen. — Ich setze dich wieder in den Stand der Unschuld und Reinigkeit dergestalt, daß bei deinem Tode die Pforte der Hölle verschlossen, das Paradies dir aber geöffnet sein soll. So lange du lebst, soll dieser Ablaß seine völlige Kraft behalten, bis zum letzten Odem deines Lebens. Im Namen" u. s. w.

Die Sünden hatten zwar ihre bestimmten Preise; doch konnte man, wenn man handeln wollte, die Genügsamkeit der — Sünden vergebenden Gottheit erproben, und Nachlaß im Nachlasse erhalten.

Der unbefangene Geschichtsforscher frägt längst nicht mehr, wie es möglich war, daß sich Priester zu solchen Täuschungen hergaben, wohl aber, wie irgend ein Volk bis zu solchem Wahn und Aberglauben gebracht werden konnte.

„Zu der Zeit — schrieb M. Luther selbst — war ich Prediger allhier im Kloster, und ein junger Doktor, kürzlich erst aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der heil. Schrift. Als nun viel Volkes von Wittenberg dem Ablaß nachlief, und ich — so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat — nicht wußte, was der Ablaß wäre, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl besseres thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen (kaufen;) solche Predigt hatte ich auch zuvor hie gethan auf dem Schlosse wider den Ablaß, und bei Herzog Friedrich schlechte Gnade damit verdient, weil er sein Stift, (seine Schloß-

kirche, die mit einem besondern päbstlichen Ablaß beschenkt war,) sehr lieb hatte."*)

Als die Ablaßkrämerei endlich immer ärger wurde, suchte Luther einen andern, damals ganz gewöhnlichen Weg, indem er 95 Streitsätze an die Thüren der Wittenberger Schloßkirche anschlagen ließ, mit der Aufforderung an nah und fern, daß jeder, der da wollte oder könnte, mündlich oder schriftlich, seine Einwürfe darüber vorbringen sollte.

Diese 95 Sätze waren aber im Ganzen genommen weder gegen den Glauben an Ablaß selbst, an kirchliche Gnadenschätze, an Fegefeuer u. dgl., noch gegen das Mittlerthum der römischen Priesterschaft, sondern nur allein gegen den zu argen Misbrauch dieses Glaubens gerichtet, und ihre Abfassung verrieth große Bescheidenheit und Mäßigung. So lautete z. B. der 6. dieser Sätze: „Der Pabst kann keine Schuld vergeben, es sei denn, daß er erkläre und bestättige, was von Gott vergeben sei, oder aber, daß er es thue in den Fällen, die er ihm vorbehalten hat." — Der 28. behauptete: „Das ist gewiß: alsbald der Groschen im Kasten klingt, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hilfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen." — Der 37.: „Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe." Der 38.: „Doch soll man des Pabstes Vergebung mit nichten verachten: denn wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine Erklärung göttlicher Vergebung," (also Vermittlung).

In einer jenen Streitsätzen später beigefügten Schrift erklärte M. Luther, jeden Widerspruch willig aufnehmen zu wollen, so man ihn eines Bessern belehren könne. „Ich bitte noch um Christi willen alle und jeden, sie sollen mir entweder einen besseren Weg zeigen, wenn Jemandem ein solcher von Oben wäre geoffenbart worden. — Denn so verwegen bin ich nicht, daß ich meine Meinung der Meinung aller Andern durchaus vorgezogen haben wollte; auch bin ich nicht so unverständig, daß ich das göttliche Wort den Fabeln, welche die menschliche Vernunft erfunden, nachsetzen ließe."

Da er aber einmal — wie er gelegentlich von Andern

---

*) Geschichte der deutschen Reformation von Dr. Ph. Mareineke."

gesagt hatte — „ins Rein gekommen war, konnte und wollte er selbst auch nicht mehr zurück.“

Seine Feinde schmähten, reizten, verfolgten, drängten ihn zum Aeußersten, und dahin kam er endlich auch, nemlich, all und jedes Ansehen des römischen Priesterthums, jeden Zusammenhang desselben mit Gott, seine Vermittelung und Nothwendigkeit, sein Amt und Anesihen zu läugnen, und das Wort des Evangeliums als einzige Grundlage aller Religionen zu behaupten.

Um ihn sammelten sich zahlreiche Anhänger, die sich Alle von der röm. kathol. Kirche trennten, der geistlichen Vormundschaft entsagten, und ihre Kräfte dem Verständniß und der Erfüllung des Evangeliums zu weihen versprachen.

Die religiöse Vermittelung und Herrschaft des römischen Hochpriesterthums haben die evangelischen Männer glücklich zurückgewiesen; sie wollten dafür desto inniger an der Schrift hangen und an Schriften, an

„Pergamenten, beschrieben und beprägt,
Gespenstern, vor denen sich Alle scheuten.“

„Indeß Luther zu Koburg seine Zeit mit Gebet und Ausarbeitung nützlicher Schriften zubrachte, (schreibt Marheineke 2, 415) verfertigte Melanchthon zu Augsburg (J. 1530) die Confession (das Bekenntniß). Nichts that er in diesem Geschäfte allein, sondern von Artikel zu Artikel unterwarf er seinen Aufsatz der Beurtheilung der Stände, ihrer Räthe und der Gottesgelehrten. Zuletzt schickte der Churfürst die Arbeit an Luther, der sich dieselbe wohlgefallen ließ und nichts daran änderte.“

Der Zweck dieser Schrift war, nachzuweisen, daß die Freunde des Evangeliums mit dem alten, katholischen Glauben übereinstimmen, und sowohl fähig, als auch bereit seien, sich mit den Römischkatholischen wieder zu vereinigen, wenn diese die ärgsten Mißbräuche würden beseitigen wollen.

So entstand die erste jener Schriften, welche, neben das Evangelium hingelegt, mit ihm gleiches Ansehen, gleiche Herrschaft üben sollten, das erste gebieterische Pergament.

Da die Gegner mit all ihren Kräften den Inhalt dieses

Augsburgischen Bekenntnisses angriffen, sah sich Melanchthon genöthigt, seine Arbeit zu vertheidigen. Er verfaßte eine zweite Schrift, als Vertheidigung Apologie genannt, welche nothwendig zu jenem Bekenntniß gehörte, und als dessen Beilage auch zu gleichem Ansehen gelangte. Sie nahm fortan in der Reihe der heiligen Pergamente die 2. Stelle ein.

Sieben Jahre später sollte von römischer Seite die lang gewünschte bischöfliche Berathung in Mantua vorgenommen werden. Da die Anhänger des Evangeliums noch immer nicht aus dem Verbande der allgemeinen Kirche austreten wollten, versuchten sie mit jenen Bischöfen in Unterhandlung zu treten. Zu diesem Behufe verfaßte M. Luther eine neue Bekenntnißschrift, welche seine Freunde in Schmalkalden unterzeichneten. Sie ist unter dem Namen der „Artikel von Schmalkalden“ bekannt, und steht seitdem in der Reihe der Pergamente auf dem 3. Platze. — Melanchthon hatte diese Artikel mit dem Zusatze unterschrieben: „er halte dafür, daß dem Pabste, wenn er das Evangelium zulasse, um des Friedens und der gemeinsamen Ruhe der Christen willen, eine Oberhoheit über die Bischöfe nach menschlichem Rechte zugestanden werden könne.“

M. Luthers großer und kleiner Katechismus, dessen Abfassung vorzüglich auf den Religionsunterricht in Schulen gerichtet war, erwarb sich bald so hohes Ansehen, daß er den heil. Bekenntnißschriften gleichfalls beigefügt wurde.

Und als endlich unter den Anhängern der heil. Schrift — in Folge der Bekenntnisse — die wüthendsten Streitigkeiten entstanden waren, und sich das Bedürfniß, dieselben irgend wie beizulegen, immer mehr geltend gemacht hatte: da traten (i. J. 1577) verschiedene Gottesgelehrte im Kloster Bergen zusammen, und verfaßten ein Eintrachtsbekenntniß (die Concordienformel). Die war fortan das fünfte der heil. Pergamente. —

Man nannte nun die fünf Bekenntnißurkunden symbolische Bücher und legte sie — wie gesagt — zur heil. Schrift des alten und neuen Testamentes, daß sie mit dieser gleichen Rang, gleiches Ansehen und gleiche Macht haben und ausüben sollten. *)

*) Aus den Glaubensstreitigkeiten waren aber auch noch andere Bekenntnißschriften hervorgegangen, welche — im Inhalte von einander

Die Freunde Luthers behielten aber auch die drei alt-kirchlichen Glaubensbekenntnisse bei, weil es ihnen darum zu thun war, nachzuweisen, daß sie mit der wahrhaft katholischen Christenheit vollständig übereinstimmten, und nichts weiter wollten, als daß die ausgeartete äußere Verfassung verbessert werde. Immer mehr und mehr gedrängt, ihre Glaubensansichten fest zu stellen, erklärten sie endlich: Höchste und einzige Quelle alles Glaubens sei die heil. Schrift, und zur Richtschnur dienen die und die (drei) alten Glaubensbekenntnisse, und die und die (fünf) neuen Glaubensbekenntnisse (symbolischen Bücher). Diesen Pergamenten gemäß hatte also der evangelische Christ seinen Glauben einzurichten, sein Lehrer aber zu schwören.

Eines jener alt-kirchlichen Glaubensbekenntnisse ist das absonderlich berühmte des Athanasius, in welchem es unter Andern folgendermaßen lautet:

„Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, wird ohne Zweifel verloren sein. Das ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in 3 Personen und 3 Personen in einiger Gottheit ehren, und nicht die Personen in einander mengen, noch das göttliche Wesen trennen. — Der Vater ist von Niemandem, weder gemacht noch geschaffen, noch geboren; der Sohn ist allein vom Vater, nicht gemacht, nicht geschaffen, sondern geboren; der heil. Geist ist vom Vater und Sohn nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht geboren, sondern ausgehend. — So ist dies nun auch der rechte Glaube, so wir bekennen, daß unser Herr Jesus Gottes Sohn, Gott und Mensch ist, Gott aus des Vaters Natur vor der Welt geboren, Mensch aus der Mutter Natur in der Welt geboren, vollkommener Gott, vollkommener Mensch" u. s. w. — Der Schluß lautet natürlich: „Das ist der rechte christliche Glaube; wer denselben nicht fest und treulich glaubt, kann nicht selig werden."

---

wesentlich unterschieden — bei ihren Parteien Kraft und Ansehen behaupteten, während sie von Gegnern verworfen wurden. Dazu gehörten z. B. Das Bekenntniß der vier Städte Straßburg, Konstanz, Memingen und Lindau; das Bekenntniß von Basel, die Belgische, die Gallische, die Anglikanische Confession. Die Schrift „Dortrechter Beschlüsse" war unter andern dazu bestimmt, die Uneinigkeit, welche in Bezug auf den Glauben an Vorherbestimmmung entstanden war, beizulegen.

Aber weder die Annahme der alt-kirchlichen Glaubensbekenntnisse, sie mochten verwickelt sein, wie sie wollten, noch die Aufstellung neuer Bekenntnisse, sie mochten klar und einfach sein, konnte irgend eine Vereinigung unter den Priestergläubigen und Evangeliumsfreunden zu Stande bringen. Die Protestanten waren nun einmal in das Nein gerathen, und konnten nicht mehr zurück, und als es ihnen klar genug wurde, warum sie nicht konnten, da wollten sie auch nicht.

Dieselben Glaubensbekenntnisse und doch Spaltungen? und doch Feindschaft?

Der Priester in Rom war beleidigt!

Der nun einmal vom allgemeinen Christenthume — freiwillig und nicht — abgetrennte Theil der Christgläubigen hätte somit Eines jener alten Religionsmerkmale: die geistliche Mittlerschaft zwischen Gott und Menschen glücklich abgestoßen, aber gleich als ob der Verlust doch auf einmal zu groß und nicht so leicht zu ertragen gewesen wäre, suchte man ihn auf einer andern Seite, wenigstens theilweise, zu ersetzen.

„Die Völker oder Gemeinden — so schreibt der aufgeklärte Geschichtsforscher Rottek über die damalige Zeit — übertrugen nach umgestürzter Priesterherrschaft die Regierung der Kirche meist den Fürsten, was derselben Gewalt eine nicht unbedeutende Vermehrug gab, und ein oft nützliches Gegengewicht aufhob. Auch die reichen Kirchengüter verstärkten die Uebermacht des Thrones. Daher kam es, daß hinfort die Gewissensfreiheit nicht bloß von der Kirche — welcher der Staat ehedessen wohl seinen Arm lieh, doch auch oft verweigerte — sondern noch mehr von der weltlichen Klugheit bedroht ward. — Auch fand die Verfolgung, welche früher meist nur gegen Einzelne oder wenig zahlreiche Sekten stattgefunden hatte, jetzt gegen ganze Völker oder gegen die Hälfte eines Volkes statt, und die Vervielfältigung der Glaubensbekenntnisse erzeugte eine feindselige Entgegensetzung und vermehrte die Gegenstände der Nichtduldung; ja sie erregte selbst im Schooße der einzelnen Kirchen theologischen Unfrieden und unchristlichen Haß. — Es kann nicht verkannt werden, daß auf dieser Partie des Gemäldes ein düsterer Schatten liegt."

— — — — — — — — — — — — —

Die übrigen Merkmale alter Religionen verwitterten noch nicht „in der frisch wehenden Luft und im aufstrahlenden Tag der evangelischen Spaltung." Die Nichtduldung entgegengesetzter Meinungen war vielleicht am meisten Schuld, daß es noch nicht geschah.

Duldung war bisher eine Angelegenheit gewesen, die sich, wie in allen alten Religionen, nur die Mittler zwischen Gott und Menschen als ein Vorrecht, heilig und unantastbar, vorbehalten hatten. „Mein ist die Rache — sprach der Herr — mein die Duldung."

Jetzt, mit der Ablehnung der Priestergewalt, hätte Duldung eigentlich ganz frei aufleben können, ja müssen.

M. Luther aber hat in dieser Sache einen Ton angeschlagen, in welchen seine Freunde und Nachfolger leider nur zu eifrig immer lauter und lauter einstimmten. Schon in seiner dreifachen „Gottesdienstordnung", einer höchst merkwürdigen Arbeit des glaubenseifrigen Mannes, wünschte er, „daß die rechte Art der evangelischen Ordnung nicht öffentlich unter allerlei Volk geschehen solle, sondern daß die echten Christen sich absondern, in irgend einem Hause allein sich versammeln, um dann diejenigen, so sich nicht recht christlich halten, zu erkennen, zu strafen, zu bessern, auszustoßen, oder in den Bann zu thun, nach der Regel Christi." (Math. 18, 15). — Er bedauerte nur, eine solche Gemeinde nicht gleich einrichten zu können, „weil er noch nicht die rechten Leute dazu babe." *)

In einer Vorrede zu seinem kleinen Katechismus erklärte er **) unter Andern auch, wie strenge die Jugend zum evangelischen Glauben und zur Aneignung seiner Grundsätze angetrieben werden müßte. „Bei dem jungen Volke — schrieb er — bleibe auf einer gewissen ewigen Form und Weise. Die nicht lernen wollen, denen sage, wie sie Christum verläugnen und keine Christen sind; sie sollen auch nicht zum Sakrament gelassen werden, kein Stuck der christlichen Freiheit gebrauchen und dem Pabst, seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst anheim gewiesen werden. Dazu sollen ihnen Eltern und Hausherrn Essen und Trinken versagen, und ihnen anzeigen, daß der Fürst solche rohe Leute aus dem Lande jagen wolle." u. s. w.

In der Schweiz war Calvin mit der neuen Begründung

---

*) Vgl. Marheineke's Geschichte der Reformation 2, 210.
**) Ebendaselbst.

eines rein evangelischen Glaubens eifrig beschäftigt. Ueber die Worte der Einsetzung des Abendmahls war er mit M. Luther nicht einverstanden, wohl aber mit den Grundsätzen des Eifers für die heilige Sache. Ein gelehrter Spanier, Michael Servet, hatte sich um seiner Glaubensmeinungen willen aus Frankreich nach der Schweiz flüchten müssen und reiste durch Genf, wo Calvin wohnte. Diesem hatte er einmal über die Dreieinigkeit etwas geschrieben, was weder übereinstimmte, noch gefiel. Calvin ließ ihn ergreifen und — verbrennen.

Das war nur ein Schattenstrich jener „düsteren Partie des Gemäldes." Unduldsamkeit der Meinungen ließ nicht zu, daß die dunkeln Schatten der alten Völkerreligionen aus dem Evangelium verschwanden.

„In seinem Gotte malte sich noch ferner der gegen kirchliche Mißbräuche protestirende Mensch." — In Bezug auf Glaubenslehren erklärten die Protestanten in ihrem Augsburger Bekenntnisse mit den Lehren der alten Kirche übereinzustimmen.

In Luthers hinterlassenen Schriften lassen sich viele Aussprüche finden, die von Gott sprechen wie z. B. folgende:

„Ich hoffe, Gott habe angefangen, den Satan und seine Knechte zu verlachen und zu verspotten. Es wird auch seine letzte und geringste Kraft, nemlich der Zorn der Bullen, die sich trefflich bei uns blähen, überwunden werden." — „Der Herr ist's, der dies thut, und der solche Drohungen und obschwebende Gefahr vor den Augen der Fürsten verbirgt, ja durch ihre Blindheit und Gewaltthätigkeit solches vollenden wird, daß mich däucht, ich sehe Teutschland im Blute schwimmen."

„O schrecklicher und ernster Richter! wie heimlich oder gar gräulich sind deine Gerichte! wie gewiß und sicher ist Pharao allezeit, ehe er im rothen Meer ersäuft, und sieht nicht, daß eben seine Sicherheit der rechte, ernste Zorn Gottes ist." — „Denn Gott hat sich wohl mehrmals so närrisch und schwach gestellt, als sollte sein Thun und Werk untergehen, die Gottlosen damit zu verstocken und zu verblenden, und ist doch eben dadurch am allerstärksten aufgegangen, und sind diejenigen, so sich an seiner Thorheit und Schwachheit verblendeten und verstockten, aufs allergräulichste umgekommen."

In seinem Gotte zeichnete Luther den Gedankenkreis seines eigenen Kopfes; so war es seiner Bildung und der damaligen Zeit angemessen. Dem Beispiele folgten Tausende von Lehrern und Schülern.

Daß dann in der uralten Art (Manier), die Gottheit zu malen, das schwarze, böse, finstere Wesen nicht fehlen konnte, war erklärlich.

So schrieb M. Luther oft und viel über Teufeleien, und es ist die Frage, ob er den Namen „Teufel" nicht öfter ausgesprochen habe, als den Gottes. In seinen Gottesglauben gehörte der Teufelsglauben gerade so, wie zum Licht der Schatten. Das war die uralte Anschauungsweise in anderen Worten ausgedrückt.

„Er (der Teufel) ist nicht umsonst so fleißig um uns, ficht und wehret, daß wir schwerfällig und unfleißig sind, ja faul und unlustig, Frieden zu suchen und anzunehmen, so uns Gott gebeut und anträgt." — „Der Teufel hat sich lange Zeit vor diesen Jahren (der Protestation) gefürchtet, und den Braten von ferne gerochen, hat auch viele Prophezeiungen dawider lassen ausgehen; deren etliche auf mich ausgehen, daß ich mich oft seiner großen Schalkheit verwundere." — „Und wenn es der Satan noch höher und ärger versucht, so soll er uns doch nicht müde machen, er greife denn (die Sache) so an, daß er Christum von der rechten Hand Gottes hernieder reiße" u. s. w.

Der Teufel war und blieb in der evangelischen Glaubenslehre stets, wie groß ihre Spaltungen sonst gewesen sein mochten, eine wirkliche Person, ausgerüstet mit göttlichen Vollmachten und Eigenschaften, ganz im Sinne des orientalischen Alterthums, gleichsam „der andere, der böse Gott," (im Buche Sohar), der in das Rad der menschlichen Geschicke mit unabweislicher Gewalt eingreift, und selbst das unschuldigste Vergnügen des Lebens zu verleiden weiß. So ließ sich in unseren Tagen ein eifriger Protestant vernehmen: „Selbst um die weltliche Musik, wie sie sich heut zu Tage gestaltet hat, ist es ein gefährlich Ding, weil der Teufel sie so gerne und glücklich zu benutzen weiß, um solche Augenblicke sinnlicher Berauschungen herbeizuführen. In Symphonien und Concerten findet der Teufel ein mächtiges Zaubermittel, um uns die nichtige Erdenherrlichkeit zum Himmelreich zu verklären. Erfahrene Christen haben es bekannt, daß sie vermittelst solcher von Gott gefallenen, vom Weltgeist eingegebenen Musik — auf Momente

wenigstens — unwiderstehlich vom Teufel wären bezaubert worden," u. s. w. (Blicke in das Reich der Gnade S. 253 von Krummacher.)

„Das Seligwerden durch den Glauben" war und blieb auch im Protestantismus der mittelste Anhalt- und Stützpunkt der Religion.

Darüber sprach sich z. B. M. Luther u. A. folgendermaßeu aus: „Der Glaube ist ein göttliches Werk in uns, das uns verwandelt und neu gebiert aus Gott, den alten Adam in uns tödtet und den heil. Geist mit sich bringt. O, es ist ein mächtig, lebendig, thätig Ding um den Glauben. — Wie du glaubst, so geschieht dir; glaubst du es, so hast du es; glaubst du es nicht, so hast du es nicht; glaubst du es, so ist es; glaubst du es nicht, so ist es nicht. Der Geist ist schon im Himmel durch den Glauben." — „Darum, ehe dann (eine) äußerliche Sünde geschieht, ist schon die größte Sünde inwendig geschehen: der Unglaube. Darum ist es wahr, daß keine Sünde ist, denn der Unglaube: der ist Sünde und thut Sünde; und wenn es möglich wäre, daß er von Haß und Unrecht geschieden werden könnte, so wäre es keine Sünde.

Die Ansichten über Menschenwürde, Gnadenwahl, Erlösung, u. s. w. hatten im Evangelium ihren Grund, und hörten nicht auf selig zu machen, wer ihnen beipflichtete.

Von seinem Ordenspatron Augustin, dem Manne, der dem Himmel das Reich seiner „Gnadenwahl" so wohl geordnet übergeben hatte, konnte sich M. Luther gar nicht trennen, und stimmte in dessen überschwengliche Lehren vollständig ein.

Das allein bezeichnet die höchst zweideutige Stellung, welche der menschlichen Vernünftigkeit angewiesen wurde. Gnadenwahl und Vernunft! Ja und Nein! — Demgemäß hieß es auch: „Forschet frei: aber nicht über die Schrift und die Schrifen hinaus. Vernunft sei nur die Magd der Schrift, und wo sie es nicht sein will, da schere sie sich ans dem Hause."

„Die Vernunft — lautete es in einem der symbol. Bücher (Concord. 771) — ist eine alte Wettermacherin" (Hexe). — Und M. Luther sagte von ihr, „man müsse ihr den Hals

umdrehen!" — Nichts desto weniger übersetzte er die Evangelienstellen Mark. 12, 34 so: „Da aber Jesus sahe, daß er (der Schriftgelehrte) vernünftig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes."*) Der weise Rabbi von Nazareth, der Gottsohn selbst, hätte also die Vernunft als den nächsten Weg zum Gottesreiche bezeichnet! — Aber Luther stellte ihr die göttliche Offenbarung entgegen, und dieser gegenüber erklärte er sie für ohnmächtig, verführerisch, gottlos, oder — in derberen Ausdrücken — für „Bestie," „Satan," u. s. w. — In milderer Form dagegen lehrte der Katechismus: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heil. Geist bewirkt Alles." —

Der evangelische Glaube hatte durch seinen ersten Vertreter erklärt, die Grundlehren der alten katholischen Kirche unverändert beibehalten zu wollen. Somit blieben in seiner Gottesgelahrtheit auch die altehrwürdigen, zur Menschenseligkeit nothwendigen Glaubensräthsel und Geheimnisse stehen, ungelöst, unlösbar, bloß glaubenswerth; so Erbsünde und Rechtfertigung, so Drei und Eins, so Schuld und Gnadenwahl, so Ewigkeit der Strafen u. s. w. Wo nun Gottesmalerei und Glaube, Vernunfthaß und Räthselhaftigkeit walteten, da wurde gewiß auch „das Eine aller Herzen, aller Orte unter dem himmlischen Tage" in der eigenthümlichen Sprache des Zeitalters ausgedrückt? — Allerdings. Nimm die Bücher der protestantischen Vergangenheit zur Hand und lies. —

Du wirst übrigens gar mannigfache Sprachweisen vorfinden, je nach Zeiten und Personen. Wundere dich darum nicht. —

Der biedere und kräftige Luther z. B. spricht: „Es ist unmöglich, daß einer Gottes Freund und Sohn werde, ohne die inwendige und himmlische Offenbarung, so wenig das geschehen mag, daß Einer äußerlich Gottes Wort annehme, wenn sich Gott nicht zuvor mit seinem hellen und lichten Strahl offenbaret, so viel, daß er hören kann, wer Gott ist, was er

---

*) Vgl. die Bibel nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

ist, was er will." — Das ist einfach, deutsch und körnig, wie der Mann selbst, der es gesprochen.

Wie ganz anders drückten sich aber — über denselben Gegenstand — unter seinen Nachfolgern die vor Entzücken ohnmächtig gewordenen Christusanbeter aus, wenn sie bewiesen, „daß diejenigen, welche selig werden und bleiben wollen, mit den blassen, todten, eiskalten Lippen Jesu geküßt werden, den todten Leichnam des Heilandes beriechen, und mit seiner Grabesluft durchdünstet werden müßten."

Und dann gar noch die mit Orgelklang singenden „evangelischen Brüder."

„Des wunden Kreuzgott's Bundesblut,
Die Wunden, Wunden, Wundenfluth,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden!
Macht Wunden, Wunden, Wundenmuth
Und Wunden Herzenswunden, Wunden.
Geißelwunden! Dornenwunden!
Nägelschrunden, Speerschlitzwunden;
Grüß euch Gott, ihr Wunden!
(Zinzendorf'sches Kirchenlied.)

Wie gar so mannigfach machten sich die Herzen Luft in Worten, wenn sie das Eine, das Alte, das Beseligende ausdrückten! — „Jedes, ach, in seiner Sprache!"

„Noch kein volles Vierteljahrhundert — bemerkte der berühmte vaterländische Geschichtsschreiber Spittler — war vergangen, daß es Luther gewagt hatte, die Theologie vom Staube des tödtendsten Schulstreites zu befreien, so fingen seine unmittelbaren Schüler an, die wiederhergestellte Religion von ihrem vortrefflichen Zwecke hinwegzudrehen, Streitfragen auf Streitfragen zu häufen, und das schon zur Zeit, als es noch gar nicht entschieden war, ob sich das Ungewitter aufklären werde, dessen Ausbruch Luther selbst nicht zu erleben so sehnlich wünschte."

Luther hatte indessen das Beispiel gegeben, wie man um eines Wortes willen in Glut und Eifer gerathen könne. Die Evangelienstelle Math. 26, 28. lag seinem Herzen näher, als der Friede. Die Führer der schweizer Protestanten woll-

ten über diese schwierige Bibelstelle hin ihm die Hände zur Versöhnung reichen. Sie thaten es zu Marburg mit thränenden Augen. Er stieß sie zurück und begleitete seinen Widerwillen mit harten Worten. Und das Alles um eines Wortes willen, welches — griechisch oder hebräisch — von Keinem genau verstanden werden konnte, da es nicht einmal mehr so, wie es ursprünglich niedergeschrieben worden, zu finden war. (Vgl. S. 319.) — Aber Zwingli übersetzte dieses dunkle Wort: „das bedeutet“ — Martin Luther: „das ist.“ Mit Kreide schrieb dieser auf den Tisch: „Das ist mein Leib“ und sagte: „Wir sind ja nicht so Narren, daß wir die Worte nicht verstehen.“ — Und so blieb Ein Wort die Scheidewand der protestantischen Bekenntnisse.

Der römische Priesterglaube behauptete, daß Brod und Wein durch die Segnung eines jeden Priesters sich jedesmal — wirklich und körperlich — in Fleisch und Blut Jesu verwandelten, wobei nur Geschmack, Geruch und Ansehen von Brod und Wein zurückblieben, dem gemäß der Gläubige nicht Brod, nicht Wein, sondern allein Fleisch und Blut genöße.

Die Lutherische Lehre verwarf diese Ansicht, und stellte eine Andere auf, nemlich: Im heiligen Abendmahle bleiben Brod und Wein, was sie sind, aber in den Beiden ist Jesu Fleisch und Blut so enthalten, wie Feuer im glühenden Eisen. Demnach genießt der Gläubige mit dem Brode auch das Fleisch, mit dem Weine zugleich das Blut Jesu.

Zwingli's und seiner Freunde Glaubensansicht war weder der Katholischen noch der Lutherischen angemessen, sondern ging dahin, daß Brod und Wein, ganz wunderlos, einfach nur Leib und Blut Jesu bedeuten, und zur Erinnerung an ihn dienen.

Calvins Lehre dagegen hielt das Wunder wieder aufrecht, und wollte es nur in geistiger Weise aufgefaßt wissen, so, daß die entzückte Seele des Gläubigen während des Genusses von Brod und Wein — durch den Glauben (die Einbildung) — zu Jesus in den Himmel erhoben werde, und dessen Fleisch und Blut in geistiger Weise genieße. Wer dagegen den rechten Glauben nicht habe, könne durch ihn nicht in den Himmel verzückt werden, und genieße daher lediglich nur Brod und Wein.

Die Eintrachtsformel, welche unter Andern auch den

Zweck hatte, diese Glaubensspaltung zu beseitigen, und die nach mancherlei Ränken endlich zu Stande gekommen war, übte die Wirkung, daß die Parteien sich vollständig und für immer trennten.

So trat die uralte Erfahrung wiederholt an den Tag, daß die Gottesgelehrtheit des Glaubens sich nicht beruhige, bevor sie nicht gründlich gezankt habe. Der Christus hätte kommen müssen, und noch einmal sagen, wie und was er gesagt habe. Ob sich dann alle Gläubigen die Hände gereicht hätten? — Das kann man so sicher nicht wissen. — Der Glaube will bestritten sein und dennoch Recht haben.

„Schadet ein Irrthum wohl? — Nicht immer! Aber das Irren
Immer schadet's. — Wie sehr, sieht man am Ende des Weges."
(Göthe.)

Gar oft trat zur Zeit der lutherischen Reformation die Nothwendigkeit ein, daß die zahlreichen Freunde des Evangeliums mit vereinter Kraft den enggeschlossenen Priesterreihen hätten widerstehen sollen; aber schon allein die Spaltung um des Abendmahls willen hinderte jede Vereinigung; ja sie selbst schwächten einander und fast mehr, als es je ein äußerer Feind gethan hatte.

Warum haben die Theologen ihre Streitfragen nicht wenigstens bloß unter sich allein, etwa in hebräischen oder griechischen Schriftzeichen, von denen das Volk nichts verstand, durchgezankt? Warum mußten sie ihren Zwist in die Nationen übertragen? — Sonderbar! Dreizehn Hundert Jahre hat die Christliche Menschheit an die Abendmahlsworte glauben können, ohne sich dabei viel zu denken. Warum konnte es nicht ferner so bleiben?

Darum liegt in der Klage viel Gewicht und Sinn, welche ein Zeitgenosse M. Luther's (der oft beschimpfte Schwärmer Swenkfeld), in den Worten aussprach: „Luther hat uns aus Egypten durch das rothe Meer geführt, aber — in der Wüste sitzen lassen, statt uns in das gelobte Land zu führen."

Man nannte die durch M. Luther veranlaßte Trennung der Christlichen Kirche eine Reformation (Neuerung, Umgestaltung oder Besserung). Auf Protestantischem Boden mag das Wort gewissermaßen gelten.

Die römische Priesterreligion aber besserte sich nicht, gestaltete sich nicht um, erneuerte sich nicht. Kaum daß den allerärgerlichsten Mißbräuchen der damaligen Zeit einigermaßen Einhalt gethan werden konnte. Wie sehr auch eine Reformation der gesammten christlichen Kirche nothwendig war, wie laut auch der Ruf nach Säuberung in Haupt und Gliedern erschallte: jene trat nicht ein, dieser war vergebens.

Die Laien hatten Alles von einem großen Concil erwartet, während die Priester vor demselben zitterten. Der Papst wollte Keines. Es kam endlich zu Stande: aber — es blieb beim Alten.

Ein Großrath von Hohenpriestern fand sich in den Jahren 1545—1563 in der Tyrolerstadt Trident zusammen, unterzog die bisherigen Grundsätze des Christenthums einer „Prüfung" und „Reinigung," aber nicht Verbesserung, und stellte sie — „gegenüber der protestantischen Ketzerei" — für ewige Zeiten fest.

Rechtgläubiger Christ und fähig, jenseits selig zu werden, war von nun an nur derjenige, welcher 3 Merkmale an sich hatte, als: den vorgeschriebenen Glauben, die Theilnahme an den priesterlichen Heilmitteln (Sakramenten) und sonstige Unterwerfung unter die Befehle der hohen Priester des Herrn. Wer aber darüber im Ganzen oder Einzelnen anders dachte, war verflucht und verworfen von allen Bischöfen, die zu Trident berathen hatten! Und deren waren einige Hundert!

Pabst Pius IV. brachte (ein Jahr nachher) die gesammten Beschlüsse des Tridentinischen Priesterrathes in ein großes Glaubensbekenntniß zusammen, dessen Schluß folgendermaßen lautete:

„Ich verspreche auch und gelobe mit einem Schwure wahren Gehorsam dem röm. Pabste, als dem Nachfolger des heil. Apostelfürsten Petrus und als dem Statthalter Jesu. Desgleichen bekenne und nehme ich unbezweifelt alles Uebrige an, was von den heil. Satzungen und allgemeinen Concilien bestimmt worden ist. Hingegen aber alle Irrthümer und Ketzereien, welche von der kathol. Kirche bisher verflucht worden sind, verfluche ich auch. — Diesen wahren Glauben, ohne welchen Niemand selig werden kann, will ich bis an mein Ende rein und unbefleckt bekennen. Ich will auch dafür sorgen, daß dieser Glaube von meinen Untergebenen und

allen denen, welche meiner Sorge empfohlen sind, gehalten, gelehrt und gepredigt werde."

Derselbe Pabst befahl auch, „daß sich Niemand unterstehen solle, Bemerkungen, Glossen, Denksätze u. dgl. Erklärungen über die Bestimmungen jenes Concils herauszugeben. Sollte jedoch Einer darin eine Dunkelheit finden, und sich nach Aufschluß sehnen, so müsse er sich zu jenem Orte begeben, den der Herr erwählt habe, zum apostolischen Stuhle, wo der Meister aller Gläubigen sitze," u. s. w.

„Somit war mit Einem Schlage — schrieb ein Denker der Gegenwart — jeder weitere Versuch, die christliche Kirche von ihren Mißbräuchen zu reinigen, abgeschnitten. Fester und bestimmter abgeschlossen als je, trat sie von nun an jeder abweichenden Meinung schroff entgegen, während sie aussprach, daß sie nicht nur zu keiner Zeit eine Verbesserung zulasse, sondern auch alle Andersdenkenden als ihre Todfeinde betrachtet wissen wolle."

Um sich aber dabei auch die (Ketzer) Protestanten vom Halse und wo möglich aus dem Wege zu schaffen, wurde eine Art ewiger Verschwörung in Gestalt des Jesuitenordens gebildet, dessen Einrichtungen und Grundsätze so geschickt ausgedacht sind, daß die katholische Kirche fortan ruhig auf alle ihre Gegner herabschauen konnte. Durch die angestrengten Bemühungen dieses Ordens ist schon manch ein protestantisches Häuflein in den Schafstall des Herrn zurückgebracht worden.

Und mit müßigem Erstaunen sah dann die Menschheit jenen Ausspruch sich erfüllen, den der Jesuiten Ordensgeneral Franz Borgia einst gethan hatte, rufend:

„Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe hausen wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber — wie Adler werden wir uns wieder verjüngen!"

In vielen, vorzüglich südeuropäischen Ländern wurde gegen die „Ketzereien des Protestantismus" auch die heil. Inquisition in Thätigkeit gesetzt, und es gelang, freilich um hohen Preis, Spanien und Italien von Abtrünnigen und Irrgläubigen zu säubern. „Wie ein Pesthauch hat sie sich über diesen Ländern des Segens gelagert, hat Freude daraus verscheucht und bürgerlichen Fleiß, hat bewirkt, daß dort die Natur selbst seit Jahrhunderten trauert, und der sonst regsame Menschengeist in todtenähnlichen Schlaf versunken ist," aber die heil.

Mutter hat ihre Kinder vor den Krallen des Teufels bewahrt, und in ihrem alleinseligmachenden Schooße erhalten.*)

„Wenn der Mensch — sagt J. v. Müller — keinen Rath mehr weiß, fangen die Wege der Vorsehung an.“ Das Priesterthum der alten Religionen hat immer noch Rath gewußt, wenn seine Macht in Gefahr kam. Die Vorsehung hatte also dabei nichts zu thun.

Wie ehrenwerth und bieder sich in der Folge die protestantischen Parteien gegenüber der katholischen benommen haben mögen: sie sind doch bis heute nicht dahin gekommen, von ihr als berechtigte Glaubensgemeinschaften anerkannt zu werden. Ihr sind noch immer, wie in den traurigsten Zeiten der Vergangenheit, nur zwei Arten von Menschen bekannt: Katholiken und Ketzer, jene mit dem Anrechte auf Menschenliebe, Theilnahme, Mitleid und Seligkeit, diese nicht.

Als Pabst Pius VII. durch den ihm übermächtig gewordenen französischen Kaiser gezwungen worden war, einen Vertrag zur „Duldung der protestantischen Sekten und freien Ausübung ihres Gottesdienstes“ zu schließen, beklagte sich der hohe Priester darüber in einem Rundschreiben an die Cardinäle (v. 5. Februar 1808) und erklärte, „das sei den kirchlichen (kanonischen) Gesetzen, den Conzilien, der katholischen Religion und der Ruhe der Einzelnen zuwider geschehen.“

---

*) Die letzte Verordnung, welche die h. Inquisition „gegen die Verderbnisse der Ketzerei“ erlassen hat, ist vom 14. Mai 1829. Darin heißt es unter Andern: „Beseelt von dem Wunsche, daß der heiligste katholische Glaube, ohne welchen es unmöglich ist, Gottes Wohlgefallen zu erwerben, in seiner Reinheit aufrecht erhalten, und nicht durch das Verderbniß irgend einer Ketzerei befleckt werde, gebieten wir, in der ganzen Kraft unserer richterlichen Würde, bei Strafe der Ausschließung, des Bannes und anderer Strafen, Allen im Allgemeinen und Jedem, der unter unserer Gerichtsbarkeit lebt, insbesondere, daß sie binnen Monatsfrist uns Alles, was sie wissen oder erfahren werden in Betreff Aller, die irgendwie vom katholischen Glauben abgefallen sind, hinterbringen. Und wenn der Dämon den Gedanken einzuflößen sucht, daß die, welche verklagen Spione und unwürdig seien, Zutritt in achtbare und ehrenwerthe Gesellschaft zu erhalten: so ermahnen wir alle Getreue und Rechtgläubige, diesen Betrug (des Gedankens) als das Machwerk eines böswilligen Geistes zu verachten, und nicht zu vergessen, daß sie (die Ankläger) bei edlen, gottesfürchtigen Christen sich die Namen wahrer Anbeter Christi und glühender Vertheidiger der Ehre Gottes und des rechten Glaubens erwerben werden“, u. s. w.

Wie wenig Einfluß auf Verbesserung des christlichen Glaubens der Widerspruch, der Abfall so Vieler gehabt habe, zeigt die Geschichte der nachfolgenden Jahrhunderte in zahllosen Beispielen.

Die Ausspendung des Ablasses und aller Aberglaube, der sich daran knüpfte, hörte nicht auf, sondern wucherte im reichen Maße nur etwas vorsichtiger und berechneter fort. Noch während der ersten protestantischen Bewegungen — im J. 1599 — verlieh Pabst Sixtus V. mehrere ganz vorzügliche Abläße, was um so auffallender war, als dieser Mann Gottes viele vortreffliche Eigenschaften des Geistes besaß, deren zu erwähnen die Geschichte ihn nicht für unwürdig hält.

Im Schutte einer verfallenen römischen Kirche hatte man einige goldene Münzen aus der griechischen Kaiserzeit gefunden, auf deren einer Seite ein Kreuz, auf der andern das Bildniß eines Kaisers zu sehen war. Der Pabst verschenkte diese Münzen an verschiedene Fürsten und Hohepriester, und verband damit reichliche Abläße. „Sie seien einst — meinte derselbe in der betreffenden Begleitschrift (Bulle) — durch einen göttlichen Instinkt in dem heil. Gebäude von jenen echt christlichen Kaisern niedergelegt worden, damit sich deren Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die heil. römische Kirche auch bei der Nachwelt bewähre." — „Die beschenkten Fürsten möchten solche Tugenden nachahmen und nicht vergessen, daß sie Söhne der römischen Kirche seien." — „Wer dieser Münzen Eine am Halse trage, erlange jederzeit, so oft er an einem Kreuze oder Heiligenbilde vorübergehe, und das Haupt entblöße oder das Knie beuge, hundert, wenn er 3mal des Tages gewisse Gebete sage, zweihundert, oder wenn er an Sonntagen den Rosenkranz bete, dreihundert Jahre Ablaß."

Seitdem hat die reichhaltige Quelle der kirchlichen Gnaden zu fließen noch nicht aufgehört. Aber die Gläubigen haben wenigstens die Zeit erharrt, die, gleich einer Göttin des Armen, „heute umsonst gibt, was man gestern theuer erkaufen sollte." —

Zwei auffallende Erscheinungen zeigen sich seit etwa 300 Jahren an dem Wesen des christlichen Glaubens, wie zersplittert derselbe auch durch die verschiedenen Parteien sein mag,

die dem denkenden Beobachter weder entgehen, noch bedeutungslos erscheinen.

Die Erste derselben besteht darin, daß sich die christliche Glaubenslehre bei allen Parteien so befestigt, man möchte sagen, verknöchert hat, als ob sie in Zukunft nimmer mehr zu oder abnehmen könnte.

Früher, vor dem evangelischen Widerspruche, hatte sie zugenommen. Von der Einfachheit des Urchristenthums bis zur künstlichen Zusammensetzung dessen, was „Kirche" hieß, ist in der Geschichte eine — fast 13 Hundert Jahre lang dauernde — Fortentwickelung zu erkennen. Diese wurde durch Widerspruch und Spaltung plötzlich unterbrochen. Mit Einem Male trat Stillstand ein. Das Priesterthum besann sich, daß es Zeit sei, nicht etwa zur alten urchristlichen Einfachheit zurückzukehren, sondern die Uebertreibungen nicht mehr zu steigern. Das Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehren wurde sofort und für immer geschlossen, und mit den sieben Siegeln des zu Trident versammelten heil. Geistes verwahrt.

Dem gemäß verhärteten sich aber auch die Glaubensspaltungen, und in einem so hohen Grade, daß an eine Einigung der Christenheit kaum mehr zu denken ist. Wird es je mehr Eine Glaubensheerde, Einen Schafstall, Einen Hirten geben?

Auch die Freunde des Evangeliums haben sich durch ihre Bekenntnisse und symbolischen Bücher den Kreis ihrer Fortschritte vorgezeichnet und eine eigenthümliche Art religiösen Stillstandes auferlegt. Durch die Erlaubniß innerhalb der heil. Schrift und der übrigen heil. Pergamente frei zu forschen, ist derselbe in keine Gefahr gebracht. Wer sich nur in seinen vier Wänden frei bewegen darf, kann eben nicht heraus und weiter kommen.

Sind nun in dem mannigfach gespalteten Christenthum jene vorzüglichsten Merkmale der alten Völkerreligionen wirklich noch zu finden, so werden sie darin auch fernerhin zu finden sein.

Die Andere der besonderen, auf die Rechtgläubigkeit geübten Wirkungen besteht darin, daß der liebe Gott seit Luthers Zeiten aufgehört hat, jene großartigen und zahlreichen Glaubenswunder zu wirken, welche vordem das Neue und Alte Testament so sehr ausgezeichnet haben. Es scheint somit

ein drittes Testament eingetreten zu sein, das wunderlose.

Die ersten protestantischen Religionslehrer schlugen ganz aus der Art des Alterthums, indem sie nicht, wie alle ordentlichen Reformatoren, Propheten oder Boten Gottes — damit die Leute ihren Worten desto eher glaubten — mit der gehörigen Kraft, Wunder und Weissagungen zu wirken, ausgerüstet waren. Davon wollten die protestantischen Männer nichts mehr wissen. Oder sollte sie Gott verlassen haben?

M. Luther selbst war ein ehrlicher und frommer Mann, kein Geschichtsschreiber wird es läugnen wollen. Und dennoch hat er keine Wunder vollbracht, ja nicht einmal zu vollbringen versucht. Auch seine Knochen rühren sich nicht. Zu seinem Grabe wallen nicht Blinde, Lahme und Aussätzige. — Ja er war den Wundern so ferne, daß er nicht einmal daran dachte, es zu bemerken, daß seine Zeitgenossen ohne Beihilfe von Wundern die Augen aufschlugen. Und sie thaten es wirklich, Blinde sahen, Taube hörten, Stumme redeten, Lahme rührten sich, und manch ein Aussätziger wurde heil. Alles ohne Wunder. M. Luther dachte nicht an diese. „Durch das Wort (der Rede) — sprach er — ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen. Ich habe nie ein Schwert gezückt, sondern habe allein mit dem Munde und Evangelium geschlagen, und schlage noch auf Pabst, Bischöfe, Mönche und Pfaffen, auf Abgötterei, Irrthum und Sekten, und habe damit mehr ausgerichtet, als alle Kaiser und Könige mit all' ihrer Gewalt nicht ausrichten können. Solcher Riese ist Gott, daß er keine andern Waffen braucht, denn allein des Wortes. — Das Wort hat, wenn ich geschlafen oder wittenbergisch Bier mit meinem Philipp (Melanchthon) getrunken habe, also viel gethan, daß das Pabstthum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie ein Fürst oder Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort hat es Alles ausgerichtet." — Von Wundern keine Ahnung. —

Wenn übrigens M. Luther zu Zeiten mit den mannigfachsten Teufelserscheinungen geplagt war, wenn er sogar dem leibhaftigen Satan einmal das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat: so war das eben kein Wunder.

Aber auch seine priesterlichen Gegner wirkten fortan — und das war vielleicht wunderbar — keine Wunder. Wie mit

einem Schlage hatte sie die alte, vielbewährte Kraft verlassen. Hatte es je eine Zeit gegeben, in der Wunder zur Bekräftigung der Wahrheit und Göttlichkeit nöthig waren, so konnte ihr Bedürfniß nie dringender gewesen sein, als in dem Augenblicke, wo so zahlreiche Gegner gegen den Felsen des heil. Petrus anstürmten. Ein großes Wunder für den alten heiligen Glauben, und all der unglückselige Hader, alle die blutigen Kämpfe, alle Zersplitterung der Heerde Gottes wären vielleicht ganz und gar erspart worden. Aber still lag das Wunderhandwerk.

Wenn noch vielleicht irgendwo eines der Mutter Gottesbilder die schönen Augen verdrehte, so wurde es zu einer so großen Seltenheit, daß die Gläubigen, die sich das Wundern wunderbar leicht abgewöhnt hatten, nur mit großer Mühe begreifen wollten, es sei nothwendig, daran zu glauben.

Und was war am Ende das Augenverdrehen eines Bildes, was war irgend ein anderes Kirchenwunder der Gegenwart noch gegenüber den kolossalen, absonderlich launigen und massenhaften Wunderthaten der christlichen Vergangenheit, wie sie Gott durch jeden Priester, durch den ersten besten Mönch, durch fromme Beter und Wallfahrer, durch Kinder und Greise, durch Weiber und Soldaten zu verrichten pflegte!

Die Rechtgläubigkeit mußte sich daher von nun an begnügen, an den alten Wundererzählungen fest zu halten, und dieselben womöglich zu begründen. — Nun drängen sich die zunehmenden Naturkenntnisse in den alten Glauben von allen Seiten mit Gewalt auch noch ein. Der Stillstand kommt dadurch in unangenehme Schwankungen. Er thut weh, sie thun weh und die Rechtgläubigkeit leidet.

„Weil sie in's Nein gekommen sind, konnten und wollten sie nicht mehr zurück.“ Aber darum blieben doch die vorzüglichsten Zeichen alter Religionen, ehrwürdigen Zierden gleich, haften. Hierzu nur einige Beispiele.

„Die Jäger, welche einen Hirsch im Thiergarten hetzen, wenn sie sehen, daß der Hirsch zu müde ist (weil sie wissen, daß sie seiner im Garten gewiß sind), halten die Hunde ein wenig, und lassen den Hirsch im Thiergarten ein wenig spazziren gehen, daß er dadurch etwas gestärkt werde, damit er das Jagen darnach desto besser ausstehen möge.“

„Also thut Gott dem Menschen auch.“

„Wenn er sieht, daß ihm das Jagen will zu viel werden, und die Anfechtung zu groß ist: so hält er ein wenig auf, tröstet, labet und erquicket den Menschen, daß ihm däucht, er habe seine Noth nun ganz und gar überwunden. Dies ist darnach eine Stärkung zur neuen Jagd. Und wenn der Hirsch am wenigsten daran gedenket, so sind ihm die Hunde wieder auf dem Halse, und setzen ihm mehr zu, denn zuvor. Und das thut Gott aus großer Treue und Liebe. Denn durch die Anfechtung wird der Mensch zu Gott gejagt mit begierlichem Durst und fröhlichem Herzen, als zu dem Brunnen, da alle Wonne, Friede und Freude ist, also daß ihm der Trunk, den er bekömmt, auf den Dienst desto süßer, lustiger und angenehmer werde, hier in dieser Zeit, darnach im ewigen Leben, da man den süßen Brunnen trinken wird mit voller Lust aus seinem eigenen Ursprunge, das ist, aus dem väterlichen Herzen.“ (Arndt's wahres Christenthum 3. Bd. 23 c.)

In seinem Gotte malte sich der — Prediger. — Und der Glaube?

„O Glaube, Glaube! holdseliger Gefährte du der Kinder Gottes! Deine Wundermacht benimmt jeglicher Wildniß ihre Schauer, und die tiefste Einsamkeit ist nicht mehr einsam in deinem gesegneten Geleite. Das Schönste, was die Erde besitzt, und was der Himmel, es ist dein, und in die Höhen greifest du, wie in die Tiefen, um mit ihren Schätzen die Armuth deiner Freunde zu bereichern und zu vergnügen. — Entferntes bringst du dem Geiste nahe, Verborgenes enthüllest du dem Gemüthe, Vergangenes weckst du wieder auf zu neuem Leben. Die düstere Gegenwart versenkst du in das Licht einer seligen Zukunft, und die Wolken des trüben Diesseits umsäumst du mit morgenröthlichem Schimmern jenseitiger besserer Welten. In's Wüst und Leer trostloser Steppen zauberst du uns friedensreiche Paradiese.“ — (Krummacher. Elias 2, 67):

„Der Glaube macht selig.“

„Die Wunden Christi sind die sicheren Höhlen, in welche schüchterne und verfolgte Christen als Tauben fliehen, in denen sie Schutz und Schirm wider den höllischen Raubvogel finden und haben können. Sie sind der angenehme Rosengarten, in welchem die geistliche Seelenbraut nichts als lieblichen Geruch und Erquickungen empfindet. Sie sind

ein prächtiger Tempel, in dem nichts als Sonnenschein ist. — Wenn ein wahrer Jünger Christi seinen Geist aufgiebt, — so wünscht er sich kein anderes Zelt als Behältniß, als die Wunden Jesu, und spricht: Hier soll mein Grab, mein Leichenstein, mein Sterbekleid, mein Himmel sein." (Schmolcke's Betrachtungen S. 417.)

„Räthsel findest du nur im Käfig der Gottesgelahrtheit,
Geh' in die offene Welt: dann sind dir Alle gelöst.

„Willst du dich stets im Frieden bewahren, so siehe und verlasse dich auf Nichts, was in dir ist, denn es ist noch alles unvollkommen, sondern nur allein auf — Gottes Lamm, das deine Sünde trägt. — In uns finden wir nichts, in Christo Alles, ja er selbst ist unser Alles und wirket und gibt auch Alles; so darf und kann ich selbst nichts eigenes mitbringen, und so verlasse ich mich auf Nichts, als auf Christum und seinen Namen, wie er meine Gerechtigkeit, mein Alles ist. Und ist er in mir Alles, so muß alles Andere: Gesetz, Sünde, Satan, auch mein eigen Urtheil von mir selber weichen." (Bojatzky's Schatzkästlein 77 u. 166.)

Und Vernünftigkeit? — Sage lieber Wühlerei der Zweifler und Misvergnügten, weiter nichts.

„Die rechte Bußgestalt nun ist ferner daran zu erkennen, daß, wie sich ein wahrlich bekehrter Sünder aller Leiden, aller Schmerzen, alles Kreuzes werth achtet, daß er, sage ich, sich andrerseits alles Guten von Herzen unwürdig achtet. Einem recht bußfertigen Menschen ist Alles leicht gut genug; das Geringste, das ihm gegeben wird, das ist ihm leicht übrig genug; es gehe mit ihm wie es gehe, es ist ihm leicht herrlich genug. Ein noch unbekehrter Mensch kann essen, trinken und sich kleiden nach seinem Wohlgefallen; und er meint, er habe Recht dazu, das hätte er mit seinem saueren Schweiß und Arbeit verdient, das gehöre und komme ihm ja zu: aber wenn der Mensch recht bußfertig geworden ist, dann achtet er sich dessen unwürdig; das schlechteste Kleid zum Bedecken, das schlechteste Plätzchen im Hause, das ist ihm Alles gut genug, ja es ist ihm Alles noch zu gut, es ist ihm Alles noch zu wohl, ein Stücklein Brod ist ihm noch zu viel für einen armen Sünder." (Tersteegen: Brodsaamen 1 Bd. 1.)

„Es sagen's aller Orten, alle Herzen unter dem himmlischen Tage, aber Jedes in seiner Sprache."

IX.

„Wenn Sie mich sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Man erzählt, daß Lessing, der gemeiniglich „ein Prophet der Religion der Zukunft" genannt wird, in den letzten Jahren seines Lebens — er starb 1781 — zu einem Freunde obige Worte gesprochen habe.

Schillers offenes Bekenntniß, das er einst an seine gebildeten Freunde richtete, ist bekannt; es lautete jener Aeußerung Lessings gleich:

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
Die du mir nennst, und warum keine? — Aus Religion!"

Lessing und Schiller müssen also eine von den herrschenden ganz verschiedene Religion gehabt haben.

Aus dem schriftstellerischen Nachlasse Schillers geht hervor, daß dieser Mann „vernunftgemäßen" Religionsgrundsätzen zugethan war, und zwar solchen, wie sie der weise Kant gepredigt hat. — „Glaube Niemandem, als Deiner eigenen Vernunft" — rief Schiller im gereifteren Lebensalter (er starb 1805). „Es gibt nichts Heiligeres als die Wahrheit. Vernunft ist die einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend und Unsterblichkeit."

Lessing hat seine religiöse Gesinnung in jenem berühmten Schriftwerke ausgesprochen, das unter dem Titel „Nathan der Weise" wohl bekannt ist. Diese Gesinnung war vernünftig, aber allen geoffenbarten Religionen entgegen. Sie enthielt z. B. folgende Wahrheiten:

„Sein Gott, für den er kämpft? — Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Der für sich muß Menschen kämpfen lassen?" — — „Wann hat und wo die fromme Raserei, den bessern Gott zu haben, diesen Bessern der ganzen Welt als Besten aufzudringen, in ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr gezeigt, als hier, als jetzt? (Er spricht von Christen.) Wem hier, wem jetzt die Schuppen nicht von den Augen fallen, ... doch sei blind, wer will." —

„Deine (christlichen) Glaubenshelden? — Ihr Glaube schien freilich mir das Heldenmäßigste an ihnen nie. — Begreifst du, wie viel andächtig schwärmen leichter ist, als gut handeln? wie gern der schlaffste Mensch andächtig schwärmt, um nur gut handeln nicht zu dürfen?" — —

„Du kennst die Christen nicht, ihr Stolz ist Christen sein, nicht Menschen. Denn selbst das, was noch von ihrem Stifter her mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, das lieben sie, nicht weil es menschlich ist, sondern weil's Christus hat gethan. Seine Tugend nicht, sein Name soll verbreitet werden, soll die Namen aller guten Menschen verschlingen. Um den Namen, um den Namen ist ihnen nur zu thun."

Lessing sprach die Hoffnung aus, die Menschen würden über die alten heil. Schriften hinaus einen Fortschritt machen, d. i. die darin geoffenbarten zu einfach vernünftigen Wahrheiten umbilden (reformiren). Darin würde es dann eine große Reformation geben. „Oder soll das menschliche Geschlecht — rief er in seinem Buche über „Erziehung der Menschheit" — auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel, beim Geschlechte nicht weniger, als bei den Einzelnen."

So waren die religiösen Ansichten Lessing's von den Bekenntnissen der zu seiner Zeit herrschenden Religionen allerdings gewaltig unterschieden.

Aber nicht nur Lessing und Schiller, sondern die vernünftigen Menschen aller Zeiten hatten ihre besondere Religion, welche jeder herrschenden Andern bedeutend entgegengesetzt war. Aus manchen Schriften, welche als religiöse Bekenntnisse anzusehen sind, ergibt sich, daß jene Gebildeten einer andern Religion, aus Achtung für die eigene, nicht angehören konnten. Im vollständigen Bewußtsein sprachen sie es auch, wie Lessing und Schiller aus.

Wenn man nun diese Religion vernünftig gebildeter Menschen genauer betrachtete, so vermißte man daran augenblicklich jene auffälligen Merkmale, welche den alten Religionen im Allgemeinen eigen sind.

Da wurde nemlich Gott gar nicht gemalt, und am allerwenigsten nach dem Ebenbilde eines Menschen. Da war es gerade nicht der Glaube, was selig machte, und es fehlten

sowohl Priester, als Opfer, um die religiösen Angelegenheiten der Gebildeten zu vermitteln. Von einem Widerwillen gegen Vernünftigkeit konnte schon gar nicht die Rede sein, und was diese Religion enthielt, sah nach selbst erdichteten Räthseln oder vorgeschriebenen Geheimnissen nicht aus.

Am Ende zeigte sich auch noch, daß diese Religion gebildeter Vernunftmenschen nicht das Eine aller Orten, aller Herzen, wie es ein Jedes in seiner eigenthümlichen Sprache ausdrückte, war, sondern das Eine aller Naturwesen, welche es insgesammt in einer einzigen Sprache als Gottes ewiges Gesetz verkündigen.

Wenn nun auf diese Weise so bedeutende Merkmale alter Religionen jenen Grundsätzen fehlten, welche die Gebildeten ihre Religion nannten: dann hatte diese mit jenen allerdings nicht viel gemein, und läßt sich jener Ausspruch Lessings und Schillers erklären.

Die Religion wahrhaft gebildeter Menschen pflegte nicht die Gottheit zu malen, am allerwenigsten aber nach dem Ebenbilde irgend eines Menschen.

Zwar konnte kein Mensch, auch der Vernünftigste nicht, anders als menschlich reden, wenn er sagen wollte, was er von Gott denke: aber ein Vernünftiger dichtete dem höchsten Wesen keine Menschlichkeiten an, und brauchte sie daher auch nicht auszusprechen. Zwischen dem „menschlich von Gott sprechen" und dem „sich Gott in menschlichen Eigenschaften vorstellen" ist ja noch ein himmelweiter Unterschied.

„Gott ist Geist und seine Verehrer müssen ihn auch geistig denken."

Je öfter sich ein Gebildeter mit dem Gedanken „Gottes Geist" beschäftigte, desto mehr sah er sich genöthigt zu gestehen, Gott sei das „unerforschliche" Wesen, und weil unerforschlich, sei es auch „unaussprechlich." — Der Gläubige sagte es ihm gerne nach, läugnete es aber in der That bald wieder, indem er sich bemühte, das „unerforschliche" Wesen zu erforschen und „auszusprechen." — Oder wollte er damit — halb unbewußt — andeuten, daß der Vernünftige doch nicht ganz Recht habe, und daß es nicht ausgemacht, ob Gott das „unerforschliche" Wesen sei? — —

Wie dem nun sein mag, gläubigen Menschen war es nicht verboten, sich Gott im Bilde zu denken und ihn ebenso darzustellen, während das die Religion der gebildeten Vernunft nicht erlaubte.

Was daher der Glaube sagen durfte, sprach die Vernunft nicht aus. Z. B. sagte nie ein Gebildeter, Gott zürne, werde zürnen, habe irgend wie gezürnt; oder er habe einmal Rache geschworen und hätte müssen Genugthuung erhalten. Nie konnte ein Vernünftiger sagen, — auch nicht gleichnißweise — Gott hetze die Menschen wie ein Jäger, versuche sie wie ein Unwissender, verstocke sie wie ein Böser, erwähle sie nach Wohlgefallen wie ein Schwacher, und was dgl. mehr ist.

In dieser Beziehung erklärte unter Andern auch z. B. Rousseau sehr richtig:

„Es wäre besser, sich von Gott gar keine Vorstellung zu machen, als eine, die gemein, niedrig, fantastisch, chimpflich oder überhaupt unwürdig ist. Es ist ein kleineres Uebel, ihn nicht zu erkennen, als zu entwürdigen. Das große Unheil unedler Bilder Gottes, die man in die Gemüther der Kinder zeichnet, besteht darin, daß sie das ganze Leben hindurch haften bleiben, und daß die Menschen, groß geworden und bereits einem andern Gott angehörig, dennoch kein anderes Bild als das kindische in sich aufnehmen."

Das Schlimmste hat hier Rousseau noch nicht ausgesprochen, obwohl es die allergewöhnlichste Folge kindischer Vorstellungen Gottes ist, nemlich, daß ungebildete Menschen ganz vergessen, ihre Vorstellung sei nur Vorstellung, und glauben, sie sei der Gott selbst.

Jenen, welche meinten, „dem Gottesglauben müßte man durch Bilder zu Hilfe kommen," antwortete einst Gibbon: „Jeder, auch der kühnste Pinsel hätte zittern sollen vor dem verwegenen Versuche, den unendlichen Geist, der das Weltall durchdringt, mit Form und Farben zu bezeichnen."

Es ist nicht wahr, daß der Mensch, wenn er nur nicht vernachläßigt worden ist, sich Gott durchaus im Bilde vorstellen müsse. Wer das behauptet, will nur sagen, seine Vernunft sei so gar wenig gebildet, um an ein Geistiges ohne sinnliche Hilfsmittel zu denken.

Das Bild hilft dem Ungebildeten, aber zu — Götzendienst oder Abgötterei. „Gott als ein Wesen von menschlicher Gestalt zu denken — sagte ein Prediger der vernünftigen Re-

ligion *) — ist eine Vorstellungsart, die nur der Kindheit des Menschengeschlechtes angemessen ist. Wenn aber Christen Gott in menschlicher Gestalt denken oder abbilden, so fallen sie ins Heidenthum zurück, was schon Moses verwarf, indem er zu den Hebräern sagte: Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß."

Vernünftig gebildete Menschen begnügten sich aber damit nicht, bloß den Darstellungen der Gottheit nach menschlicher Gestalt auszuweichen, sondern sie hüteten sich überhaupt, ihr etwas anzueignen, was ihren eigenen Köpfen zugehörte. Fichte erklärte selbst die Vorstellung Gottes als eines „persönlichen Wesens" für eine unerlaubte Herabwürdigung desselben, weil man damit im Grunde nur sein eigenes Wesen auf ihn übertrage.

„Die gewöhnlichen Menschen — sagte er unter Anderem — kennen nichts Anderes als Genuß; ihr Ringen darnach fühlen sie von etwas Unbekanntem abhängen. Aus diesem (Unbekannten) machen sie eine Person, und dies ist ihr Gott, Götze, Geber alles Genusses." — „Damit macht ihr dieses Wesen zu Einem eures Gleichen, und ihr habt nicht, wie ihr wolltet, Gott gedacht, sondern im Denken nur euch selbst vervielfältigt." — Dem entsprechend sagte auch ein Vorbote der Religion der Zukunft: „Nach unserer Anschauung wird die religiöse Erkenntniß, insofern sie Gott sucht, es nicht bloß mit dem Menschen, sondern mit dem All-Leben zu thun haben."**)

Unter den Stufen des Gottesglaubens, welche die Menschheit bereits schon erstiegen hat, mögen folgende die vorzüglichsten sein:

Auf der Ersten glaubte der Mensch seinen Gott in irgend einer wohl- oder wehthuenden Naturerscheinung erkennen zu müssen; auf der zweiten fand er ihn in den niederen, auf der Dritten in den höheren Naturkräften, aus denen seine Einbildung Personen machte; auf der Vierten dachte er sich den Gott wie einen Menschen, der über

*) K. Erdmann. Aufklärung des 18ten und 19ten Jahrhunderts.
**) Pred. Hofferichter: „der lebendige Gott."

den Naturkräften — aber doch innerhalb derselben — herrscht; auf der Fünften schob er den menschenähnlichen Gott aus der Welt ganz und gar heraus; auf der Sechsten vergeistigte er ihn, und ließ denselben wieder in die Welt hinein; auf der Siebenten hörte er nach und nach auf, etwas ganz Bestimmtes über das Wesen Gottes auszusprechen, weil er einsah, daß es nicht richtig und angemessen war.

Die Geschichte der Religionen zeigt nun, daß die Menschheit niemals jene Stufen herab, wohl aber immer — wenn auch noch so sehr langsam — empor gestiegen sei. Die Religion der Zukunft wird daher auch auf keine der bereits zurückgelegten niedern Stufen hinabsteigen.

Kant hat bereits erklärt — und mit ihm stimmten alle vernünftig Gebildeten überein — „daß eine jede Anwendung menschlicher Verstandesbegriffe auf Gott nicht nur unstatthaft, sondern auch thöricht sei.

Ebenso sprach der vernünftig gebildete Naturforscher Schleiden*): „Je weiter der Mensch in seiner Ausbildung fortschreitet, desto klarer, durchsichtiger, verständlicher wird ihm die Natur, aber desto weiter wird auch sein Abstand von Gott, und desto unbegreiflicher wird ihm derselbe. Dem am Höchsten Gebildeten ist Gott am unbegreiflichsten, denn er ist sich bewußt, daß jede Vorstellung, sei sie, welche sie wolle, dem höchsten Wesen durchaus in keiner Weise entsprechen kann.

Frug man dagegen einen Menschen, welcher noch auf einer der niedern Religionsstufen stand, ob er etwas und wie viel er von seinem Gotte zu erzählen wisse: so wurde die Antwort desto länger und lauter, je ungebildeter die Vernunft dieses Menschen war. Er wußte z. B. zu sagen „wie Gott ihm gestern treu geblieben“ und „wie er ihn heute in Versuchung geführt“ habe; oder wie er ihn einst „mit Krankheiten heimgesucht,“ und zugleich „mit Kindern gesegnet“ habe; oder wie es ihm gefallen habe, die mildreiche Hand von dem Gerechten und Frommen ganz abzuziehen, und in „unbegreiflicher, aber desto anbetungswürdigerer Weisheit“ auf den Feind und Verfolger, auf den Gottlosen und heimlichen Verbrecher „gnädiglich“ zu legen; wie mit seiner wunderbaren Hilfe ein Haus aus Flammen gerettet worden sei, ein Schiff im Sturme aus-

*) In seiner höchst lehrreichen Schrift: „Die Pflanze und ihr Leben.‘

gedauert habe: wie seine Engel und seine — Teufel gekommen und wunderbar gewirthschaftet haben; u. s. w. u. s. w.

Die gebildeten Vernünftigen konnten Derartiges nie sagen. Das erste Merkmal der alten Religion verschwand also für sie. In seinem Gotte malte der Mensch nicht sich. — Daher war auch eine jede Religion, welche jenes Merkmal noch an sich hatte, nicht die Religion der gebildeten Vernunftmenschen, nicht Lessings, nicht Schillers, nicht Kant's, nicht Fichtes, nicht Schleidens und vieler, vieler Andern, die als Prediger der Religion der Zukunft gewirkt haben.

Vernünftig gebildete Menschen gestanden offenherzig sogar ein, daß sie — ganz im Gegensatze zu den alten Religionen — den Namen Gottes nicht kennen. So sagt z. B. Herder: „Den großen Geist, der mich anweht, der überall einerlei Gesetze zeigt, nenne man ihn den Lebendigen, der uns durchwallet, Flamme oder Aether: genug er ist das unbegreifliche Wesen, das Alles zu mir bringt und in mir einigt."

Göthe beantwortete (durch Faust) die Frage: Glaubst du an Gott? in folgender denkwürdigen Weise:

„Wer darf sagen, ich glaub' an Gott?
Wer darf ihn nennen, und wer bekennen: ich glaub' ihn? —
Wer empfinden und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht? —
Der Allumfasser, der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir? —
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn' es Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür; Gefühl ist Alles,
Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut."

In der Religion der gebildeten Vernunft konnte daher auch von irgend welchem Gottesdienste nicht die Rede sein. Sagen, daß Gott sich dienen lasse, daß ihm ein Mensch dienen könne, hieß, ohne Achtung von ihm, wie von einem Dienstbedürftigen Menschen, sprechen. In den alten Religionen diente der Mensch mit allen seinen kirchlichen Ceremonien allerdings, aber nur dem Priester oder auch sich selbst, den Bedürfnissen des Gemüthes, Gewissens, Glaubens u. s. w., nicht seinem Gott, am allerwenigsten aber Gott.

Der Philosoph Kant erklärte dem gemeinen Verstande:

„Der Gottesdienst der natürlichen Religion besteht lediglich im guten Lebenswandel und in der Ueberzeugung, daß wir uns nur durch diesen allein Gott wohlgefällig machen können. — Alles, was der Mensch außer dem guten Lebenswandel noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist Wahn und Afterdienst; denn über die Sittlichkeit hinaus ist Alles Afterdienst, der Gott zu einem Fetisch, zu einem schwachen, der Schmeichelei zugänglichen Idol erniedrigt. Dieser vermeintliche Gottesdienst hat seinen Grund und Halt in dem arbeitsscheuen Leichtsinn der Menschen; es ist mühsam ein guter Diener, leichter, ein Favorit zu sein; die Menschen verehren die göttlichen Gebote, um nicht nöthig zu haben, sie zu beobachten."

Von einem solchen frommen Gottesdienste sagte einst Göthe mit Schalksernst (Ironie):

„Ich habe nichts gegen Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben,
Auf seine eigene Art zu wandern,
Sich selbst genügen und den Andern,
Und freilich auch dabei vertrauen,
Gott werde wohl auf ihn auch niederschauen."

Sagte doch selbst Martin Luther, der sich sonst in derb malerischen Darstellungen des göttlichen Wesens zu bewegen pflegte: „Fürwahr, der rechte Gottesdienst liegt inwendig im — Vertrauen und Lieben."

In der Religion gebildeter Vernunftmenschen war es nicht das Glauben allein, was selig machen konnte, sondern vollständige Bildung: Wissenschaft, Ueberzeugung, und die daraus hervorgehende Sittlichkeit.

Die alten Religionen haben sich mit ihrem allein seligmachenden Glauben hinter Bollwerke versteckt, welche ihnen kunstgeübte Priesterhände nach langjähriger Mühe aus Offenbarungen, Wundern, Weissagungen, heiligen Schriften und unveränderlichen Glaubensbekenntnissen erbaut hatten. Der Zahn der Zeit hat diese Bollwerke nicht unberührt gelassen.

Der denkende Theil der Menschheit stellte sich aber weder vor, noch hinter diese Bollwerke, sondern in das offene Reich der Natur mitten hinein, und blickte hier unverwandten Auges nach den Weltgesetzen hin, aus deren richtiger Erkenntniß und Beobachtung dann die wahre Seligkeit quillte. Die Andern konnten das allerdings nie begreifen, denn ihnen galt irgend eine alte Erzählung Alles. Es geschah ihnen wie den Kindern des folgenden Gleichnisses:

„Die fromme Sage gleicht dem goldenen Ei,
Das blickt geheimnißvoll aus weichem Neste;
Neugierige Kinder lockt sein Glanz herbei,
Wird ihnen Tag für Tag zum neuen Feste.
Sie ahnen nicht im frohen Kindesmuth,
Daß in dem Ei lebend'ge Kräfte gähren,
Bis es, bebrütet von des Geistes Glut,
Den gold'nen Wundervogel muß gebären.
Wie sie sich wieder nahen, da ist's entzwei:
Sie schelten kindisch des Zerstörers Tücke,
Und halten unter Weinen und Geschrei
In schwachen Händen die zerbroch'nen Stücke.
Thörichte Kinder! aus dem Wipfel dort
Hört ihr den Sang des Vogels nicht erklingen?
Das Wesen ist erwacht, der Schein ist fort,
Vor dem Gedanken muß die Schale springen."
(Sallet: Laienevangelium.)

Es ist wahr, auch bei den gebildeten Vernunftmenschen hatte alle Erkenntniß mit dem Glauben begonnen, aber

sie endigte nicht mit ihm. Aus dem Nebel der Gedankenkindheit, wo der Glaube Alles zusammenhielt, trat das vernünftige Geschlecht am Mittage seines Lebens in das Reich der Erfahrungen ein, und hielt sich an das bestimmtere Wissen, an die Ueberzeugung.

Hier war es auch, wo der vernünftig gebildete Mann nicht selten den wahren Charakter des Glaubens, besonders des religiösen, mehr oder weniger kennen und gering achten lernen mußte, wie ihn einer unserer berühmten Zeitgenossen kennen gelernt hat, der ihn folgendermaßen beschrieb: „Nach oben ein Knecht — nach abwärts Tyrann — Verläumder des Menschen und — Speichellecker seines Herrn.“ — „Dabei versetzt er Berge. — Ja wohl! Die schwierigsten Fragen löst der Glaube nicht auf, sondern — verschiebet sie nur.“*)

„Der religiöse Glaube ist der höchste Gehorsam, denn er fordert die höchste Aufopferung, nemlich die der Selbstständigkeit der Vernunft.“ — Allerdings. Aber die Zahl derjenigen, welche dieses größte aller Opfer zu bringen nicht im Stande gewesen sind, wurde in manchen Völkertheilen und zu manchen Zeiten sehr groß. Dann mochte man allerdings mit Recht und oft davon sprechen, daß „der letzte, verzweifelte Kampf des Altersschwachen Glaubens gegen die Vernünftigkeit bald bevor stehe, aus dem einst die neue Religion der Zukunft hervorgehen würde.“

Auf der andern Seite war aber wieder die Ausdauer des alten Religionsglaubens so groß, daß seine eifrigeren Vertheidiger daraus dessen Heiligkeit herleiteten, eben „weil er sich so lange erhalten habe.“

„Seltsam ist Prophetenlied,
Doppelt seltsam, was geschieht.“

Wo und wie sich der Glaube für den allein seligmachenden ausgegeben haben mag, im Christen-, Juden- oder Heidenthum, er konnte seine Echtheit nicht immer nachweisen, dem vernünftig Gebildeten aber nie.

„Der echte Glaube ist nicht mehr erweislich,“ sagte Lessings Nathan in der Erzählung von den drei Ringen.

„Alle gründen sich auf Geschichte, geschrieben oder über-

---

*) S. L. Feuerbach: Satyr. theol. Distichen.

liefert, und Geschichte muß doch wohl auf Treu und Glauben angenommen werden? — Aber wessen Treue zieht man denn am wenigsten in Zweifel? Doch wohl die der Seinen? Wie kann ich meinen Vätern weniger glauben, als du den Deinen?"

„Der Richter sprach: Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden, denn die falschen Ringe werden
Das nicht können! — Nun, wen lieben Zwei
Von euch am meisten? Macht, sagt an! — — Ihr schweigt? —
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht nach Außen? —
Jeder liebt sich selber nur am meisten? —
O, so seid ihr alle drei betrogene Betrüger!" —

Es wäre unrichtig, hier, wo von dem Widerspruche gebildeter Vernunftmenschen die Rede ist, unter dem Glauben etwa nur den Aberglauben zu verstehen; ihre Religion bekämpfte und verwarf Beide gleich kräftig, sobald diese das Recht haben wollten, den Menschen selig zu machen. So erklärte ein Prediger die Religion der Zukunft:*)

„Es ist die Natur des Glaubens, die Welt nicht zu nehmen, wie sie ist, sondern sie mit der Einbildungskraft zu erfassen, mit allerlei menschenähnlichen Wesen zu bevölkern, und das Natur- und Menschenleben für Wirkungen dieser Wesen zu halten. So schafft der Glaube sich seine Götter, Engel, Teufel, Geister, Zauber und Wunder. Der Aberglaube thut nichts Anderes; er führt nur weiter aus und führt in Wirklichkeit und Gegenwart ein." — „Aller Glaube wird zuletzt zum Aberglauben, dann, wenn die Erkenntniß kommt. Was jetzt Aberglaube ist, wurde einst Glaube genannt; was jetzt Glaube ist, wird einst Aberglaube genannt werden. Beide hören einst in der Freiheit des Geistes auf, und werden erkannt als vergangene Gebilde vergangener Zeiten." — „Soll dem Aberglauben wirklich gesteuert werden, so kann das nur durch die Erkenntniß, durch die Wissenschaft geschehen. Einsicht in die

*) Wislicenus: N. Reform 1850, 215.

Natur der Dinge und Denkbildung, das sind die Waffen gegen ihn, nicht die Predigt vom Glauben. — Und wenn der Aberglaube heutzutage mehr abnimmt, so geschieht das nicht, weil etwa der Glaube zunehme, sondern im Gegentheil, weil auch er abnimmt, und der Einsicht Platz macht: Glaube und Aberglaube gehen Hand in Hand; sie sind gleichen Wesens; sie stehen und fallen mit einander. Die Erkenntniß allein steht über Beiden, und bleibt ewig."

Auf der andern Seite betrachtet, haben gebildete Vernunftmenschen weder den Glauben noch den Aberglauben an sich verachtet — denn bekämpfen heißt noch nicht verachten — weil sie anerkannten, daß Beide eine Art Schule seien, welche die Menschheit durchmachen müßte, um zur Wissenschaft und Ueberzeugung zu gelangen. Sie verachteten aber diejenigen Menschen, welche aus Rücksichten des Eigennutzes oder vorübergehender Vortheile absichtlich und gewaltsam den aufstrebenden Menschengeist in der niedern Schule des Glaubens oder Aberglaubens festhielten, und ihn einschläferten, damit er nichts davon merke, daß außerhalb seiner Schule — die Welt sei. Gegen diese, nicht gegen die Befangenheit ihrer geopferten Schüler wendete sich das schärfere Urtheil und — die Verachtung.

Das Verhältniß der Vernünftigkeit zum Glauben hat ein geistreicher Zeitgenosse — L. Feuerbach — vielleicht am allerpassendsten — in folgenden Worten dargestellt:*)

„Das verlorne Paradies des Glaubens."

Denkt nur, wie tief! — „Männlein" ist der Glaub' in germanischer Sprache,
Aber die liebe Vernunft ist nur ein „Fräulein" in ihr.
Freut euch! Ich löse hiermit das Geheimniß. — Wie Adam gefallen,
Eva war die Vernunft, Adam der Glaube jedoch.
Erst befand sich der Glaub' allein und im Stande der Unschuld;
Aber die Unschuld war, leider! von kurzem Bestand.
Adam wurde natürlich die Zeit lang, als er allein war;
Eine Gefährtin wünscht' er darum vom Herzen sich jetzt.
Sein erbarmt sich Gott, und entnahm dem Leibe des Glaubens
Eine Ripp' und erschuf d'raus ihm — die Eva Vernunft. —
Und sie waren erst nackt, doch schämten sie nicht sich der Blöße,
Denn es hatte noch nicht Adam die Eva erkannt.

*) Satyrisch-theologische Distichen. S. 110.

Aber die Eva verführt', o wehe! den Adam, zu brechen —
Trotz dem Verbote — die Frucht von des Erkenntnisses Baum.
Nun gewahrten sie erst enttäuscht mit tiefer Beschämung,
Daß der Glaub' und Vernunft sind sich entgegengesetzt;
Und aus der Erd Paradies, dem Land einfältiger Eintracht,
Trieb das Bewußtsein der Schuld jetzt das gewitzigte Paar.
Ach! auf ewig dahin ist das liebliche Eden des Glaubens,
Ewig — durch Eva Vernunft — Adam der Unschuld beraubt.
Wohl vermögt ihr die Frucht, die ihr vom Baume gebrochen,
Wieder zu heften an ihn, nimmer doch wächset sie an.
Arbeiten müßt ihr anjetzt — nicht glauben, mit Schmerzen gebären,
Selber erzeugen, was euch Noth ist zum Leben und Heil."

Der Gläubige mochte von jeher an der Verführerin Vernunft sein frommes Aergerniß gehabt haben. Aber „Aergernisse müssen sein. Wehe nur dem, durch den Aergernisse kommen." Wehe der Eva Vernunft!

Wem der Glaube Alles war, dem raubte freilich die Vernünftigkeit dies Alles. Aber blieb darum nicht das Bessere?

„Ist Nichts zu glauben übrig? (fragt die Welt)
Nichts, was das Herz erbaut, den Geist entzückt,
Erstaunt und durch sein Heiliges überwindet!
Ist nichts mehr übrig? O, dann laßt mich sterben;
Ich will nicht kalt, nicht öd' und nüchtern sein,
Das Ewige soll wie eine Feuersäule
Mir leuchten. Himmlisches muß ich verehren!
Dann fühlt das Herz nur seine eig'ne Größe!
Die eig'ne Frömmigkeit! Die eig'ne Liebe!" —
O Welt! Es ist noch Alles, Alles übrig,
Was je ein Herz erbaut, den Geist entzückt,
Erstaunt, und durch sein Heiliges überwunden."
(Schefer's Weltpriester.)

Wie armselig ist es, sich, den Menschen, mitten im Reiche des göttlichen Waltens unglücklich zu fühlen, weil man seinen Glauben, sein eigenes, das Erzeugniß irgend eines längst verwesten Gehirnes, aufgeben sollte, um den Eingebungen der gesunden Vernunft zu horchen, und die ewigen Gesetze der Welt zu erfahren.

Die gebildeten Vernunftmenschen ließen keine priesterliche Vermittelung ihrer Religion zu, sondern besorgten sich diese höchste Angelegenheit ihres Geistes selbst.

Unter Andern begann Lessing einen gründlichen Kampf gegen jedwede Art priesterlichen Mittlerthums damit, daß er jene Behauptungen zerstörte, welche von jeher die Hauptstützen aller Seligkeitsmakler gewesen waren, vorzüglich aber den Satz, „daß zur Religion eine übernatürliche, außerordentliche Offenbarung nothwendig sei.“ — Vernünftig gebildete Menschen haben fortan eingesehen, daß das nur ein Vorwand und keine Wahrheit sei, und der Prophetenschein, mit welchen sich das alte Priesterthum umhüllt hatte, begann, sehr durchsichtig zu werden. — „Wir können nicht sagen — erklärte Kant — daß wir (schon) in einem aufgeklärten Zeitalter leben; die Menschen sind noch nicht mündig; aber man arbeitet daran, sie mündig zu machen; wir leben in dem Zeitalter der Aufklärung.“

Macht und Ansehen der geistlichen Vormundschaften sind daher nicht im Wachsthum begriffen.

„Die Laien lernen lesen“ — und verstehen. —

Mit den Predigern der gebildeten Vernunft wehren sich deren Jünger gemeinsam und entschieden gegen alle Zumuthungen alterthümlicher Priestergewalt. — Wo es aber noch nicht geschieht, trägt die Vernunft gewiß keine Schuld.

„Faulheit und Feigheit — meinte der berühmte Kant — sind die Ursachen, warum ein großer Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst schon von fremder Leitung freigesprochen, dennoch — gerne — Zeitlebens — unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu ihren Vormündern aufzuwerfen.

„Wage es auch weise zu sein!“ rief von jeher der Weise dem am Gängelbande des Glaubens geleiteten Mitmenschen zu. Wage es, weise zu sein, und geberde dich nicht, wie sich der Bär an der Kette seines Führers geberdet. Er tanzt nach dessen Pfeife, um ihm den Lebensunterhalt verdienen zu helfen. Wage es weise zu sein, Mensch! und erkenne vor Allem wenigstens, daß du — kein Tanzbär bist. „Habe den Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“*)

---

*) Den denkenden Menschen hat Kant ein Lehrbuch in die Hände gegeben, betitelt: „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft.“

Nur selten trat einer oder der andere jener Männer, die sich von allen Priesterreligionen losgesagt haben, als persönlicher Feind der Geistlichkeit selbst öffentlich auf. Desto mehr mußten aber sie, die waren, was sie sollten, Vernunftmenschen, die lauten Schmähungen der Gegner erfahren. „Statt zu sein Wohlthäter, — klagte Feuerbach — die Frucht der erworbenen Erkenntniß mitzutheilen dem Volk, das ja empfangen nur kann, statt zu verbreiten Vernunft, schreien sie gegen Vernunft selbst von der Kanzel herab."

Bittere Kränkungen, reichlich empfangen, und der Anblick gemißbrauchter Vollmachten mögen dann manchen Weisen bewogen haben, seine Feder gegen die Feinde der Vernünftigkeit ungewöhnlich scharf zu spitzen.

„Halte den Gifthauch ferne — eiferte z. B. Herder (Shaftesbury) im Rückblick auf die Vergangenheit. — „Halte den Gifthauch ferne, der, um den Himmel zu bevölkern, Länder verheert und entmenscht die Menschheit. Unhold, bleib in der Wüste dort, die dich geboren! Tyrann des Stromes, schreckendes Ungeheuer der Ufer, lauschend hinter dem Schilfe, dann den Schlafenden erhaschend, weinendes Krokodil! Verhaßtes Bild der trügenden Heuchelei, des Aberglaubens, der Pest, welche Menschen gegen Menschen reitzte mit Wuth sich um Gottes Willen zu würgen."

Wenn aber, wie es zu Zeiten geschah, Philosophen den Scepter führten, ging es jenen Vermittlern religiöser Seligkeit, welche ihren Beruf verkannten, schlimm, und es ist erklärlich, daß sie glaubten, den lieben Gott bitten zu müssen, er möge solches Unglück von ihren Häuptern gnädiglich abwenden.*)

Vernunftmenschen beeinträchtigten das Ansehen, welches die Mittlerschaft Gottes für sich in Anspruch nahm; sie wollten die Priester nicht für mehr anerkennen, als für Lehrer der Sittlichkeit, und verlangten vor Allem von ihnen Bildung, Aufrichtigkeit und Selbstüberzeugung. Einen eigentlichen Standesunterschied sollte nur das Lehramt gewähren. So nahm z. B. der aufgeklärte Schleiermacher, der selbst dem Priesterstande

---

*) „Als Friedrich d. Gr. starb — erzählen seine Geschichtschreiber — verkündigten viele Priester im gottesfürchtigen Tone öffentlich von den Kanzeln, daß „er endlich zum Teufel gefahren sei." — „Eine Krone mehr auf sein Denkmal", sagte Mirabeau zu diesem frommen Eifer.

angehörte. den blendenden Gottesglanz von dessen Stirne, indem er sagte:

„In der Gemeinde wahrhaft religiöser Gemüther ist kein Gegensatz zwischen Priestern und Laien; es ist kein Unterschied der Personen, sondern nur ein Unterschied des Zustandes und der Verrichtung. Jeder ist Priester, indem er die Andern zu sich hinzieht auf das Feld, welches er sich besonders zugeeignet hat, und wo er sich als Muster darstellen kann, jeder ist Laie, indem er der Kunst und Weisung eines Andern dahin folgt im Gebiete der Religion, wo er selbst minder einheimisch ist."

Noch tiefer griff Fichte, als er sagte: „Das letzte Ziel alles Wirkens in der menschlichen Gesellschaft ist: Die Menschen sollen übereinstimmen über das rein Vernünftige. Dann aber, wenn sie im rein Vernünftigen übereinstimmen, (was die Gebildeten stets gethan haben), fällt auch selbst die Unterscheidung zwischen Gelehrten und Ungelehrten weg, weil alle dasselbe wollen." —

Wo der Priester, fehlte dann erklärlicher Weise auch „das Opfer."

„Pergamente, beschrieben und beprägt," hatten in der Religion gebildeter Menschen nie eine andere Bedeutung, als die ihnen gebührte. — Herrschaft gebührt nicht dem Wachs, dem Leder, diesen untergeordneten Werkzeugen geistiger Mittheilung. Sie enthalten Zeichen, aber keine Gewalt. Vernünftige Leute haben sich nie durch irgend eine Urkunde das Recht der Frage, des Zweifels, der Prüfung und Ueberzeugung verkümmern lassen. — Jene Männer, welche selbst die Feder führten und ihren Schriften den eigenen Geist einhauchten, wußten auch zu beurtheilen, was es mit dem heil. Geiste irgend einer alten Religionsschrift für ein Bewandtniß habe. Ihnen galten daher z. B. die alten Glaubensbekenntnisse für nichts mehr und nichts weniger als eben für Bekenntnisse, die Erzählungen eben nur für Erzählungen, Nachrichten für Nachrichten, Lehren für Lehren, überkommen aus grauer Vergangenheit und menschlichen Einwirkungen, Verdrehungen, Erweiterungen, Verfälschungen und dergleichen unterworfen.

„Die Natur hat nur eine Schrift — sagt Göthe — und

ich brauche mich nicht mit so vielen Kritzeleien herumzuschleppen; darf auch nicht fürchten, (wie wohl geschieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergamente abgegeben), daß ein scharfer Criticus kommt, und mir versichert, das Alles sei nur untergeschoben." —

In Betreff des Christenthums machten aufgeklärte Menschen von jeher einen großen Unterschied zwischen den Vorschriften herrschender Kirchen und der menschlich-sittlichen Christuslehre selbst. Von jenen sagten sie, wie Kant, „sie seien als ein höchst wichtiges Staatsbedürfniß zu achten;" von dieser dagegen sprachen sie mit jener Anerkenuung, welche allgemeinen Sittenlehren der Menschheit gebührt. So schrieb Herder, der begeisterte Apostel wahrer Humanität und Gegner aller Heuchelei:

„In aller Menschen Herzen ist sie (die Christuslehre) geschrieben, obwohl mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unvertilgbar, unverfälschlich. Sie heißt: Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth." — „Der groben Mißverständnisse wegen haben sich viele am Namen vereckelt, so daß zu unserer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieser ungeheuren Mißbräuche wegen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen."

Da, wo gebildete Vernunftmenschen für Feinde der Christuslehre ausgeschrien wurden, hatten sie es gewiß nur mit christlichen Schriftgelehrten und Priestern, nicht aber mit der ursprünglichen Predigt des Evangeliums zu thun gehabt. Dieser konnte Vernünftigkeit nicht feind sein, wohl aber manchen Satzungen jener.

Die Religion gebildeter Vernunftmenschen konnte nicht ihre eigene Gegnerin sein. — Sie hat aber auch nie irgend eine Art Forschung, Untersuchung, Prüfung gescheut, sie hat nie Zweifler angefeindet oder Nachbeter begünstigt.

„Ihr waren von jeher Zweifler nützlicher gewesen, als die bloßen Nachbeter."

Vernünftigwerden galt ihr stets als Zweck und Ziel des menschlichen Lebens und Nachdenken als das erste, noth-

wendige Mittel dazu. — Zwar wollten sich die Priesterreligionen des Alterthums auch nicht selten einer Denkprobe unterziehen, aber sie verbaten es sich, daß diese ungünstig ausfalle. Sie bedienten sich der Vernunft, aber wie Feuerbach sagte:

„Reichte Glaube nicht hin, so mußte Vernunft aushelfen,
Doch ging aus der Verstand, steuerte Glaube der Noth."

Als vernünftige Männer, wie z. B. Copernicus und Galilei, die Richtigkeit des alten Glaubens, die Sonne habe einmal stille gestanden, nachwiesen, wurde ihre Vernunft verdammt. Als dagegen ein Frommer (Thomas von Kempen) schrieb: „Unterwirf dich Gott, und deine Vernunft sei eine demüthige Magd des Glaubens" u. s. w.: da galt die demüthig dienende Vernunft gar viel, und verachtete es Keiner, sie für sich — zu dingen.

„Ihr scheltet die Vernunft — rief jüngst noch ein Vernünftiger seinen Gegnern zu — und könnt doch gar nichts anderes in eueren Gedanken hegen und auf eueren Lippen führen als Vernunft. Der ganze Unterschied ist nur der, daß ihr euch mit alter Vernunft zu thun macht und wir mit neuer. Denn was sind eure heiligen Bücher und alle eure Satzungen anders als die Vernunft vergangeuer Zeiten? Was Moses sagte und was Jesaias sprach, was Jesus lehrte und Paulus auseinandersetzte, was die alten Kirchenversammlungen aufstellten, was die Päbste gut hießen, was Luther aus der Kraft eines sittlichen Gemüthes und was Melanchthon aus den Schätzen reicher Gelehrsamkeit hervorbrachte, was war es anders, als die Eingebung ihrer Vernunft? — Wenn der Mensch seinen Mund aufthut, um seine Mitmenschen zu belehren, so hat er keine andere Quelle, um daraus zu schöpfen, als eben die Vernunft."*)

Wäre es der Menschen Bestimmung, nur zu glauben, und in Einem Glauben beständig zu verharren, so wäre ihnen nicht die Kraft der Vernunft beigegeben worden. Ihrer kann sich, wie Rückert so schön sagte, der Glaube nicht erwehren:

„Wenn dir des Himmels Licht durch's Fenster ist zuwider,
So zünde Kerzen an, und laß den Vorhang nieder;

---

*) Uhlich: Sonntagsblatt 1852. S. 119.

Bald hast du dir zur Nacht den Stubentag gemacht,
Doch draußen in der Welt — wird es darum nicht Nacht."

Und das war auch immer die geößte Freude, der süßeste Trost, die festeste Hoffnung jener Männer, welche den herrschenden Glaubensbekenntnissen aus Religion entsagt haben. Lese ihre Werke und überzeuge dich. „Den sichern Schatz im Herzen tragend, betrachteten sie das Spiel des ihnen entgegengesetzten Lebens, des Lebens im Glauben, mit heiterer Seele, und kehrten immer, wenn sie es gemustert hatten, nur noch froher zu ihrem schönen Eigenthum zurück."

Dagegen war aber Vernünftelei jenen gebildeten Männern stets zuwider und sie geißelten dieselbe nicht selten mit den schärfsten Worten. So schrieb z. B. Schiller wider sie unter Andern folgende satyrische Verse:

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter Allen,
So nahe an des Himmels Zelt!" —
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
Hans Metaphysikus *), in seinem Schreibgemache.
Sag' an du kleiner, großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist erbaut?
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höhen,
Wozu sind sie dir nütz' als in das Thal zu sehen."

Oder wie Feuerbach von den Vernünftlern sagte:

„Hoch ist der Standpunkt, den ihr besteigt, ihr Mittler, so dünne
Aber auf ihm auch die Luft, daß d'rin das Leben erlischt."

Und welche Mittel haben jene Vernunftmenschen anwenden müssen, um ihren Lehren Schüler und Anhänger zu verschaffen?

---

*) Ein im Uebernatürlichen, Uebersinnlichen grübelnder Gelehrter.

Mußten sie das Schwert ergreifen und, wie Lessing sagt, „mit frommer Raserei den „bessern" Gott ihren Mitmenschen aufdringen," wie einst Carl d. G. den Sachsen, wie die Sachsen den Wenden, wie der Kaufmann Mahomet den Arabern?

Mußten sie zu den obrigkeitlichen Gewalten Zuflucht nehmen, um ihre Ansprüche und Grundsätze gegen Angriffe von Zweiflern, Kritikern und Ungläubigen zu schützen? Haben sie die Lehren ihrer Religion nicht vielmehr — dem Aeußern nach schutzlos — jedem Gegner preisgegeben? — Mußten sie Inquisitionen begründen und Scheiterhaufen errichten, um den leisesten Widerspruch bei Zeiten zu ersticken? — Sonderbarer Weise war es gerade der Widerspruch, der die Stützen der Wahrheit befestigte.

Oder mußten sie jedem Satze ihrer Religion eine Fluchformel hinzufügen, etwa: „Wer das Gegentheil glaubt, ist verdammt," wie einst die Kirchenversammlungen thaten? Die Religion der gebildeten Vernunftmenschen verlangte nicht bloßen Glauben, sondern vielmehr Selbstüberzeugung.

Welche Mittel dienten dann zur Verbreitung und Annahme der vernünftigen Religion?

„Wenn einmal nur erscholl das rechte Wort,
So tönt' es unvertilgbar fort und fort!" —
„Und war es auch nach Hunderten von Jahren,
Sein Tag erschien dem ausgesproch'nen Wahren."

Schwert, Gewalt, Inquisition, Scheiterhaufen, Fluch und Strafe, Alles fehlte, nur das lebendige Wort hat es gethan.

Und umgekehrt: Was half Verfolgung, Gewalt, Unterdrückung, Spott, Inquisition, Fluch und Scheiterhaufen gegen die Religion der gebildeten Vernunftmenschen? — Nichts!

„Wenn die Frucht reif war, zersprang die Schale" — wie Herder sagte, und das geschah, ob der Himmel licht oder trübe, stürmisch oder mildlächelnd darauf hernieder sah.

Die Religion gebildeter Vernunftmenschen hat sich aber freilich noch nie eines allgemeinen Beifalls, zahlreicher Beistimmung oder augenblicklicher Anerkennung rühmen können; sie stieß vielmehr immer auf großen Widerstand.

„Vernunft ist hoch, Verstand ist streng. Sie rasseln d'rein mit Schellen" — sagte Göthe. Und fand sich ein Beschützer

oder Gönner, dessen Macht ihre Verbreitung gefördert haben könnte, so fehlte oft die warme Ueberzeugung, welche nur dem wahren Jünger zu eigen ist."

„Besehet euch die Gönner in der Nähe: Halb sind sie kalt, halb sind sie roh."

Wie die Bildung der Menschheit so hat ihre Religion die Bestimmung nur langsam und schwer aber sicher dem Ziele entgegen zu schreiten.

Wie schön drückt es Rückert in folgendem Gleichniß aus:

„Die Ströme liefen all gerades Wegs in's Meer,
Wenn sich die Berge nicht vorstreckten überquer.
Den Bergen mußten sie anschmiegend sich bequemen,
Und ihren Lauf zum Meer durch manchen Umweg nehmen;
Die Berge halten sie am Ende doch nicht auf,
Und reicher wird dadurch ihr schön gewundener Lauf."

Die Religion vernünftig Gebildeter hat sich nicht auf erdichtete Räthsel und vorgeschriebene Geheimnisse, sondern auf Erkenntniß der Weltgesetze gegründet. — Prüfe einmal ihre Voraussetzungen: es waren immer ausgemachte Wahrheiten, die sich dem menschlichen Geiste als Gebote der Weltordnung aufdrängen. Was ein gebildeter Mensch hinzudichten konnte, davon sagte er aufrichtig und ehrlich: „Das habe ich erdacht, erdichtet, prüfet es, ob es in Wahrheit bestehen kann." Und siehe, wenn seine Gedanken nichts als räthselvolle Geheimnisse waren, so bestanden sie nicht. Wer hätte es darnach wagen dürfen, sie einem Gotte zuzuschreiben, damit sie glaubwürdig erscheinen. — Sallet rief entrüstet:

Schuf Gott so stümperhaft denn die Natur,
Daß er, uns seinen Geist zu offenbaren,
Muß — ew'ge Offenbarung störend nur
Mit Taschenspielerkunst dazwischen fahren?"

In der Religion gebildeter Vernunftmenschen galt solche Zumuthung für eine grobe Sünde gegen den heiligen Weltengeist.

„Du hältst — schrieb Göthe an Lavater — das Evan-

gelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß ein Weib ohne Mann gebiert und ein Todter aufersteht. Vielmehr halte ich das für eine Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur."

Die einzigen religiösen Geheimnisse sind dem Gebildeten die noch unentdeckten Gesetze der Natur, die noch nicht vernommenen Werke Gottes.

„Man wird vielleicht sagen: Sollen wir denn kein Wort Gottes, keine Offenbarung haben? Ich antwortete mit Ja; es gibt ein Wort Gottes, es gibt eine Offenbarung. Es ist die Schöpfung, die uns vor Augen liegt, und nur in diesem göttlichen Worte, welches keine menschliche Erfindung fälschen oder umformen kann, spricht Gott zu sämmtlichem Menschengeschlechte." — „Die Bibel desjenigen, der wahrhaft an Gott glaubt, ist die Schöpfung. Hier liest er, um sich über Gott zu belehren." — „Die Naturwissenschaften betreffen die Erkenntnisse der Werke Gottes und seiner Macht und Weisheit in ihnen; sie sind die einzige wahre Gottesgelehrtheit (Theologie). Was man gegenwärtig statt ihrer als Theologie studirt, ist nichts weiter, als das Studium menschlicher Meinungen und Einbildungen in Bezug auf Gott. Es ist nicht das Studium Gottes selbst in den Werken, die in der That von ihm herrühren, sondern das eines bloßen Wahngebildes in Schriften, die der Mensch verfaßte."

So sprach ein Prediger der Religion der Zukunft, Thomas Paine, in Uebereinstimmung mit allen Gebildeten der Vergangenheit und Gegenwart.

In demselben Sinne schrieb Hofferichter, ein Bote religiöser Ueberzeugung, jenen zu, welche glaubenstreu an den heiligen Geheimnissen alter Religionen hangen:

„Will sich Gott dir offenbaren,
Thut er's ewig nur im klaren
Walten, nicht im Räthselspiel.
Laß Vernunft nur das erfassen,
Was er will verkünden lassen,
Nicht das schwärmende Gefühl!
Nur die Unvernunft kann lehren,
Heiliger Scheu voll zu verehren,

Was dir unvernünftig scheint.
Wer in seinem geist'gen Wesen
Irrthum nur vermag zu lesen,
Ist kein ächter Gottesfreund!"

Alles, was dem Menschen zur Seligkeit dienen soll, muß er zu finden und zu erkennen im Stande sein. Die Vorsehung hat ihn angewiesen, sich im Bereiche seiner Welt, der ihn umgebenden Wesen, zurecht zu finden.

„Und ist ein großes Wort vonnöthen, so gedenkt man dein, Mutter Natur!" — (Hölderlin.)

Darin sind auch alle Vernünftiggebildeten von jeher einverstanden gewesen. Wie aus einem Munde tönte es:

„Denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, rufen wir zu: Kommt her zur Naturlehre und erkennt das Ewige." — (Schelling.)

So kam es auch, daß das, was die Religion aller gebildeten Vernunftmenschen sagte, eben nicht „das Eine aller Herzen unter dem himmlischen Tage war, ausgedrückt in mancherlei Sprachen", sondern das Eine, was als Gottes ewiges Gesetz alle Naturwesen in einer einzigen Sprache verkündigen. — Hier gibt es nemlich keine Glaubensbekenntnisse, sondern nur unläugbare Erfahrungen, in denen man sich von der ewig unwandelbaren Festigkeit und Strenge der Weltordnung überzeugt. Die Gesetze derselben sind in keiner Menschensprache, sondern in dem eigenthümlichen Zusammenhange von natürlichen Ursachen und Wirkungen ausgedrückt, und für die menschlichen Kräfte aller Zeiten, aller Orte, aller Verhältnisse gleich deutlich vernehmbar. Sie sind die Offenbarung Gottes, der sich kein vernünftig gebildeter Mensch entziehen kann. Darin besteht die große Uebereinstimmung aller Vernünftigen in der ganzen Welt.

„Gewisse Dinge verstehen alle Menschen; verstehen sie schon jetzt, als wären sie nur Eine Person und hätten Ein Verständniß; darin sind sie schon Eins. Dies ist ihr Band, sonst wüßten sie vielleicht nichts von einander."

Und dieses Verständniß wird immer an Umfang des Gegenstandes zunehmen. Alle aufgeklärten Männer haben das erkannt und vorausgesagt. So schrieb z. B. Hegel: „Es ist nicht schwer zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt

und des Ueberganges zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seiner Vorstellungen gebrochen, und steht im Begriffe, sie in die Vergangenheit hinab zu versenken."

„Nur der Kurzsichtige sieht nach dem Ufer, das er zurückläßt, nach jenem nicht, wo dereinst landen wird des Geistes muthiger Flug." — (Schiller.)

Ende des ersten Theils.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Berichtigung.

Bei dem Satze dieser zweiten Auflage wurden einige Ziffern, welche auf frühere Stellen in diesem Werke hinweisen, nach der ersten Auflage vermerkt, so daß hier einige Fehler entstanden sind, die in Folgendem berichtigt werden:

Auf	Seite	152	Zeile	6 von unten	soll es statt	(S. 91)	heißen	(S. 82).
=	=	153	=	21 =	= = =	(S. 149)	=	(S. 138).
=	=	157	=	4 von oben	= = =	(S. 84)	=	(S. 72).
=	=	161	=	18 =	= = =	(S. 158)	=	(S. 147).
=	=	166	letzte Zeile	von oben	= = =	(S. 89)	=	(S. 81).
=	=	170	Zeile	6 von unten	= = =	(S. 26)	=	(S. 23).
=	=	171	letzte Zeile	von unten	= = =	(S. 25)	=	(S. 23).
=	=	172	Zeile	12 von oben	= = =	(S. 154)	=	(S. 143).
=	=	175	=	13 =	= = =	(S. 87)	=	(S. 79).
=	=	183	=	3 von unten	= = =	(S. 79)	=	(S. 71).
=	=	199	=	15 =	= = =	(S. 58)	=	(S. 52).
=	=	204	=	20 von oben	= = =	(S. 175)	=	(S. 162).
=	=	205	=	9 von unten	= = =	(S. 129)	=	(S. 120).
=	=	229	=	17 =	= = =	(S. 221)	=	(S. 205).
=	=	230	=	13 von oben	= = =	(S. 222)	=	(S. 206).
=	=	246	=	3 von unten	= = =	(S. 256)	=	(S. 238).
=	=	257	=	11 von oben	= = =	(S. 124)	=	(S. 115).
=	=	259	=	18 =	= = =	(S. 215)	=	(S. 200).
=	=	260	=	13 von unten	= = =	(S. 129)	=	(S. 120).
=	=	263	=	15 von oben	= = =	(S. 129)	=	(S. 120).
=	=	267	letzte Zeile	von oben	= = =	(S. 227)	=	(S. 211).
=	=	288	Zeile	13 von oben	= = =	(S. 127)	=	(S. 118).
=	=	302	=	17 =	= = =	(S. 82)	=	(S. 73).

Wagner, A. E.

Handbuch zur religiösen und moralischen Bildung

Bd.: 1

Berlin 1860